

Oldenburgische Beiträge zu Jüdischen Studien

Schriftenreihe des
Seminars Jüdische Studien im Fachbereich 3
der Carl von Ossietzky Universität

Band 10

Herausgeber

Aron Bodenheimer, Michael Daxner
Kurt Nemitz, Alfred Paffenholz
Friedrich Wißmann (Redaktion)

mit dem
Vorstand des Seminars Jüdische Studien
und dem Dekan des Fachbereichs 3

Mit der Schriftenreihe „Oldenburgische Beiträge zu Jüdischen Studien“ tritt ein junger Forschungszweig der Carl von Ossietzky Universität Oldenburg an die Öffentlichkeit, der sich eng an den Gegenstand des Studienganges *Jüdische Studien* anlehnt. Es wird damit der Versuch unternommen, den Beitrag des Judentums zur deutschen und europäischen Kultur bewußt zu machen. Deshalb sind die Studiengebiete aber auch die Forschungsbereiche interdisziplinär ausgerichtet. Es sollen unterschiedliche Themenkomplexe vorgestellt werden, die sich mit Geschichte, Politik und Gesellschaft des Judentums von der Antike bis zur Gegenwart beschäftigen. Ein anderes Hauptgewicht liegt auf der biblischen und nachbiblischen Religion. Ergänzend sollen aber auch solche Fragen aufgenommen werden, die sich mit jüdischer Kunst, Literatur, Musik, Erziehung und Wissenschaft beschäftigen. Die sehr unterschiedlichen Bereiche sollen sich auch mit regionalen Fragen befassen, soweit sie das Verhältnis der Gesellschaft zur altisraelitischen bzw. Jüdischen Religion berühren oder auch den Antisemitismus behandeln, ganz allgemein über Juden in der Nordwest-Region informieren und hier auch die Vernichtung und Vertreibung in der Zeit des Nationalsozialismus behandeln. Viele Informationen darüber sind nach wie vor unberührt in den Aktenbeständen der Archive oder auch noch unentdeckt in privaten Sammlungen und auch persönlichen Erinnerungen enthalten. Diese Dokumente sind eng mit den Schicksalen von Personen verbunden. Sie und die Lebensbedingungen der jüdischen Familien und Institutionen für die wissenschaftliche Geschichtsschreibung zu erschließen, darin sehen wir eine wichtige Aufgabe, die mit der hier vorgestellten Schriftenreihe voran gebracht werden soll.

Die Herausgeber

Nicolaus Heutger

**Die Fülle an
Weisheit und Erkenntnis**

Festschrift zum 70. Geburtstag

besorgt von Achim Alexander Şahin



Bibliotheks- und Informationssystem der Universität Oldenburg
2001

Verlag / Druck / Bibliotheks- und Informationssystem
Vertrieb: der Carl von Ossietzky Universität Oldenburg
 (BIS) – Verlag –
 Postfach 25 41, 26015 Oldenburg
 Tel.: 0441/798 2261, Telefax: 0441/798 4040
 e-mail: verlag@bis.uni-oldenburg.de

ISBN 3-8142-0792-0

Bisher sind in der Reihe „Oldenburgische Beiträge zu Jüdischen Studien“ folgende Bände erschienen:

- Band 1 Reinhard Pirschel: Dialogisches Prinzip nach Martin Buber und Konzepte zur Förderung von behinderten Kindern und Jugendlichen. – 1998. – 298 S.
ISBN 3-8142-0626-6 / DM 16,-
- Band 2 Isabell Schulz-Grave: Lernen im Freien Jüdischen Lehrhaus. – 1998. – 145 S.
ISBN 3-8142-0647-0 / DM 15,-
- Band 3 Sabine Armbrrecht: Verkannte Liebe. Maximilian Hardens Haltung zu Deutschtum und Judentum. – 1999. – 266 S.
ISBN 3-8142-0653-3 / DM 20,-
- Band 4 Jochen Hartwig: „Sei was immer du bist“. Theodor Lessings wendungs- volle Identitätsbildung als Deutscher und Jude. – 1999. – 310 S.
ISBN 3-8142-0690-8 / DM 20,-
- Band 5 Ursula Blömer / Detlef Garz (Hg.): „Wir Kinder hatten ein herrliches Leben ...“. Jüdische Kindheit und Jugend im Kaiserreich 1871-1918. – 2000. – 321 S.
ISBN 3-8142-0719-X / DM 20,-
- Band 6 Friedemann W. Golka / Wolfgang Weiß (Hrsg.): Joseph. Bibel und Lite- ratur. Symposion Helsinki / Lathi 1999. – 2000. – 124 S.
ISBN 3-8142-0716-5 / DM 15,-
- Band 7 Kurt Nemitz: Die Schatten der Vergangenheit. Beiträge zur Lage der intel- lektuellen deutschen Juden in den 20er und 30er Jahren. – 2000. – 156 S.
ISBN 3-8142-717-3 / DM 15,-
- Band 8 Barbara Busch: Berthold Goldschmidts Opern im Kontext von Musik- und Zeitgeschichte. – 2000. – 499 S.
ISBN 3-8142-747-5 / DM 30,-
- Band 9 Ursula Blömer / Sylke Bartmann (Hrsg.) – unter Mitarbeit von Hans- Peter Geis, Ilse Riemer und Arno Wanders: „Dunkel war ueber Deutsch- land. Im Westen war ein letzter Widerschein von Licht“. Autobiographi- sche Erinnerungen von Friedrich Gustav Adolf Reuß mit einem Nach- wort von Frederick Joseph Reuss.
ISBN 3-8142-774-2

Inhalt

Ein Dank an Nicolaus Heutger	9
Nicolaus Heutger – Leben und Werk	11
Mein Weg zu den jüdischen Studien	15
Erziehung im alten Israel	21
Die Münzprägung im Heiligen Land unter persischer Oberherrschaft	29
Das Deutsche Evangelische Institut für Altertumswissenschaft des Heiligen Landes	31
Judenchristen in Geschichte und Gegenwart	41
Das Judentum und der Islam	53
„Jud’ Süß“ – Der Münzpächter im Lichte der neueren Forschung	59
Deutsch-jüdische Publizistik	67
Der jüdische Beitrag zur neueren Philosophie des deutschen Sprachraumes	83

Die ev. luth. Landeskirche Hannovers und der Antisemitismus	103
Hitlers Besuch im Vernichtungslager Belzec	107
Jüdischer Widerstand im Holocaust	109
Die Geldzeichen des Holocaust	117
Bedeutende jüdische Persönlichkeiten aus Niedersachsen in Wissenschaft und Praxis	121
„Hitlerjunge Salomon“	135
Niedersächsische Jüdinnen und Juden in der Finsternis der Shoa	139
Oskar Schindler in Hildesheim	153
Joachim Jeremias	161
Ein Dankeswort zum 100. Geburtstag am 20. Sept. 2000	
Akademische Lehrveranstaltungen Nicolaus Heutgers	167
Bearbeitet von Ursula Heutger	
Bibliographie	173
Bearbeitet von Ursula Heutger	

Ein Dank an Nicolaus Heutger

Das Seminar für jüdische Studien, das sich seit dem Jahre 1995 mit der Ausgestaltung des Studienganges mit den Abschlüssen „Magister Artium“ (Nebenfach) sowie Promotion befasst, hat seit seiner Existenz als eine Einrichtung im Fachbereich Sozialwissenschaften der Carl von Ossietzky Universität in Oldenburg auf den aktiven Einsatz von Nicolaus Heutger verlassen können. Dabei war es besonders wichtig, jemanden von außen zu haben, der als Lehrbeauftragter daran mitwirken sollte, die inhaltliche Ausrichtung der Jüdischen Studien so abzuklären und zu entwickeln, dass keine unmittelbaren Parallelitäten zu den vorhandenen Judaistik-Studiengängen an anderen Universitäten erscheinen sollten. Es ging vielmehr darum, die Beschäftigung mit der Geschichte und der Kultur des europäischen Judentums von der Zeit der Aufklärung bis ins zwanzigste Jahrhundert zum inhaltlichen Schwerpunkt zu machen. Damit sollten die Oldenburger „Jüdischen Studien“ sich dem Anliegen der international ausgerichteten „Jewish Studies“ anschließen. Um dies auch praktisch umsetzen zu können, war der Studiengang darauf angewiesen, Veranstaltungen mit entsprechenden Themen zu organisieren oder aus den beteiligten Fächern einzuwerben. Hier gab Nicolaus Heutger einen verlässlichen Partner ab, indem er beständig von Semester zu Semester Seminare angeboten hat, die sich vor allem auch den Fragen der Geschichte der Juden in der Region Norddeutschland zuwandten.

Die hier nun präsentierte Sammlung von Arbeiten stammen überwiegend aus diesem dem Oldenburger Studiengang Jüdische Studien zugeordneten Forschungs- und Lehrprogramm. Sie zeigt gleichzeitig, wie umfangreich und vielfältig die Beschäftigung mit Fragen des Judentums in Geschichte und Gegenwart ist und wird aus diesem Grunde zahlreiche Anregungen geben zur eigenständigen Hinwendung zu solchen Problemfeldern der deutschen und europäischen Kultur. An der Carl von Ossietzky Universität ist das Studium des jüdischen Beitrages zur sogenannten abendländischen Welt eine Normalität im akademischen Bildungskanon geworden, auch wenn festzuhalten ist, dass sich viel mehr daran beteiligen könnten als bislang an den Immatrikulationszahlen für den Studiengang selbst abzulesen ist. Es ist aber

die Zuversicht begründet, dass die jüdischen Studien hier weitere Anerkennung finden und somit zukunftsfähig bleiben, weil sie in andere Studiengänge vor allem der Lehrämter sinnvoll hineinreichen.

Dazu hat Nicolaus Heutger mit seinem Engagement beigetragen. Ihm gilt deshalb der Dank aller, die Mitverantwortung für den Studiengang jüdische Studien tragen..

Prof. Dr. Friedrich Wißmann

*Geschäftsführender Leiter
des Seminars für Jüdische Studien
an der Carl von Ossietzky Universität*

Einleitung

Als sich die Frage erhob, was wir unserem Freund Nicolaus Heutger zum 70. Geburtstag überreichen könnten, ergab sich schnell die Antwort: Eine Festschrift. Aber eine Festschrift ist ein schwieriges Unternehmen. Sammelt man nämlich von den Fachkollegen gern gegebene Beiträge ein, entsteht schnell, um mit Ernst Troeltsch zu sprechen, „ein wissenschaftliches Massengrab“, vor dem jeder Verleger aus gutem Grund zurückschreckt. Gibt man aber auf dringenden, berechtigten Wunsch eines Verlegers ein aktuelles Gesamtthema vor, müssen sich liebe, stark beschäftigte Menschen diesseits und jenseits des Ozeans, ihren Grimm heroisch unterdrückend, hinsetzen und einen entsprechenden Aufsatz zustandebringen. Bei Redaktionsschluss wird dann von den wichtigsten Persönlichkeiten Fristverlängerung erbeten, die eigentlich nicht gewährt werden kann, wenn die Festschrift wirklich zum hohen Geburtstag erscheinen soll – und nicht erst als Gedenkschrift. Will man aber eine Sammlung von gehaltvollen, an entlegener Stelle erschienenen Aufsätzen des Jubilars herausbringen, so zeigt sich in diesem Fall das Problem, dass Nicolaus Heutger auf mehreren, von einander weit entfernten Gebieten intensiv tätig war: Neben der Theologie und der Geschichte des Judentums und der Ordensgeschichte stehen da Numismatik und das Pfarramt. Nimmt man dann, wie naheliegt, von allem etwas, so entsteht ein Textbündel, das dann manch einer als buchbinderische Einheit bekritteln würde. Man musste sich also beschränken. So kamen wir zu den jüdischen Studien, denen sich der Jubilar seit 1993 im Rahmen des Seminars für Jüdische Studien der Carl von Ossietzky Universität Oldenburg besonders widmet. Eine Bibliographie wollten wir gerne anfügen, die auf ihre Weise die verschiedenartigen Arbeitsgebiete Nicolaus Heutgers dokumentiert. Eine Gesamtliste seiner akademischen Lehrveranstaltungen schließt sich an.

Wir danken dem Seminar für Jüdische Studien im Fachbereich 3 der Carl von Ossietzky-Universität Oldenburg herzlich für die Aufnahme dieser Festschrift in die Reihe „Oldenburger Beiträge für Jüdische Studien“ und dem BIS-Verlag für seinen Einsatz.

Seine Freunde wünschen dem Jubilar für die Zukunft stabile Gesundheit und innere Heiterkeit – ad multos annos!

Achim Alexander Sahin



Kürschners Deutscher Gelehrtenkalender, 17. Ausg., Berlin, New York 1996 – Geistes- und Sozialwissenschaften S. 559 f.. Vademekum der Geschichtswissenschaften Stuttgart 1995 s.n.. Wer ist Wer? Das Deutsche Who's Who 1990 s.n.. Who is Who in Europe, Bruxelles 1980/81, S. 1057, E. Rozanne Elder und Benoît Chauvin ed., Guide to Cistercian Scholarship, 2. Aufl., Kalamazoo 1985, S. 68. Who's Who in the World, 10. Aufl.

Wilmette, Illinois 1989 s.n.. Who's Who in Religion, 4. Aufl. Wilmette, Illinois 1992/93 s.n.. Who is Who in America, 48. Aufl. 1993 s.n.. Das Goldene Buch hervorragender Persönlichkeiten der Bundesrepublik Deutschland, Nürnberg 1988 s.n.. The International Directory of Distinguished Leadership, Raleigh, North Carolina, USA 1990 s.n.. Internationale Personalbibliographie, 2. Aufl., Bd. III, Stuttgart 1981, S. 647. International Directory of Medievalists, 7. Aufl., Tourhout, Belgie 1990, S. 203. Men of Achievement, 16. Aufl., Cambridge 1993 s.n.. Centre Europeen des Recherches sur les Congrégations et Ordres Religieux, St. Etienne, Répertoire des Membres, 1987, S. 44. Who is Who in Westdeutschland, s.n.

Nicolaus Heutger – Leben und Werk

„70 Jahre und kein bißchen müde“ so würde ich am liebsten dieses Lebensbild meines Freundes überschreiben. Nicolaus Heutger ist am 7.1.1932 in Rinteln/Weser als Sohn des Bankdirektors Fritz Heutger und seiner Frau Laura geb. Spanuth geboren. Sein Großvater Albert Spanuth (1867-1939), Superintendent der Grafschaft Schaumburg, hat ihn tief beeindruckt. In der alten Universitäts- und Festungsstadt Rinteln an der Weser besuchte Nicolaus Heutger das Gymnasium Ernestinum. Seine Schulzeit trug noch weithin Züge einer Zeit, die der Rühmann-Film „Die Feuerzangenbowle“ so wunderbar festgehalten hat. 1943 wurde sein Vater ein Opfer des Krieges, einer von 3.000, die an jedem Tage ihr Leben hingeben mussten. Sein einziges Kriegsziel war gewesen, wieder lebend in Rinteln anzukommen. Für seine auf der Krim erlittene Kopfverwundung brauchte er in dem provisorischen Lazarettzug dringend einen neuen Verband, aber ein schneidiger Unterarzt dekretierte: „Ihren Verband kann ja noch ein General tragen“. So schaffte es der Obergefreite Fritz Heutger nur noch bis Leipzig, aber er konnte noch von seinem Geschick berichten. In dem heimatvertriebenen Schlesier Gerhard Klein (1894-1966), den seine Mutter 1947 heiratete, erwuchs Nicolaus Heutger ein zweiter, liebevoller Vater.

Schon als Schüler war er ein begeisterter Sammler. Seine Beschäftigung mit Münzen sollte später zu weltweiten Beziehungen führen. Nicolaus Heutger brachte ungezählte Interessenten zu den Bauten Rintelns, in die uralte Taufkirche im nahen Exten und zum Weserrenaissance-Schloß Varenholz. Vor kurzem meldete sich bei ihm nach einer Führung durch Rinteln ein alter Herr und sagte: „Vor genau 50 Jahren haben Sie mich schon mal hier geführt.“ „So, das war doch wohl ein großer Unterschied zu heute?“ „Nein, überhaupt keiner.“ Tiefen Eindruck machte auf den Schüler das gewaltige, hervorragend erhaltene Kloster Möllenbeck, besonders, als 1950 hier Ausgrabungen stattfanden, die er täglich intensiv miterlebte. In den Schulferien suchte der junge Nicolaus mit dem Fahrrad noch bestehende deutsche Klöster auf. Beinahe wäre er Dominikaner-Laienbruder geworden, als ihn 1950 das Dogma

von der Leiblichen Aufnahme Mariens in den Himmel plötzlich in eine andere Richtung führte.

Nicolaus Heutger studierte Theologie und Altertumswissenschaften. Im Studienjahr 1959/60 promovierte er mit einer Dissertation über die evangelischen Stifte und Klöster in Niedersachsen in Münster zum Doktor der Theologie. Von 1959 bis 1992 war er Pastor in der Hannoverschen Landeskirche. Im Jahre 1964 heiratete er die Hannoveranerin Ursula Reinhard, die ihm von nun an unermüdlich und tatkräftig als Pfarrfrau bis heute zur Seite steht. Aus dieser Ehe gingen sein Sohn Nicolaus¹ und seine Tochter Viola² hervor, die bereits beide in Lehre und Forschung tätig sind. Die gesamte Familie unterstützte ihren Vater mit Freude bei seiner Arbeit als Pastor. Zugleich wandte er sich kirchengeschichtlicher und religionshistorischer Forschung und Lehre zu. Nicolaus Heutger befolgte dabei ständig den Rat seines Lehrers Hermann Dörries, Abt von Bursfelde: „Der Tag hat 24 Stunden und wenn es nicht reicht, nehmen Sie die Nacht zu Hilfe.“

1968 verlieh ihm die Evangelisch Theologische Fakultät Montpellier ihren Docteur en Théologie, „um die deutsche Wissenschaft zu ehren“, wie es in der Laudatio hieß. Dem interreligiösen Gespräch widmete sich Nicolaus Heutger mit voller Überzeugung. Der Austausch zwischen den Religionen lag ihm besonders am Herzen. Sein für alle offenes Pfarrhaus lud oft zum ergiebigen Gespräch ein. In seinem gastfreundlichen Haus in Nienburg (1961-1982), Hildesheim (1982-1992) oder Hannover (1992 ff.) gingen Besucher aus vielen Ländern ein und aus. Seit 1972 ist N. Heutger Kanonikus h.c. des ältesten niedersächsischen Stiftes, Bassum, gegründet 858. In seinen alljährlichen Seminartagen in der Abtei ist stets jeder Platz besetzt.

Von 1969 bis 2001 war er über die führende Zeitschrift *money trend* weltweit als Münzpublizist tätig. Die Bundesregierung zog ihn als Fachpreisrichter heran.

Von 1972 bis 1989 war er Lehrbeauftragter für Religionskunde an der Universität Hildesheim. Der Pastor trat stets für den christlich-jüdischen Dialog

1 Nicolaus Heutger, Das Kanubauprojekt als ein alltagsbezogener und erlebnispädagogisch orientierter Handlungsansatz = Jörg Ziegenspeck ed. *Zeitschrift für Erlebnispädagogik* Heft 3/4, 15. Jahrg. 1995, S. 49 ff.

2 Viola Heutger, Das Recht auf Sonn- und Feiertage, Wien-Salzburg 1999 = Veröffentlichungen des Internationalen Forschungszentrums für Grundfragen der Wissenschaften, Salzburg NF, Bd. 75

ein und erforschte die jüdischen Spuren in Niedersachsen. 1973 war er auch Stipendiat des Deutschen Evangelischen Instituts für Altertumswissenschaft des Heiligen Landes in Jerusalem. 1980 arbeitete er an der Aachener Zisterzienserausstellung mit, die weltweites Interesse fand. Von 1983 bis 1995 sprach er jedes Jahr in der Zisterzienser-Sektion des Mittelalter-Weltkongresses in Kalamazoo/USA über die wichtigsten niedersächsischen Zisterzienserklöster. 1991/92 war er Lehrbeauftragter für Geschichte der deutschen Juden an der Universität Vechta. 1992 f. wirkte er als adjunct Professor für deutsche Kultur- und Kunstgeschichte an der Universität von Illinois.

Seit dem Wintersemester 1993/94 ist er ununterbrochen Lehrbeauftragter für Geschichte der deutschen Juden am Seminar für jüdische Studien der Universität Oldenburg. 1996 war er Gastprofessor für Kirchen- und Konfessionskunde an der 1632 gegründeten Universität Tartu/Dorpat, Estland. Seit 1996 ist er Ordensprobst der deutschen Tempelherren und bemüht sich um die religiöse Begleitung der Ordensmitglieder. 1998 wurde er Kapitular des 1135 gegründeten Klosters Amelungsborn, dem er im Jahre 2000 eine Monographie widmete. Heute widmet sich der Jubilar mit großer Energie seinen Oldenburger Studierenden, die die harmonische Verbindung von 40 Jahren theologischer Praxis, 50 Jahren wissenschaftlicher Arbeit und 60 Semestern akademischer Lehre schätzen.

Mardorf, 15.5.2001

Achim Alexander Sahin

Mein Weg zu den jüdischen Studien

Meine Heutger-Vorfahren in und bei Pymont waren Quäker und so auf völlige Toleranz in Glaubensfragen eingestellt und allem Fanatismus abhold. Ihre Siedlung Friedensthal bei Pymont trug nicht umsonst diesen eireinischen Namen. Mein Großvater mütterlicherseits, der schauburgische Superintendent Albert Spanuth (1867-1939), war nach entsprechenden Studien bei dem berühmten Wellhausen in der hebräischen Bibel zu Hause. Er war ein Freund des unterdrückten jüdischen Volkes und unterhielt sich gern mit Landjuden. Als im Ersten Weltkrieg seine sieben Kinder zu hungern begannen, erschien der Jude Abel aus Obernkirchen in dem gewaltigen Pfarrhaus in Deckbergen und erklärte: „Frau Pastor, ich besorge Ihnen die beste Kuh der Welt.“ Wie soll ich die denn bezahlen? „Sie können sie ganz langsam abstottern.“ Die Wunderkuh erschien, bekam den Namen Nettchen, wurde von meiner Mutter im Pfarrkamp gehütet und ernährte mit viel sahniger Milch die ganze Familie. Als 1933 die jüdischen Geschäfte boykottiert wurden, ging mein Großvater in Rinteln in ein jüdisches Geschäft. Ein entsetzter SA-Mann rief: „Was wollen Sie denn hier, Herr Kreispfarrer?“ Er antwortete: „Einkaufen natürlich – wie immer.“ Und als 1935/36 alle evangelischen Organisationen zur Begegnung mit Israel schlagartig dicht machten, fuhr mein Großvater nach Leipzig zum Ev. Luth. Zentralverein für Mission unter Israel und zog in seinem riesigen Pfarrhaus alle entsprechenden Materialien zusammen. Auf diese Weise überdauerte ein einziges vollständiges Exemplar der wichtigen Zeitschrift „Friede über Israel“ die NS-Zeit.

Meine Eltern hatten ihre heiß ersehnte Hochzeitsnacht im Hotel „Zur Falle“ in Bückeburg verbracht, im Haus von Heinrich Heines Vorfahren, das der große deutsche Dichter jüdischer Herkunft selbst einmal besucht hatte. Neun Monate später wurde ich am 7.1.1932 in einer Sturmnacht bei Ausfall der Elektrizität in der alten Universitäts- und Festungsstadt Rinteln an der Weser geboren.

Mein Vater, Fritz Heutger, war in Hess. Oldendorf ganz unbefangen zusammen mit jüdischen Nachbarskindern aufgewachsen, die ihn in der Pessach-

zeit mit Matzen fütterten. Später, als junger Bankdirektor in Rinteln, ließ er sich bei Dunkelheit von Philipp Levy Schuhe ins Haus bringen und beriet heimlich jüdische Bankkunden, wie sie den abwürgenden NS-Bestimmungen wirtschaftlicher Art im Blick auf ihre Emigration vielleicht entgehen könnten. Einer, deutsch bis auf die Knochen, schrieb in einem Brief an meinen Vater: „Da ich nun mit meiner Auswanderung rechnen muß ...“ Meinem Vater bot ein Friseur einen „Stürmer“ als Lektüre an. Als dieser, unbedacht, das „Saublatt“ angewidert zurückwies, zückte der Blockleiter seinen Dienstausweis und erpresste meinen Vater, was der nominelle „Truppführer der SA-Reserve“ hinnehmen musste.

1937 schleppte mich, jetzt fünfjährig, meine Tante Ruth Spanuth, missbrauchte Idealistin im BDM (Bund Deutscher Mädel), mit zum Reichs-Erntedankfest auf den Bückeberg bei Hameln, auf dass ich den Führer sähe. Ich steckte aber tief in der Masse und sah recht wenig. Als Hitlers Auto sich unter frenetischem Jubel näherte, riss ich mich los, kroch unter den Beinen der absperrenden und dadurch unbeweglichen SA-Männer hindurch und erschien auf der hermetisch abgesperrten Fahrbahn. Ein schwarzer Mercedes mit schwarzgekleideten Männern konnte gerade noch bremsen. In dem Wagen saß der Reichsführer SS, Heinrich Himmler, der spätere Exekutor aller erreichbaren Juden. Himmlers teigiges Gesicht mit der randlosen Brille und dem gezwungenen Lächeln prägte sich mir für immer ein. Der Reichsführer SS ließ den nordisch-blonden Knaben schnappen und über die Köpfe der Menge hinweg meiner Tante zurückreichen. Als ich dann abends schachtmatt im überfüllten Sonderzug saß, fragte mich meine Tante: „Na, Kläuschen, was war denn heute das Schönste ... Der Führer oder die vielen Flugzeuge oder Himmler? – Ja, Tante Utta, wenn ich ganz ehrlich sein darf ... die Leute merkten auf ... Ja, du darfst ... Das Würstchen ... donnernder Applaus ... verschämte Begründung: Den Senft (!), den ess' ich so gern!“ Rauschender Applaus.

Um 1940 sah ich im Schaukasten des „Stürmers“ am „Braunen Haus“ gegenüber der Rintelner Nikolaikirche die gezeichnete Darstellung eines „Ritualmordes“: Teuflich aussehende Judengestalten ließen mit Behagen das Blut eines gepeinigten germanischen Kindes in eine Schale tropfen. Mir fiel auf, dass weder Ort noch Zeit der angeblichen Untat angegeben waren. Es war ja auch keine Photographie sondern nur eine Zeichnung. Und ich beschloss, der Sache auf den Grund zu gehen.

Im Jahre 1942 besuchte ich meine Tante, Ruth Spanuth, in Zgierz (Görnau) bei Lodz (Litzmannstadt), wo sie DRK-Oberschwester war. Mit der Straßenbahn fuhr ich mehrmals durch das Ghetto Litzmannstadt. Das war eine Fahrt durch die Hölle! Das war ein Schlüsselerlebnis. Aber dass es sich um ein Genozid, einen Völkermord handelte, konnte ich noch nicht erkennen. Dann ergründete ich die Umgebung von Zgierz und entdeckte einen Judenfriedhof mit völlig zersplitterten Grabsteinen mit hebräischen Inschriften. Sich an Gräbern zu vergreifen, erschien mir ehrlos. Aber die hebräischen Buchstabenreste zogen mich magisch an. So etwas Orientalisches müsste man übersetzen lernen.

Als ich als Zwangsmitglied des Deutschen Jungvolks in der Hitlerjugend (1942-1945) mitsingen sollte: „H.J., Kameraden, henkt die Juden, stellt die Bonzen an die Wand“ dachte ich: Bonzen kenne ich, das sind doch die kleinen, dicken, bombastischen, frontfernen Goldfasanen, die minderwertigen „kleinen Hitlers“, um die ist es nicht schade, aber die Juden möchte ich doch erst noch näher kennenlernen. Als irgendein Hitlerjugendführer, ein angeblicher „Träger der kommenden Taten“, etwas angelerntes Mieses gegen das altbiblische „Judenbuch“ und seine angebliche minderwertige Moral sagte, dachte ich an die prächtigen Geschichten des Ersten Testaments, die der alte Herr Meuser im Kindergottesdienst unserer Nikolai-Kirche so fesselnd erzählte, wenn ich vom sonntäglichen Jungvolk-Dienst, noch in Uniform, dorthin lief. Durch den so erlangten biblischen Fundus blieb ich vor der Verseuchung durch die sog. nationalsozialistische Weltanschauung bewahrt, der fast alle meine Altersgenossen zum Opfer fielen.

In der Rintelner Engen Straße, in der damaligen „Horst Wessel-Straße“, bewunderte ich die tapfere, arische Frau Rosenthal, eine Frau aus der Tiefe des Volkskörpers, die sich im wahrsten Sinne des Wortes kraftvoll vor ihren eingeschüchterten jüdischen Mann stellte. Er wurde gegen Ende des Krieges doch noch nach Theresienstadt verschleppt, überlebte aber. In der Rintelner Oberschule erfuhr ich bis 1945 gar nichts vom Judentum. Die alten, weithin deutschnationalen Lehrer der noch lebhaft an die Feuerzangenbowle (erst 1944!) erinnernden Lehranstalt äußerten sich nie in dieser Hinsicht. Schulbücher, die Informationen bieten konnten, gab es schon seit ca. 1942 nicht mehr. Von dem Holocaust erfuhr ich wie fast alle anderen Deutschen erst nach dem „Zusammenbruch“ durch die Medien.

1952 fuhr ich als Student der Kirchlichen Hochschule Bethel zu einer in einem Synagogen-Gottesdienst gipfelnden christlich-jüdischen Begegnung,

deren Moderator Prof. Karl Heinrich Rengstorf, Münster war, einer der größten christlichen Kenner des Judentums. Er wurde dann 1959 der Korreferent meiner Doktorarbeit. Über „seine“ Franz Delitzsch-Gesellschaft blieb ich über Jahrzehnte mit ihm in Verbindung. Er hatte noch meinen Großvater gekannt und, wie er sagte, „geliebt“. 1954 machte in Göttingen Martin Buber großen Eindruck auf mich. Er wirkte äußerlich und innerlich wie ein Prophet der altbiblischen Zeit. In der Aula sprach er über sein Grundthema „Ich und Du“ und beschwor das dialogische Leben. Mein akademischer Lehrer Joachim Jeremias erschloß mir den Zugang zur Welt des Frühjudentums, das man damals noch allgemein „Spätjudentum“ nannte. Genaue Kenntnis des Frühjudentums ist die wichtigste Voraussetzung für jede angemessene Erforschung der Geschichte Jesu und seiner Botschaft. Im „Jüdischen Echo“ in Wien veröffentlichte erste Aufsätze galten den Höhlenfunden vom Toten Meer und den Bildern der Synagoge von Dura-Europos.

Als ich 1961 nach Nienburg kam, fiel mir schnell der verwahrloste jüdische Friedhof im Leintor auf. Das Dach der kleinen Abdankungshalle war eingefallen. Hier begann mein Interesse an den jüdischen Spuren in Niedersachsen, also an den Sachüberresten, das dann die nächsten vier Jahrzehnte hindurch wachblieb. Als Münzen- und Briefmarken-Sammler lernte ich um 1962 den Juden Gabriel (Günther) Sober kennen, der mein Interesse für die Postwertzeichen, die Postgeschichte, die Münzen, die Geldgeschichte und dann die Landeskunde Israels weckte.

In der Folgezeit suchte ich die deutsch-jüdische Symbiose, also den gewaltigen Beitrag der Juden zur Kultur des deutschen Sprachraumes, zu erkunden. Zu diesem Zweck brachte ich eine umfangreiche Sammlung entsprechender Werke zusammen, wobei mir staubtrockene Keller nützlich wurden. Die Bücher erwarb ich, besonders auf Flohmärkten, für wenige Pfennige, so z.B. alles von Franz Werfel, Lion Feuchtwanger, Bruno Franck, Stefan Zweig, Franz Kafka, Arnold Zweig, Vicky Baum und Else Ury.

1971 kam ich mit einer Reisegruppe „Kirche und Judentum“ zum ersten Mal nach Israel. Der Eindruck war überwältigend. Die Kenntnis des Heiligen Landes erwies sich mir für eine sinnvolle Bibelauslegung wichtiger als alle exegetischen Kunststücke.

Im Rahmen meines Lehrauftrags „Religionskunde“ an der Universität Hildesheim (1972-1989) widmete ich mich bald besonders dem Judentum als der Mutterreligion der beiden anderen abrahamitischen Religionen. 1973 war ich dann Stipendiat des Deutschen Evangelischen Instituts für Altertumswis-

senschaft des Heiligen Landes in Jerusalem und begegnete so vielen jüdischen Gelehrten, besonders im Bereich der biblischen Archäologie, die ja in Israel eine hervorragend nationale Wissenschaft ist. Auf unseren Exkursionen brachte ich eine Keramik-Sammlung zur Geschichte des Heiligen Landes zusammen. 1978 nahm ich an einer Israel-Exkursion unter der Leitung des Göttinger Neutestamentlers Georg Strecker teil, der auch viel für die Erforschung des Frühjudentums getan hat. 1978 erschien zum 40. Jahrestag der Reichsmordnacht mein Buch „Niedersächsische Juden“.

1984 war ich in Israel Gast der Israel Government Coins and Medals Corporation, nachdem ich schon lange als Münz-Publizist mit ihr beratend und fördernd zusammengearbeitet hatte. Auf dieser Reise nahm sich Schalom Ben Chorin meiner rührend an. Ich durfte in seiner Synagoge sogar etwas vortragen.

In den Achtziger Jahren kam ich in den USA in Kontakt mit dem lebenswerten jüdischen Kunsthistoriker-Ehepaar Fehl aus Wien, das sich u.a. der Erforschung der jüdischen Sachüberreste widmete. Die beiden hochangesehenen Forscherpersönlichkeiten bahnten mir auch akademische Wege in den USA. 1989 lernte ich im Rahmen der Arbeit der Dormitions-Abtei auf dem Zionsberg mit deutschen Studenten der dortigen Theologischen Hochschule intensiv Galiläa kennen, die Heimat Jesu. 1991/92 las ich an der kleinen, aber feinen Hochschule Vechta über Geschichte der Juden in Deutschland. Ab 1993 nahm ich an der Carl von Ossietzky-Universität Oldenburg im Rahmen des Seminars für Jüdische Studien einen Lehrauftrag für Geschichte der deutschen Juden wahr.

Die mit weitem Abstand kleinste monotheistische Religion birgt eine Fülle von Weisheit und Erkenntnis.

Erziehung im alten Israel

Erstdruck: Theologische und religionspädagogische Beiträge
Festschrift für Günther Klages Hildesheim 1987

1 Kinder als Gabe Gottes – Früherziehung

Das alte Israel war ausgesprochen kinderfreundlich. Kinder, besonders Jungen, galten als Gaben des Ewigen: „Söhne sind eine Gabe Gottes“ (Ps. 127,3). Kinder bedeuteten Vermehrung der Arbeitskraft der (Bauern-) Familie und eine Verbesserung der Rechtsposition der Familie „im Tor“, wo Prozesse durchgeführt wurden und es auf die Zahl der aufgebotenen Zeugen ankam (Ps. 127 u. 128). Kinderlosigkeit galt als Schande. So jammerte Rahel: „Schaffe mir Kinder. Wo nicht, so sterbe ich“ (Gen. 30,1).

Gleich nach der Geburt erhielt das Kind seinen Namen. Dieser wurde sorgsam ausgesucht. Oft ist er theophorisch, d.h. er enthält eine Beziehung auf den Ewigen. So z. B. bedeutet Jonathan „Gottesgeschenk“. Manch ein Kind bekam auch einen sehr einfachen Namen wie Kaleb = Hund, Rahel = Schaf oder Debora = Biene. Jeder Junge wurde am 8. Tage beschnitten (Gen. 17, 12). Die Beschneidung galt als Zeichen des Bundes Israels mit den Ewigen. Der erstgeborene Sohn jeder Ehe war, wie alle Erstgeburten, dem Ewigen geweiht (Ex. 13, 2). Doch konnte man den Erstgeborenen durch Zahlung von 5 Silberschekeln (urspr. keine Münze sondern Silbergewicht) im Tempel rituell „auslösen“. Noch heute prägt der Staat Israel besondere Schekelstücke für diesen heiligen Zweck. Das israelitische Kind wurde bis zu drei Jahre gestillt (2. Makk. 7, 27). Manchmal nährte es auch eine Amme (Gen. 24,59; 35,8; 2. Kön. 11,2). Die Entwöhnung war bei vermögenden Leuten mit einem Festmahl verbunden (Gen. 21,8; 1. Sam. 1,24). Die Mütter trugen ihre Kleinen überall mit sich herum (Numeri 11,12). Die Mutterliebe war groß (Hosea 11, 3; Jes. 49, 15 + 22; 60, 4; 66, 13). Die Kindersterblichkeit war sehr hoch, wie die Bodenfunde zeigen. Es war alles andere als selbstverständlich, wenn man es schaffte, ein Kind großzuziehen (Jes. 1,2).

Das Erste Testament spricht manchmal von Spielen der Kinder (Sach. 8, 5; Hiob 40,24, Jer. 6,11). Die liebste Stätte der Spielenden war die Gasse (Jer. 9,20). Doch halten sich die Ergebnisse der Ausgrabungen zur Frage des

Kinderspielzeuges in bescheidenen Grenzen.¹ Immerhin sind Kinderklappen, winzige Küchengeräte und für das Spiel geeignete Tierfiguren aus Ton ausgegraben worden. Die etwas größeren Kinder widmeten sich dem Ballspiel (Jes. 22,18) und dem Wettlauf (Jer. 12,5; Pred. 9,11). Die Jungen hielten sich ans Bogenschießen (1. Sam. 20, 35 ff.) und an Waffenspiele (2. Sam. 2,14). Es gab sogar Hordenbildung (2. Kön. 2,23 ff.). Die Mädchen tanzten gern, z. B. beim Fest der Weinlese (Ri. 21, 21).

2 Der Ewige als Erzieher Israels

Wenn man sich mit dem Thema „Erzieher im AT“ befasst, stößt man sofort auf die Tatsache, dass es in diesem Aussagefeld vor allem um das Erziehungswirken des Ewigen an Israel geht (Jes. 1,2). Immer wieder muss der Ewige seinen Israel-Sohn züchtigen (Jes. 1,3), ohne dass dessen Erkenntnis merkliche Fortschritte macht (Jer. 31,3; Hosea 11,1 ff.). Im Hiob-Buch preist Eliphaz sogar den Mann glücklich, der vom Ewigen gezüchtigt wird (Hiob 5,17); „wen Gott liebt, den züchtigt er“ (Sprüche 3,12). So suchten die meisten altbiblischen Menschen das Leiden als Erziehungswirken des Ewigen zu verstehen (Hiob 33, 12 ff.). Doch das Hiobbuch im Ganzen zeigt, dass das nicht haltbar ist. Das Erziehungswirken des Ewigen (Deut. 8, 5) bezieht sich ausschließlich auf das Volk Israel bzw. auf einzelne aus dem Gottesvolk (Ps. 118,18). Von einer „Erziehung des Menschengeschlechts“ durch den Ewigen kann im Ersten Testament keine Rede sein (einzige Ausnahme: Psalm 94, 10).

3 Die Familie als Erziehungsstätte

a) *Erziehung im Namen des Ewigen*

Die Erziehung der Kinder geschah im wesentlichen in der Familie. Der Vater brachte dem Sohn das Rechte bei (Deut. 8, 5; Spr. 11, 1). Wenn der Sohn vom rechten Weg abkam, musste ihn der Vater warnen (Spr. 19, 27) und zurechtweisen. Sieht man aus Bequemlichkeit davon ab, verdirbt man den Sohn. Wer die Züchtigung hasst, geht zugrunde (Spr. 15, 10; 23, 13). Ohne körperliche Züchtigung kam die israelitische Erziehung nicht aus (Deut. 21, 18-21). „Züchtigungen bei der Erziehung sind zu jeder Zeit weise“ (Spr. 22, 6 b). Nur mit solchen Methoden konnte nach der Vorstellung des hebräi-

1 Kurt Gallig, *Biblisches Reallexikon*, 2. Aufl., Tübingen 1977, S. 310 f.

schen Menschen aus dem Kind ein rechtschaffener Mensch werden, zur Freude der Eltern (Spr. 13, 24; 22, 15; 29, 15 u. 17; Sirach 30, 1; 30, 10-12). Diese Überzeugung „Wer sein Kind liebt, der züchtigt es“ ist dann in christliche Sozialisation eingegangen und hat dort äußerst problematische Ergebnisse gebracht.

Dass väterliche Autorität versagte, kam immer wieder vor, wie z.B. die Geschichte von dem zu nachsichtigen Priester Eli zeigt (1. Sam. 2). Auch König David war zu gut zu seinem Sohn Absalom und wurde so mitschuldig an dessen Aufstand (2. Sam., 13 ff.), der zu Absaloms Tod führte. In der späteren Zeit häufen sich die Klagen, dass der Sohn den Vater verachtet und die Tochter sich über die Mutter erhebt (Micha 7,6). Konnten die Eltern den missratenen Sohn gar nicht bändigen, sollten ihn nach Beschluss der Ältesten des Ortes alle Männer zu Tode steinigen (Deut. 21, 18-21).

Bei der Erziehung der Töchter war entscheidend wichtig, dass sie für ihre Ehe unversehrt bewahrt wurden (Sirach 7, 24). „Hast du Töchter, so habe Obacht auf ihren Leib und zeige ihnen nicht ein allzu freundliches Gesicht.“ Sie durften nicht verwöhnt werden. Die Gefahr war groß: „Die Tochter, die schandbar lebt, bringt Schande über ihre Eltern“ (Sirach 42, 14 b).

Die auf Erziehung gerichtete Autorität der Eltern stammte von dem Ewigen. Deshalb musste das Kind Vater und Mutter in Ehren halten (Lev. 19, 3). Die Ehrung der Eltern war mit der Ehrung Gottes verflochten (Mal. 1, 6).

b) Lernen als Nachahmen

Die väterliche Unterweisung zielte zunächst auf Allgemeinbildung. Der Vater führte ein in die väterlichen Traditionen (Ex. 13, 8 ff.; Deut. 4, 10; Hiob 15, 18; Ps. 78, 5 ff.). Er kümmerte sich auch um die Berufsausbildung. Der Sohn lernte in der Regel das Handwerk des Vaters. Noch Rabbi Jehuda sagte: „Wer seinen Sohn nicht in einem nützlichen Beruf unterrichtet, ist wie einer, der ihn für das Räuberleben erzieht.“² Durch Beobachtung der Erwachsenen erwarb der junge Hebräer die nötigen Umgangsformen. Er lernte, wie man in angemessener Weise grüßt, eine Bitte mit Aussicht auf Erfolg vorträgt oder wie man geschickt einen Kauf einleitet. Man lernte Ehrfurcht vor dem Alter (Jes. 3,5). Viel lernen konnte der junge Mann in der „Versammlung der Alten“ (Sirach 6,34), die besonders im Stadttor zusam-

2 Lorenz Dürr, Das Erziehungswesen im Alten Testament und im Antiken Orient = Mitt. Der Vorderasiatisch-Aegyptischen Gesellschaft 36, 2. Heft, Leipzig 1932, S. 108

mentrat (Spr. 1, 20, 8, 2 ff.). Der junge Mensch nahm festgeformtes Überlieferungsgut auf (Ri. 5,10 f.). So z. B. wurde Davids Klage über Saul und Jonathan (2. Sam. 1,18) noch in den Tagen der Makkabäer rezitiert (1. Makk. 9,20 f.).

c) Lesen und Schreiben

Gideon griff im 12. Jh. vor Chr. (Ri. 8,14) einen jungen Mann aus Sukkoth im Ostjordanland auf, der ihm tatsächlich 77 Namen der Ältesten eines Dorfes aufschreiben konnte. Demnach konnte also der eine oder andere Einwohner des Heiligen Landes bald nach der Landnahme der Israeliten schon schreiben. Darauf deuten auch spärliche Funde von beschriebenen Scherben (Ostraka) schon aus der Richterzeit hin, z.B. eine beschriebene Scherbe des 12. Jhdt. vor Chr. von Isbeth Sartah. Die Buchstabenschrift war schon bei den Kananäern um 1500 vor Chr. bekannt. Nach Deut. 6,9 und 11,20 sollte jedes Familienoberhaupt schreiben können. Die Mitglieder der Oberschicht konnten natürlich schreiben (1. Kön. 21,8; Jes. 8,1). Und wer wirklich nicht schreiben konnte, benutzte bestimmte Kerben und Ritzungen, bes. um sein Vieh und anderen Besitz zu bezeichnen. So enthalten zahlreiche Keramikfunde (siehe Sammlung Heutger) geheimnisvolle Punkte zur Kennzeichnung. Siegel, im Hl. Land oft gefunden, dienten als Ersatz für die schwierige eigenhändige Unterschrift. Man konnte ja auch diktieren, wie Jeremia seinem Schreiber Baruch (Jer. 36,4). Der öffentliche Schreiber ragt im Orient noch in die Gegenwart hinein. Wer lesen konnte, suchte sich durch mehrmaliges, lautes, „murmelndes“ Lesen Texte anzueignen (Ps. 1.2).

Auf eine Schreib-Lese-Schule halbwegs im heutigen Sinne deutet keine einzige Stelle der hebräischen Bibel hin. Die Einrichtung von jüdischen Grundschulen gehört in wesentlich jüngere Zeit. Sie ist im einzelnen in der Forschung kontrovers. Bücher waren als Rollen gestaltet, die durch Aneinanderfügen von geschabten Lederstücken (bes. Ziegenleder) oder auch Papyrus zur gewünschten Länge kamen. Jeremia 36,9 berichtet von dem Schicksal der ersten Fassung der Jeremia-Rolle. Die ältesten erhaltenen Handschriften altbiblischer Texte sind dann erst die Rollen von Chirbet Qumran am Toten Meer, die in Tonkrügen aufbewahrt wurden.

4 Religiöse Erziehung

a) Allgemein

Die religiöse Erziehung wurde von den Riten geprägt. So z. B. hören wir (Ex. 24,5), dass die Jungmannschaft dem Herrn ein Brandopfer darbrachte. Und ein solches Opfer war von entsprechenden Gesten und Worten (Ri. 17,10) begleitet, die sich automatisch den jungen Menschen einprägten und zur Wiederholung anregten. Aufgeweckte Kinder fragten damals wie heute ihre Eltern nach dem Sinn bestimmter kultischer Handlungen (Gen. 22,7). Die heiligen Stätten regten zum Fragen nach ihrem Ursprung an. Solche für Jung und Alt erzählten Kultlegenden sind dann in die „Vätergeschichten“ eingegangen. Die israelitische Gesetzgebung verlangte sogar ausdrücklich, dass die Heilige Überlieferung von einer Generation zur anderen übermittelt werden musste (Ex. 12,12 f.; 13,14 f.; Deut. 6, 20 ff.) Israel verstand sich als eine Abfolge von Generationen, die die großen Taten Gottes überliefert (Ps. 78, 4-7). So musste bei der Feier des Pessachmahles das Kind fragen, was die Einzelheiten des Brauches bedeuteten (Ex. 13,14). Die väterliche Belehrung bestand dann vor allem im Erzählen der Geschichte der Errettung der Hebräer aus der ägyptischen Knechtschaft. Ziel solcher lehrhafter Pflege der heiligen Überlieferung war: „Damit sie mich fürchten lernen alle Tage, solange sie im Lande leben, und (auch) ihre Kinder lehren“ (Deut. 4, 10).

Das ganze Leben sollte unter dem Wort des Ewigen stehen (Deut. 6,7): „Und du sollst sie (diese Worte) deinen Kindern einschärfen und davon reden, wenn du zu Hause sitzt oder auf der Straße gehst, wenn du dich niederlegst und wenn du aufstehst.“

Auch Priester förderten einzelne junge Menschen (Ri. 17,10; 18, 19; 2. Kön. 12,3). Die eigentliche priesterliche Torah (Deut. 33, 10) aber richtete sich in erster Linie an die erwachsenen Mitglieder des Gottesvolkes. 2. Chron. 17, 8-9 behauptet, dass König Josaphat seine obersten Beamten, die Leviten und die Priester öffentlich lehren ließ: „Die lehrten in Juda, indem sie das Buch des Gesetzes Gottes bei sich hatten, und zogen in allen Städten Judas umher und lehrten unter dem Volk.“ Später widmete sich Esra solcher religiöser Erwachsenenbildung (Esra 7, 10 u. 25). In diesen Rahmen einer religiösen Volksbildung gehört das noch spätere, erste Vorkommen des Begriffes „Lehrhaus“ (Sirach 51,23 hebr. Text !): „Kehrt ein bei mir, ihr Ungebildeten, und verweilt im Haus der Bildung.“ Das Lehrhaus war nach dem Grundtext ein „Auslegungshaus“, also eine Stätte der Erklärung des Gesetzes. Aber der „weisheitliche“ Kontext lässt auch an weltliche Lehrgegenstände denken.

b) Erziehung und Ausbildung von Propheten

Das Wirken der israelitischen Propheten hat eminent lehrhafte Züge. „Es ist dir gesagt, o Mensch, was du tun sollst: Nichts als Recht tun, Güte lieben und demütig wandeln vor deinem Gott“ (Micha 6,8). So ist es nicht verwunderlich, dass sich schon um die frühesten Propheten Schüler scharten – um Samuel (1. Sam. 19,20) und um Elisa (2. Kön. 6,1). Auch die Legende von der Hinwegnahme des Elias im feurigen Wagen (2. Kön. 2) ist von der Verehrung der Schülerschar für den Meister geprägt. Später hatte Jesaja Schüler (Jes. 8,16). Die Prophetenschüler lebten von den Gaben, die von frommen Menschen gebracht wurden (2. Kön. 4,42). Sie aßen und schliefen zusammen (2. Kön. 4,38 ff.). Sie bauten sich eigene Wohnräume (2. Kön. 6,1 ff.).

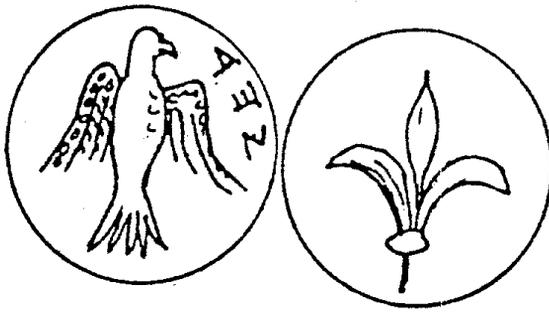
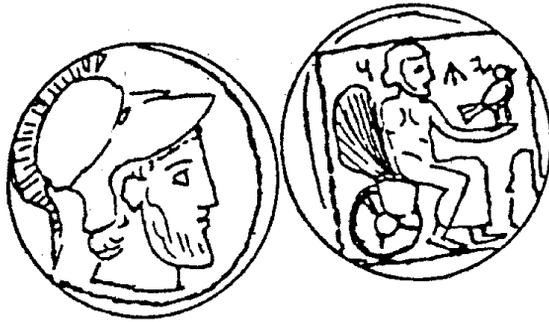
5 Weisheitslehre und Weisheitslehrer

Die ersten Lehrer in altbiblischer Zeit waren die Fürstenerzieher, wie z. B. Nathan, der Erzieher Salomos (2. Sam. 12,25). Sie mussten ihre hochgeborenen Zöglinge Lebensgrundsätze (bes. in Sprichwörtern) lehren, wobei sie sich auch vom außerisraelitischen, besonders vom ägyptischen, Bemühen um die Weisheit anregen ließen. Bald löste sich der Drang nach Weisheit aus dem höfischen Zusammenhang und führte zu einer volkstümlichen Weisheit, die vor allem der Formung der jungen Generation dienen wollte. Deshalb sind die weisheitlichen Texte von pädagogischen Aussagen durchzogen, wie z.B. Spr. 15,5: „Ein Tor verachtet die Zucht seines Vaters“ oder Spr. 10,1 „Ein weiser Sohn erfreut den Vater, ein törichter Sohn ist der Kummer seiner Mutter“ (vgl. auch Spr. 15,20; 17,21 u. 25). Die Weisheitslehrer mahnten ihre Schüler immer wieder zur Ehrfurcht den Eltern gegenüber (Spr. 1, 8; 19, 26; 30, 17). Bei manchen weisheitlichen Spruchsammlungen erkennt man den Schulbetrieb als den ursprünglichen „Sitz im Leben“. Wichtig ist bei alledem, dass (Spr. 25,12) zum weisen Mahner das hörende Ohr kommt.

Die berühmte Josephsgeschichte (Gen. 37 ff.) zeichnet unter erzieherischem Aspekt das Bild eines jungen Menschen, der zwar zunächst als Lieblingssohn verwöhnt wurde, der sich aber durch Zucht, Bescheidenheit, Selbstbeherrschung und Gottesfurcht auszeichnet und auch schwierige Situationen bewältigt. Die ursprünglich pädagogische Struktur der Geschichte wirkt sich noch heute im Religionsunterricht aus: Keine Geschichte des Ersten Testaments kommt so gut an. Gelernt wird im weisheitlichen Bereich fürs Leben: Gutsein soll Glück und Erfolg im Leben nach sich ziehen (Sir. 7,1 u. 5). Das

Bemühen der Weisheitslehrer war religiös bestimmt: „Die Furcht des Herrn ist der Weisheit Anfang“ (Psalm 111,10).

Literatur zum Ganzen: Gerhard Johannes Botterweck und Helmer Ringgren: Theol. Wörterbuch zum AT, 4 Bde., Stuttgart, Berlin, Köln, Mainz 1973 ff., Ludwig Köhler: Der hebräische Mensch, Tübingen 1953; Hans-Joachim Kraus: Geschichte als Erziehung. In: Biblisch-theologische Aufsätze, Neukirchen 1972, S. 66-83; Walter Neidhart: Erziehung im AT = Praxis Ecclesiae, Festschrift Kurt Frör, München 1970, S. 45-59; Gerhard von Rad: Weisheit in Israel, Neukirchen 1970; Hans-Walter Wolff: Anthropologie des AT, 3. Aufl., München 1977, bes. S. 259-266.



Münzen aus dem Heiligen Land unter persischer Oberherrschaft

Die Münzprägung im Heiligen Land unter persischer Oberherrschaft

Um 400 vor Chr. wurden in Gaza und an anderen Orten des Heiligen Landes Münzen vom attischen Typ geprägt. Das sind die ältesten, im Heiligen Land selbst geschlagenen Münzen.

Auf diesem äußerst seltenen Drachmen (3,75 gr.) erscheint auf der Vorderseite ein weiblicher Kopf nach rechts. Die Rückseite zeigt eine Eule von vorn mit geöffneten Flügeln. Auf dieser Rückseite findet man im oberen Feld zwei aramäische Buchstaben, die für die Einordnung ausschlaggebend sind. Eine solche einheimische Silbermünze war der „Schekel“ von Nehemia 5,15. Es gab zur Zeit Nehemias, des Statthalters von Judäa, also nach 445, auch Drittel-Schekel (Nehemia 10,33).

Zu den ältesten spezifisch jüdischen Münzen des Heiligen Landes gehören die in Jerusalem vor 333 vor Chr. geprägten, von Mildenberg erforschten, wegen des behelmten Athenakopfes attisch erscheinenden „Yehud“-Münzen¹, deren althebräische oder aramäische Inschrift „Yehud“ auf die persische Provinz Judäa hinweist. Dieser Name auf den Münzen zeigt, dass die Provinz eine gewisse Autonomie genoss.

Es gibt auch gleichzeitige Yehud-Münzen mit einem mit ausgebreiteten Schwingen aufwärts fliegenden Jagdfalken (*falco sacer*), der den Kopf nach rechts wendet. Die persischen Großkönige liebten die Falkenjagd. Auf etlichen derartigen Münzen findet man den Stadtnamen Jrslm, vokalisiert „Jerusalem“.

Auf der Rückseite der winzig kleinen Yehud-Falkenmünzen erscheint eine Lilie.

Dieses Münzbild wurde zusammen mit anderen antiken Münzbildern auf moderne israelische Münzen übernommen.

1 Bernhard Overbeck, *Das Heilige Land. Antike Münzen und Siegel aus einem Jahrtausend jüdischer Geschichte*, München 1993, S. 19

Auf einigen der erwähnten Kleinsilbermünzen erscheint außer der Eule die Inschrift YHZQYH HPHH, vokalisiert Yehezqiyah Hapeha, Statthalter. Das ist der erste jüdische Personennamen auf einer Münze. Der Name ist der des letzten jüdischen Statthalters unter persischer Oberhoheit, der dem Satrapen in Damaskus unterstand.

Auf etlichen Münzen jener Zeit findet man eine Gottheit auf einem geflügelten Rad. Hier hat man in der Zeit der „Religionsgeschichtlichen Schule“ sogar an eine alttestamentliche Gottesdarstellung im Sinne des Propheten Hesekiel gedacht. Doch das war gelehrte Phantasie.

Es handelt sich vielmehr um den von attischen Münzen übernommenen Zeus, der auf dem geflügelten Schicksalsrad sitzt und einen Vogel an der Hand hält.

Im Bereich von Samaria kommen immer wieder kleine Silberobole zum Vorschein, die aus dem 4. Jahrhundert vor Chr. stammen. Es sind bereits über 100 Typen bekannt. Sie tragen zum Teil die Legende „Samaria“ und den Namen des jeweiligen Statthalters von Samaria.



Grabung Tel Beer-Scheba

Das Deutsche Evangelische Institut für Altertumswissenschaft des Heiligen Landes

Eine Frucht des Kaiserbesuchs im Heiligen Land 1898¹ war² die Gründung des Deutschen Evangelischen Institutes für Altertumswissenschaft des Heiligen Landes³. Der in feierlicher Stunde, nämlich bei der Einweihung der Erlöserkirche, ausgesprochene und vom Kaiser freundlich aufgenommene Gedanke der Gründung eines deutschen evangelischen Instituts für Altertumswissenschaft des Heiligen Landes wurde von der deutschen evangelischen Kirchenkonferenz in Eisenach in der Sitzung vom 19. Juni 1900 zum Beschluss erhoben. Damals wurde die Stiftungsurkunde „seitens der Vertreter aller deutschen Kirchenregierungen vollzogen“. Die Vertreter der Kirchenregionen waren zum Teil als Gäste des Kaisers mit zur Einweihung der Erlöserkirche in Jerusalem gewesen. Als Stiftungszweck nennt die erste Satzung „auf dem Gebiet der biblischen und kirchlichen Altertumswissenschaft die Beziehungen zwischen den Stätten der heiligen Geschichte einerseits und der gelehrten Forschung und dem Interesse der christlichen Frömmigkeit in der evangelischen Kirche andererseits zu pflegen“.

1899/1900 hatte *Gustaf Dalman* eine fünfzehnmonatige Reise durch Syrien und Palästina unternommen, auf Grund eines Stipendiums der Leipziger Universität. So wurde 1902 der Leipziger Alttestamentler Dalman zum Leiter des neuen Instituts ernannt. Im Dezember 1902 wurde das bei der äthiopischen Kirche gelegene Haus des oesterreichischen Konsuls gemietet. Dazu kam ein Gartenhaus. Im Januar 1903 wurde eingezogen und am 15. November 1903 wurde das Institut feierlich eröffnet. 1904 waren die Museumsräume bereits voll. Aber beide Häuser waren nicht regendicht, zumal im Heiligen Land bekanntlich der wenige Regen meistens als gewaltiger Platzregen

1 Axel Carmel und Ejal Jakob Eisler, *Der Kaiser reist ins Heilige Land*, Stuttgart, Berlin, Köln 1999

2 Viktoria Luise, Herzogin zu Braunschweig und Lüneburg, *Deutschlands letzte Kaiserin*, 1. Aufl., Göttingen 1971, S. 154 f.

3 Institutsakten im Evangelischen Zentralarchiv in Berlin

herunterkommt. Und die alte Zisterne, die Regenwassersammelstelle, lag nur 5 Meter neben der Dunggrube. Man musste also ordentliches Wasser aus En Karim holen lassen. Die ersten Stipendiaten mussten so in Hotels in der Stadt wohnen. Gustaf Dalman (1855-1941) trat unter diesen Umständen für einen Neubau ein. 1909 wandte sich der Vorstand an alle deutschen Kirchenregierungen wegen Neubau-Zuwendungen.

Gustaf Dalman, Direktor bis 1914, war zugleich schwedisch-norwegischer Konsul in Jerusalem⁴. Im Blick auf spätere Pensionsansprüche wurde er 1908 nominell zum Geistlichen im Dienst der deutschen evangelischen Gemeinde Jerusalem ernannt. Auf ausgedehnten Exkursionen in alle Landesteile konnte Dalman Beobachtungen zu geschichts-, natur- und humanwissenschaftlichen Sachverhalten anstellen. In Greifswald, seiner letzten Wirkungsstätte befindet sich in dem 1925 gegründeten „Gustav-Dalman-Institut für Palästinawissenschaft“ wertvolles Material aus der Anfangszeit des Instituts, darunter sogar frühe Dias⁵.

Im Vordergrund der Institutsarbeit standen die alljährlichen *Lehrkurse*, durch die Männer aus Wissenschaft und Kirche in die Altertumskunde des Heiligen Landes eingeführt werden sollten. Hoch zu Roß durchzog man im Frühjahr mit Tropenhelm und Nackenschutz auf einer dreiwöchigen Exkursion, auf einer „Zeltreise“ (1907-1914) das Land der Heiligkeit. Ein Auto wurde erst ab 1921 benutzt. Man hauste bei Dörfern, die auch für Gäste genügend Wasser hatten. Die Stipendiaten lernten das Heilige Land bis hin nach Gerasa und Amman kennen. So gewannen die Stipendiaten eine „lebendige Anschauung der Heiligen Stätten“. Hin und wieder erschien auch ein mehr oder weniger kompetentes Vorstandsmitglied im Lande, so 1907 der kaiserliche Oberhofprediger D. Dryander. Wegen jeder Kleinigkeit musste der arme Dalman die Genehmigung des Vorstandes einholen – und das bei erbärmlichen Postverhältnissen. Und doch gab es oft Spannungen wegen angeblicher Kompetenzüberschreitungen Dalmans. Der Vorstand verlangte von Dalman auf Grund der Satzung eine Verbindung von gelehrter For-

4 Julia Männchen, Gustaf Dalmans Leben und Wirken in der Brüdergemeinde, für die Judenmission und an der Universität Leipzig, 1987. Dieselbe, Gustaf Dalman als Palästinawissenschaftler in Jerusalem und Greifswald 1902-1941, Wiesbaden 1993

5 Dalmans Selbstdarstellung in Erich Stange ed., Die Religionswissenschaft der Gegenwart in: Selbstdarstellungen Bd. 4, 1928. S. 1 ff.; K.H. Rengstorf, Gustaf Dalmans Bedeutung für die Wissenschaft vom Judentum. In: Wissenschaftliche Zeitschrift der Ernst-Moritz-Arndt-Universität Greifswald, Gesellschafts- und sprachwissenschaftliche Reihe IV, 1954/55, S. 373 ff.

schung und Förderung der gemeindlichen Frömmigkeit, welche Forderung Dalman trotz seiner Herkunft aus der Brüdergemeinde nicht erfüllen konnte. Aber das war ein guter Gedanke, um dessen Realisierung sich viel später der Institutsdirektor Prof. Dr. August Strobel bemühen sollte, der von Haus aus Pastor war. Durch die mangelhafte Rückendeckung seitens des Vorstandes musste Dalman den osmanischen Behörden gegenüber meistens als Privatmann auftreten, was ungünstig war.

Der erste Mitarbeiter Dalmans war *Max Löhr*. Aber 1909 kam es zu einem Streit über die Frage, wie weit man das Ostjordanland bis zu dem lockenden Dscherasch in die Arbeit einbeziehen sollte. Dalman erforschte dann auch die ostjordanischen Regionen⁶. Aus Max Löhrs (1864-1931)⁷ Jerusalem-Aufenthalten erwuchs eine Grammatik des in Jerusalem gesprochenen arabischen Dialektes⁸. Archäologische Erkenntnisse verband Löhr mit der Erforschung der literarischen Überlieferung in seinem Buch „Das Räucheropfer im Alten Testament. Eine archäologische Untersuchung“, 1927. Max Löhr veröffentlichte 1907 in Leipzig sein Buch „Volksleben im Land der Bibel“, 2. Aufl. 1918. Hier geht es aus eigener, besonders 1904 gewonnener Anschauung um Land und Leute, um das häusliche Leben, das sich bereits durch das Einströmen moderner Gedanken veränderte, um „Stellung und Leben des Weibes“, das unterdrückt wurde, um das Landleben mit eingehender Würdigung der bescheidenen Landwirtschaft, um das Geschäftsleben, um das geistige Leben, das konventionell vom Aberglauben überschattet wurde, aber durch Schulgründungen gehoben wurde, und um Jerusalem einst und jetzt, wobei das laute, bunte Alltagsleben in den Blick kam.

Dalman wollte natürlich *Ausgrabungen* durchführen. Aber der Vorstand versagte sich diesem Anliegen, zumal so etwas Geld kostet. So kam Dalman auf den ausgezeichneten Gedanken, die *Oberflächenforschung* zu intensivieren. Wenn man nämlich die Oberfläche historischer Stätten, besonders sog. Tells, historische Schutthügel, nach Keramik und anderen Sachüberresten absucht, kann man aus dem Querschnitt der Lesefunde in etwa feststellen, wann der Hügel besiedelt war. Fehlt z.B. Keramik der Eisenzeit völlig, lag hier keine Siedlung der altbiblischen Zeit. Findet man nur ein bisschen Streukeramik, war der Hügel überhaupt nicht besiedelt. War der Hügel nach den aufgelese-

6 Wernfried Rieckmann, Der Beitrag Gustaf Dalmans zur Topographie des Ostjordanlandes, Diss. theol., Greifswald 1987

7 NDB 15,46 f.

8 Max Löhr, Der Vulgärarabische Dialekt von Jerusalem, 1905

nen Scherben in der Eisenzeit, also in altbiblischer Zeit, besiedelt, kann man überlegen, welcher biblische Name zu dem bestimmten Hügel passt, falls nicht der biblische Name sogar noch in dem überlieferten, arabischen Namen enthalten ist.

1906 wollten die Stipendiaten unbedingt auch das rosenfarbene *Petra* kennenlernen. So befasste sich Dalman auch mit den Nabatäern⁹. In den Jahren 1907 bis 1911 nahm das Institut alle *Felsgräber* im Raum Jerusalem auf. „Ambulando“ lernten die Institutsmitglieder die „Altertümer Jerusalems“ kennen. Im Jahre 1930 erschien Dalmans magistrales Werk „Jerusalem und sein Gelände“¹⁰. Dalman erforschte auch die echten Stätten des Lebens Jesu¹¹, die scharf von den vielen legendären Stätten zu unterscheiden sind, die die Wissbegierde der Pilger und die Geldgier der Fremdenführer hervorgebracht haben. Gustaf Dalman schuf auch ein „Aramäisch-neuhebräisches Handwörterbuch zu Targum, Talmud und Midrasch“ mit Lexikon und Abkürzungen von G. H. Händler und einem Verzeichnis der Mischna-Abschnitte von J. Kahan, Göttingen 1938, Reprint Hildesheim 1987. Das Aramäische war ja die Sprache Jesu. Dalmans Werk „Die Worte Jesu“, 3. Aufl. 1930 sucht durch Rückübersetzung der einzig griechisch überlieferten Worte Jesu ins Aramäische den rechten Sinn der heiligen Worte zu ergründen. Tatsächlich sind einst beim Übergang ins Griechische manche Worte Jesu sinntrübend verändert worden.

Aus dem 1. Weltkrieg stammen die *Photos* für die Bilder in Dalmans Werk „Hundert Deutsche Fliegerbilder aus Palästina“, 1925, die hohen Quellenwert haben, weil seither das ganze Land umgekrempelt worden ist. Im 1. Weltkrieg hatten deutsche Truppen mit einigen Flugzeugen in Palästina gestanden. Von ihnen rühren diese Aufnahmen her.

Immer wieder nahmen die Stipendiaten an der mehrtägigen Passahfeier der Samaritaner auf dem *Garizim* teil. Mein späterer Lehrer Joachim Jeremias brachte das ganze, urtümliche Geschehen sogar auf Schallplatten.

9 Gustaf Dalman, *Petra und seine Felsheiligtümer*, Leipzig 1908; ders., *Neue Petra-Forschungen und der Heilige Felsen von Jerusalem*, Leipzig 1912.

10 Reprint Hildesheim 1972 mit einer Einführung von K. H. Rengstorf und mit Nachträgen auf Grund des Handexemplars des Autors von Peter Freimark. Schriften des Deutschen Palästina-Instituts 4

11 Gustaf Dalman, *Orte und Wege Jesu*, 3. Aufl., Gütersloh 1924

Durch vierzehntägliche, öffentliche Vorträge in Jerusalem suchte das Institut das lokale Interesse für seine Arbeit wachzuhalten. An kleinen Ausflügen in die Umgebung durften auch Damen teilnehmen. Dalmans Sohn „Abu“ Knut ging seinem Vater zur Hand.

Dalman brachte ab 1905 das „Palästina-Jahrbuch des Deutschen evangelischen Instituts für Altertumswissenschaft des Heiligen Landes zu Jerusalem“ heraus¹², in dem vor allem die Ergebnisse der von den Stipendiaten durchgeführten Oberflächenforschungen (surveys) publiziert wurden. *Das Jahrbuch* enthält weiter die wissenschaftlichen Arbeiten, die von jedem Stipendiaten erwartet wurden. Von 53 der 65 Stipendiaten der Dalmanzeit (bis 1914) liegen insgesamt 140 Arbeiten vor. Zwei davon wurden als Licentiatenarbeit, sechs als Dr. phil.-Dissertationen und eine als Habilitationsschrift verwendet. Ein prächtiges, besonderes Ergebnis eines einzelnen Lehrkurses stellen die reich gebildeten, heute unerhört seltenen „Beiträge zur Palästinakunde“ dar, die die drei Stipendiaten R. Eckardt, E. Zickermann und F. Fenner 1907 als „Palästinensische Kulturbilder“ in Leipzig veröffentlichten. Hier sind in 13 Kapiteln auf 243 Seiten die Ergebnisse des Vierteljahres im „deutschen Archäologischen Institut in Jerusalem“ (sic!) ausgebreitet. Besonders geht es hier um die Erkenntnisse aus der „24-tägigen Zickzackreise durchs ganze Land“, auf der die Theologen auch „weit abgelegene Gegenden besuchen konnten und in steter Fühlung mit den besten Kennern des Landes waren“.

Ein heute vergessenes Ergebnis des Lehrkurses 1908 ist Lic. Dr. Martin Brückners (Berlin) Büchlein (Religionsgeschichtliche Volksbücher I. Reihe 21. Heft) „Das fünfte Evangelium“ (Das heilige Land), Tübingen 1910, in dem es besonders um die einzelnen „Schauplätze der evangelischen Geschichten“ geht. Der ganze erste Teil ist freilich der Widerlegung der damals aktuellen These¹³ gewidmet, dass Jesus gar keine historische Persönlichkeit sei. Dagegen wird die Landeskunde mobilisiert.

Welch tiefen Eindruck der Palästinaaufenthalt auf die Stipendiaten machte, soll auch am Beispiel *Hans Schmidts* gezeigt werden: „Als ich gerade damit beschäftigt war, die letzten Worte des Jesaja (Kap. 22,1-14) zu erklären – die Klage über die von Lärm erfüllte, fröhliche Stadt – war ich in einer Arbeitspause auf den Ölberg gestiegen. Es war der Geburtstag des Sultans. Alle

12 Später von Albrecht Alt herausgegeben, erschien zunächst bis 1941, Reprint der 37 Bände, Hildesheim 1975

13 A. Drews, *Die Christusmythe*, 1. Aufl. 1909

Dächer der heiligen Stadt waren voll von Menschen; Musik und Gesang schallte zu mir herauf. Wie lebendig wurden mir da die Worte, die Jesaja 2611 Jahre zuvor geschrieben hat. Und was von diesem einen Kapitel gilt, das gilt von vielen. Auch wo es der Leser nicht ausdrücklich hört, haben mir, während ich schrieb, die seidengrauen Ölbaumhaine und die ernsten, kahlen Berge des heiligen Landes vor Augen gestanden“¹⁴. Von diesem Hans Schmidt sind in Greifswald viele Fotos überkommen, die hohen Quellenwert haben, denn nur zu vieles, das man zu Dalmans Zeiten noch sehen konnte, ist heute verschwunden.

Großer Wert wurde stets auf Aufbau und Ausbau der *Institutsbibliothek* gelegt, die dann 1980 rund 17.000 Bände umfasste. Als einzige Spezialbibliothek der biblischen Altertumswissenschaft besitzt sie trotz mancher Kriegsverluste die gesamte, vor 1914 erschienene Literatur über das Heilige Land.

Der Erste Weltkrieg brachte die Institutsarbeit für lange Zeit zum Erliegen. Dalman ging nach Deutschland. Im weltpolitischen Wendejahr 1917 wurde Dalman von seinem auf Siegfrieden eingestellten Vorstand aufgefordert, sich über eine baldige Rückkehr nach Palästina zu äußern, wobei ihm bedeutet wurde, er sei in diesem Fall „in der Eigenschaft eines Hilfspredigers verpflichtet, dem Propst Dr. Jeremias Hilfe zu leisten“. Grundsätzlich war Dalman bereit. Aber dann brachte er doch seine Empörung über die Bezeichnung „Hilfsprediger“ zum Ausdruck. Der große Dalman wurde 1917 wenigstens Extraordinarius.

1921 und 1925 hielt sich Dalman noch einmal für einige Monate privat in Jerusalem und Umgebung auf und ergänzte dabei systematisch seine früheren Forschungsergebnisse für die Erarbeitung seines magistralen Werkes „Arbeit und Sitte in Palästina“. Der große Palästinaforscher hatte jede Gelegenheit genutzt, in Kontakt mit den Landesbewohnern zu kommen. Aus solchem Kennenlernen der Lebensweise der Bevölkerung erwuchs sein umfängliches Meisterwerk „*Arbeit und Sitte in Palästina*“, I-VIII, 1927-1942, 1. Reprint Hildesheim 1964, 2. Reprint Hildesheim 1987; LXXXIX und 3033 Seiten und 732 Abbildungen. Hier ist das ursprüngliche Palästina mit dem ländlichen, arabischen Leben eingefangen, das heute von dem progressiven, israelischen Leben überlagert ist. Dalman wollte in seiner urtüm-

14 Die Schriften des Alten Testaments – SAT – II. Abt. 2. Bd., Hans Schmidt, Die Großen Propheten, Göttingen 1915, S. V

lich wirkenden Gegenwart ein Nachleben der biblischen Vergangenheit finden, was oft gelang. Eine weitere Frucht seiner Forschungen ist sein Werk „Das Grab Christi in Deutschland“, Leipzig 1922, das die vielen Nachbildungen des Heiligen Grabes in Deutschland auflistet und würdigt. Dalmans Sohn Knut war Ende der Zwanziger Jahre wieder im Orient und starb dort an einer Infektion. Dalman lehrte bis 1938 in Greifswald. 1941 ist er in die Ewigkeit abgerufen.

Nach dem Ersten Weltkrieg wurde *Albrecht Alt* (1883-1956) Direktor des Instituts. Aber er war jedes Jahr einzig während der Lehrkurse, also acht Wochen lang, im Heiligen Land. Die Stipendiaten sollten, wie bisher, Multiplikatoren der Palästinakunde in Deutschland sein.

Der Zweite Weltkrieg brachte eine lange Unterbrechung der Institutsarbeit. Schließlich lagen die kostbaren Bücher des Instituts in offenen Schränken in der zweckentfremdeten Propstei.

Im Jahre 1953 fand unter der Leitung von Kurt Galling, dem führenden deutschen biblischen Archäologen, der erste Lehrkurs nach dem Zweiten Weltkrieg statt. Hans Walter Wolff hat darüber in einer farbigen Veröffentlichung berichtet: Hans Walter Wolff, *Eine Handbreit Erde*, Witten 1955. 1957 nahm der spätere Hannoversche Landesbischof und Abt zu Loccum Eduard Lohse am Lehrkurs teil. Als erster, ständiger Institutsdirektor nach dem Zweiten Weltkrieg kam *Martin Noth* (1902-1968) im Jahre 1964 nach Jerusalem. Er lebte von seiner Pension und bekam so nur eine Aufwandsentschädigung. Im Frühjahr 1967 legte das Institut, von der Jordanischen Regierung unterstützt, die Ruinen der Apostelkirche in Madeba/Jordanien frei, die bis dahin mit Schutt, Steinen und Sand bedeckt waren.¹⁵ Ute Lux schenkte hier ein bisher unbekanntes Mosaik der Wissenschaft wieder. Am 30. Mai 1968 wurde Martin Noth während einer Exkursion im Negeb bei glühender Hitze hinweggenommen. Er wurde auf dem evangelischen Friedhof in Bethlehem beigesetzt. So hatte sich das der große Forscher gewünscht. Dem Land der Heiligkeit gehörte seine ganze Liebe.¹⁶

Noths Assistentin *Dr. Ute Wagner-Lux* wurde nun (kommissarische) Nachfolgerin. Als Oberbaurat Ernst W. Krueger 1970 daranging, die deutsche

15 Ute Lux, Die Apostelkirche in Madeba. In: Zeitschrift des Deutschen Palästina-Vereins, Bd. 84, Heft 2, Wiesbaden 1968, S. 106 ff.

16 Martin Noth, Aufsätze zur biblischen Landes- und Altertumskunde, herausgegeben von Hans Walter Wolff, 2 Bde. Neukirchen 1971

evangelische Erlöserkirche in Jerusalem konservierend zu restaurieren, nutzte Dr. Ute Wagner-Lux, gelernte klassische Archäologin und Theologin, die Gelegenheit zu einer Tiefgrabung unter diesem Gotteshaus. Sieben harte Monate dauerte diese Grabung, die 14 m tief bis zur Felssohle ging. Ergebnis: Wo heute die Erlöserkirche steht, war in der Zeit Jesu ein Seitenarm des Tyropoiontales, der als Steinbruch diente. Das Gebiet hat noch etwa ein Jahrhundert nach der Kreuzigung Jesu *außerhalb* der Stadtmauern gelegen, als freies Feld. So kann von archäologischer Seite der Standort der benachbarten Grabeskirche als Stätte der Kreuzigung und Beisetzung Christi nicht mehr angefochten werden. Erst im 2. Jahrhundert nach Christus wurde das Tal mit Schutt aufgefüllt. Die im Untergrund gefundenen, gewaltigen Mauern gehören zu dem heidnischen Heiligtum, das Kaiser Hadrian über der Hinrichtungsstätte Jesu errichtet hatte. Der tiefe Grabungsschacht wird für Besucher der Erlöserkirche zugänglich gehalten.

Im Jahre 1973 war der Verfasser Stipendiat des Instituts. Er widmete sich besonders den Sachüberresten der Kreuzfahrerzeit, hielt in der Propstei darüber einen öffentlichen Vortrag und empfing bleibende Anstöße zu seiner späteren Beschäftigung mit den im Land der Heiligkeit gegründeten Geistlichen Ritterorden, zu denen er auch in persönliche und wissenschaftliche Beziehungen trat. Der Höhepunkt des Lehrkurses 1973 war die Fahrt durch den Sinai mit Korallentauchen und Übernachtung im Katharinenkloster, wo uns der Wortbruch-Brief des deutschen Theologie-Professors Tischendorf wegen des Codex Sinaiticus besonders beeindruckte. Da die auf den Mosesberg hinaufführenden Stufen erst im frühen Mittelalter von Mönchen des Sinai-Klosters eingeschlagen worden sind, stellten wir fest: Wenn Moses wirklich hier oben war, dann war das eine gewaltige bergsteigerische Leistung. An der Bar Lew-Linie blickten wir nach dem Genuss des letzten Bieres über den Suezkanal, hinter dem sich in diesem Augenblick ein bestens getarnter, gigantischer, ägyptischer Aufmarsch vollzog, von dem in Israel niemand etwas ahnte. Der am nächsten Morgen ausbrechende Jom-Kippur-Krieg brachte das jähe Ende des Lehrkurses. Die Fünfer-Gruppe geriet aber nicht in Panik wie andere, gerade im Land befindliche Gruppen, sondern arbeitete in Ruhe weiter, zumal in den Kellern des Lutherischen Hospizes, wie wir vom Hausvater Böckle erfuhren, Vorräte für ein Jahr lagerten, inklusive Cremisan. Zu unserer Erleichterung rührte sich im ganzen Land keine einzige arabische Hand gegen Israel, trotz aufpeitschender Rundfunkpropaganda über arabische Siege von unvorstellbaren Ausmaßen. Mit dem schönen Schiff Enotria für die Heimreise war es nun vorbei. Mit El-Al wurden

wir unter Zurücklassung des gesamten, fundereichen Gepäcks ausgeflogen. Ein Zentner Gepäck, besonders Fundstücke, folgte mir in einer kräftigen Holzkiste nach einem Jahr nach.

Frau Dr. Wagner-Lux grub nach Oberflächenforschungen im Jahre 1974 in dem hochgelegenen Umm Queiz, dem neutestamentlichen Gadara südöstlich vom See Genezareth. Dabei halfen ihr der Niederländer Drs. Karel I. H. Vriezen, seine Frau Tootje Vriezen – van der Flier und Ernst W. Krueger, der getreue Eckhard des Instituts. Diese Arbeit bedeutete in erheblichem Maße Abschied von der Zivilisation. Wochenlang lebte das Team in Zelten und trank Wasser aus einem kleinen Tankwagen. Wegen der unerträglichen Tageshitze musste man um 4 Uhr morgens aufstehen und machte später notgedrungen viele Stunden Pause.

Schon aus dem Ersten Weltkrieg sind *Treffen ehemaliger Stipendiaten* bezeugt. Und in der Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg, bis 1989, trafen sich die Ehemaligen immer wieder in der sog. „DDR“. Nur so konnten die Zwangsbürger der undeutschen undemokratischen Republik an dem palästinakundlichen Austausch teilnehmen. Manch ein „DDR“-Theologe kam so überhaupt erst in lebendigen Kontakt mit der biblischen Landesforschung. Unvergessen sind z.B. Tagungen in einem mückenerfüllten Heim in Buckow bei den Seelower Höhen mit nostalgischer Buttercremetorte und fetter „DDR“-Wurst, im Söderblomhaus unter der Wartburg und, schließlich, auf der Schönburg bei Naumburg mit Massenlager auf dem Dachboden, wenige Tage vor dem sich schon abzeichnenden Zusammenbruch der DDR.

Heute wirkt das Institut in den Canaanschen Haus neben der Auguste-Victoria-Stiftung auf dem Ölberg. Hier hat man einen märchenhaften Ausblick bis hin zu den Bergen von Moab in Jordanien. Eine 1979 eröffnete Filiale des Instituts in *Amman* brachte neue Möglichkeiten, auch in Zusammenarbeit mit dem „Deutschen Archäologischen Institut Berlin“.

Der 1983 von der EkiD berufene Institutsdirektor Prof. Dr. *August Strobel* führte zwischen 1984 und 1992 Grabungen in ez-Zara, dem antiken Kallirrhoe, und in Boz el-Mushelle, dem Zeret Shahar von Josua 18,19 durch. Der unermüdliche Forscher widmete sich auch bis zur Erschöpfung der Herodesburg Machaerus, in der Johannes der Täufer ermordet worden ist. Strobel nahm erstmals die römische Circumvallatio auf. Er bestimmte die Ortslage des „Herodiums im arabischen Gebirge“. Am 9. Dezember 1988 wurde August Strobel vom Deutschen Archäologischen Institut für seine vielseitigen

gen Arbeiten¹⁷ ausgezeichnet. 1989 nahm er die Herausgabe des 1905 von Gustav Dalman begründeten Jahrbuches des Instituts wieder auf. Die Umnutzung der Kaiserin Auguste Victoria-Stiftung förderte er durch sein Buch „Die Hand des Herrn auf dem Berge, Texte zur Geschichte der Kaiserin Auguste Victoria-Stiftung, Fürth i.B. 1992. Der frühen deutschen Arbeit im Heiligen Land galt sein Buch „Deine Mauern stehen vor mir allezeit: Bauten und Denkmäler der deutschen Siedlungs- und Forschungs-Geschichte im Heiligen Land“, Gießen 1998 = Biblische Archäologie und Zeitgeschichte Bd. 7.

Zum 65. Geburtstag, 1995, wurde er durch eine aus bisher unveröffentlichten kleineren Arbeiten, besonders zum Matthäus-Evangelium bestehende Festgabe geehrt: Wolfgang Kraus ed., Zurück zu den Anfängen. Beiträge und Schriftenverzeichnis von Prof. Dr. August Strobel, Fürth i.B. 1995. Sein Nachfolger war Prof. Dr. Volkmar Fritz, erfolgreicher Forscher auf biblischen Spuren.

Im Jubiläumsjahr 2000 wirkt das 100-jährige Institut auf dem Ölberg mit Unterstützung des deutschen Außenministeriums unter Leitung von Dr. Hanswulf Bloedhorn, geboren 1950. Am 19. Juni 2000 erinnerte in Jerusalem ein Festvortrag an die Gründung des Instituts. Ein „dies academicus“ der Theologischen Fakultät Berlin wurde dem Jubiläum gewidmet.

17 vgl. z.B. Der spätbronzezeitliche Seevölkersturm. Ein Forschungsbericht mit Folgerungen zur biblischen Exodusthematik, BZAW 145, 1976

Judenchristen in Geschichte und Gegenwart

Im Anfang der Geschichte des Christentums gab es einzig Judenchristen, da fast alle an Christus als den Gottgesandten gläubig gewordenen Menschen im Heiligen Land aus dem jüdischen Volk kamen. Sie behielten die jüdischen Fastenbestimmungen und die Sabbath-Heiligung bei. Sie suchten in der jüdischen Gesamt-Gemeinschaft zu bleiben, die damals keineswegs eine einheitliche Größe war, sondern sich in recht unterschiedlichen Formen darstellte – von Qumran bis zur hellenistischen Diaspora. Doch trat zu dem judaisierenden Stamm der Urgemeinde schon bald ein hellenistisch-fortschrittliches Element.

Der Apostelkonvent in Jerusalem (um 48) entschied nach Apostelgeschichte 15 immerhin, dass die Heidenchristen einzig zum Einhalten der für die ganze Menschheit geltenden Noachitischen Gebote verpflichtet seien (Genesis 9), also nicht zum Einhalten der altbiblischen Ge- und Verbote. Seitdem der Apostelkreis in Jerusalem zu bestehen aufgehört hatte (vor 59) und nachdem der an den altbiblischen Bestimmungen festhaltende Herrenbruder *Jakobus*, der das Ideal eines jüdischen „Gerechten“ verkörpert hatte, den Tod gefunden hatte (62), weil er sich geweigert hatte, seine Landsleute vor seinem Bruder Jesus zu warnen¹, war die Prärogative des Judenchristentums dahin. Die Flucht der Jerusalemer Christen, auf Grund einer Offenbarung², nach Pella (67) und die Zerstörung Jerusalems im Jahre 70 schloss diese Entwicklung ab.³

1 Josephus Antiquitates 20, 200

2 Euseb, Kirchengeschichte III, 5, 2-3

3 Hans Joachim Schoeps, Das Judenchristentum, 1964, Jean Daniélou, Théologie du Judéo-Christianisme, Paris 1958. H. Kosmala, Hebräer, Essener, Christen. Leiden 1959. S. Pines, The Jewish-Christians of the Early Century according to a New Source, Jerusalem 1966. M. Simon, Verus Israel, 1948. K.H. Rengstorf und S. von Kortzfleisch, Kirche und Synagoge I, 1968, S. 1-209

Seit 70 n. Chr. bestand die Mehrheit der Christen aus Heidenchristen. Aber das Judentum⁴ bestand doch fort. Der Evangelist *Matthäus*, ein Judentum, macht dreimal darauf aufmerksam, dass Jesus zunächst zu dem Volk Israel gesandt war (Mt. 10, 5f., 23, Mt. 15,24). Das entspricht der Überzeugung des historischen Jesus. Einzig Matthäus enthält den berühmten Selbstverfluchungsruf der Juden vor Pilatus „Sein Blut komme über uns und unsere Kinder!“ (Mt. 27,25), mit dem das ganze Volk die Schuld für den Tod Jesu auf sich nimmt. Dass dieses Wort historisch ist, ist nicht wahrscheinlich. Aber es hat grauenvolle Unheilgeschichte gemacht: Ein Meer von Judenblut und ein ununterbrochener Strom von Elend und Verzweiflung folgte diesem Wort. Zur Zeit des Evangelisten Matthäus war die Trennung von Judentum und Jesus-Bewegung schon vollzogen. Aber der Judentum Matthäus drängt weiter (Mt. 5, 17f.) auf die Befolgung der schriftlich und mündlich überlieferten Vorschriften (Mt. 23, 3 u. 23). Die Orthopraxis ist ihm das wichtigste (Mt. 7, 16 u. 21). Im Matthäusevangelium spiegeln sich die Auseinandersetzungen der Zeit des Evangelisten zwischen Judentum und strenggläubigen Juden.

Der *Jakobusbrief* ist zutiefst judentum bestimmt. Eine judentum Schrift⁵ ist auch der neutestamentliche *Judasbrief*, der in typischer Weise zwischen dem frühjüdischen Apokalyptiker Henoch und dem christlichen Weltmissionar Paulus steht. Und der *Hebräerbrief*, eine in Briefform gebrachte Homilie (Predigt), vergleicht das Todesopfer Jesu mit dem Sühnopfer vom Jom Kippur, vom Großen Versöhnungstag, und nennt den Tod Jesu das Sühnopfer, durch das seine Gläubigen ein für allemal geheiligt seien (Hebr. 10, 1 ff., 13, 11f.). Auch wird das Blut Christi mit dem Blut der Opfertiere verglichen. Das Hohepriestertum Christi hat als ewiges Amt das Priestertum des Jerusalemer Tempels abgelöst! Der wenig beachtete Brief ist ein hervorragendes Dokument des frühen Judentums. Das Griechisch ist vorzüglich und steht in großer Nähe zum Schrifttum Philon (um 50 n. Chr.). Offenbar ist der Verfasser der hochgebildete Apollon, wie schon Luther vermutet.⁶

Um 100 wurden die Christen überall aus der Synagogengemeinde ausgeschlossen. Die Juden fügten in das Achtzehn-Gebet die Birkat ha minim, den

4 Georg Strecker, Art. Judentum = TRE = Theologische Realenzyklopädie 17, 1988, S. 310-325

5 Roman Heiligenthal, Zwischen Henoch und Paulus, Heidelberg 1992

6 August Strobel, Der Brief an die Hebräer. = NT Deutsch 9/2, 4. Aufl., Göttingen 1991

sog. „*Ketzersegen*“⁷ ein: „Den Abtrünnigen sei keine Hoffnung und die Herrschaft der Ruchlosigkeit mögest Du eilends ausrotten in unseren Tagen, und die Nazarener und die Ketzer (minim) mögen umkommen in einem Augenblick, ausgelöscht werden aus dem Buch des Lebens und mit den Gerechten nicht aufgeschrieben werden. Gepriesen seist, Du, Herr, der Du die Ruchlosen zerschmetterst.“ Diesen Todeswunsch über sich selbst konnte natürlich kein Christ mitbeten. Der Synagogausschluss hatte wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Boykott zur Folge.

Aber auch in der Folgezeit⁸ gab es Christen, die nach dem jüdischen Gesetz lebten. Nun traten Großneffen Jesu im judenchristlichen Bereich hervor. Ein Teil der Judenchristen erkannte die Gesetzesfreiheit der Heidenchristen an, sodass der aus dem Heiligen Land stammende Kirchenvater *Justin* (Dial. 47) sie als christliche Brüder anerkennen konnte, obwohl sie den Sabbath statt des Auferstehungstages begingen. Eine andere Gruppe der Judenchristen wollte freilich sogar die Heidenchristen auf die Torah verpflichten. Weit verbreitet war bei den Judenchristen das Verbot des Fleischverzehrs. Die meisten waren Vegetarier. In vielen Gruppen wurde die Armut hochgeschätzt. Die Judenchristen feierten das Osterfest in jüdischen Bahnen am 14. Nisan. Etliche judenchristliche Gruppen verwarfen nach Irenäus Paulus und den sich bildenden, christlichen Kanon der Heiligen Schriften. Die Ebionäer oder Ebioniten vertraten eine adoptianische Christologie, sahen Jesus also als einen emporgespaltelten Menschen an, der bei seiner Taufe vom Ewigen zu seinem entscheidenden Gesandten berufen worden war. Die Ebioniten hielten den Sabbath und beteten mit dem Gesicht nach Jerusalem. Die Beschneidung wurde als Zeichen der weiteren Zugehörigkeit zum Gottesvolk verstanden.

Neben den altbiblischen Schriften benutzten die Judenchristen besondere Evangelien⁹: Zunächst ein hebräisches Matthäusevangelium, das unserem Matthäus weithin entsprach, und dann ein Hebräer- oder Ebioniten-Evangelium¹⁰, bzw. ein Nazaräer-Evangelium, das spezifisch judenchristliche Interessen berücksichtigt. Hier erscheint der Heilige Geist als Mutter Jesu. Die altbiblischen Schriften wurden oft in der Übersetzung des Symmachus

7 Clemens Thoma, *Das Messiasprojekt*, Augsburg 1994, S. 339-350, bes. S. 346

8 Gustav Hoennike, *Das Judenchristentum im 1. und 2. Jahrhundert*, 1908

9 Eduard Meyer, *Ursprung und Anfänge des Christentums*, Stuttgart und Berlin 1921 S. 251-263

10 Eduard Meyer, a.a.O., S. 253

benutzt. Die Jungfrauengeburt wird abgelehnt. Die Taufe wurde durch Tauchbäder aktualisiert. Neue archäologische Forschungen im Heiligen Land sind intensiv auf den Spuren der Judenchristen. Die Ergebnisse sind weithin umstritten.¹¹

Manche Judenchristen nahmen Gedanken der *Gnosis* auf und neigten überhaupt zum Synkretismus, zur Religionsvermischung. Hierher gehören z.B. die Elkesaiten, die Beschneidung, Sabbath, Messianität Jesu, Astrologie und Magie miteinander verbanden. Bereits am Ende des 2. Jahrhunderts wurden die Namen der alten palästinischen Christen, Ebioniten und Nazoräer, bei den maßgebenden Christen zu *Ketzernamen*. Die Großkirche grenzte sie heftig aus. Das nomistisch bestimmte, also an Beschneidung und Sabbath festhaltende Judenchristentum, das Jesus gern als novus Mose gemäß Deut. 8,14, als neuen Gottesgesetzgeber, ansah, lief im 4. Jahrhundert unter dem Druck der Großkirche zunächst aus. Aber ein synkretistisch bestimmtes Judenchristentum wirkte dann noch auf den jungen Islam ein: Dieser saugte manche judenchristlichen Vorstellungen auf.

Nicht in die eigentliche Geschichte des Judenchristentums gehört die noch nicht recht erforschte Geschichte *der* Christen, die neben oder gar an Stelle des Sonntags den Sabbath begingen. Sie mag hier aber kurz skizziert werden. Papst Gregor d. Gr. nannte in einem Brief des Jahres 603 gegen Christen, die noch den Sabbath halten, diese „Antichristen“. Und eine 791 in Friaul gehaltene Synode tadelte Christen in Italien, die, gleich den Juden, den letzten Tag der Woche als Ruhetag begehen. Papst Lucius III. belegte dann 1183 auf einer Synode in Verona alle Christen, die den Sabbath beachten, mit dem Bannfluch. Auf dem linken Flügel der Reformation verfasste dann Kaspar Schwenckfeld 1531 eine Streitschrift gegen die „Sabbatarier“. Und *Luther*¹² erregte sich 1538 gegen solche Menschen in Böhmen und Mähren und betonte, der Messias sei in Christus bereits gekommen. Wenn Jesus erklärt habe, er sei nicht gekommen, das Gesetz aufzulösen, so beziehe sich das auf die Zehn Gebote, die universale Geltung hätten, aber nicht auf die Zeremonialgesetze¹³. Diese sind nach Luther „der Juden Sachsenspiegel“.

11 Vgl. z.B. I. Mancini, *Archaeological Discoveries relative to the Judaeo-Christians, historical survey, Jerusalem 1970* = Publications of the Studium Biblicum Franciscanum, *Collectio minor* Nr. 10 = *Le scoperte archeologiche sul Giudeo - Christiani - Note storiche, Assisi 1968*

12 WA 50, 312-337

13 Mark U. Edwards Jr., *Luther's Last Battles, Ithaca und London 1983, S. 125-127*

Im 18. Jahrhundert tauchten dann den Sabbath haltende Christen als „Abrahamiten“ wieder auf. In England entstand die Gruppe der „Baptisten vom siebten Tag“. Auch pietistische Biblizisten liebäugelten manchmal spielerisch mit dem Sabbathgedanken, so Graf Zinzendorf, der in seinem Haus „Sabbaths-Agapen“ hielt. In Äthiopien, bei den Jakobiten in der Osttürkei und bei den Thomaschristen in Indien wird seit eh und je neben dem Sonntag der Sabbath gefeiert.

Doch zurück zu den Gruppierungen, die als Judenchristen anzusprechen sind. In Rußland entstanden in der Barockzeit die Sabotnik-Gemeinden. Der Name kommt vom Sabbath, den diese Gruppen an Stelle des Sonntags feierten. Die Sabotniki waren Christen, die auf jüdische Riten zurückgriffen. Im 19. Jahrhundert erlebten sie sogar noch eine Renaissance, die die orthodoxe Staatskirche mit Repressalien beantwortete. Ganze Sabotniki-Dorfgemeinschaften wurden nach Sibirien und in den äußersten Kaukasus verbannt, wo sie sich mit richtigen jüdischen Gemeinden verbanden. In dem kaukasischen Dorf Pripolnoya z.B. gab es drei Synagogen, die von Sabotnikis und wirklichen Juden zugleich benutzt wurden. aus diesem Dorf sind Dokumente, besonders schön illuminierte Handschriften, erhalten, die die Verschmelzung von christlicher und jüdischer Tradition belegen.

1813 entstand in London der Verein der „Söhne Abrahams“, aus dem sich die „Judenchristliche Allianz“ (1865) entwickelte. Um die Mitte des 18. Jahrhunderts entsandte die Missionsgesellschaft der Irisch-Presbyterianischen Kirche einen Pastor nach *Hamburg*, der auswanderungswilligen, notleidenden Juden materiell und geistig helfen sollte. Ab 1884 war dann der ungarische Judenchrist *Dr. Arnold Frank* Pastor der Hamburger „Jerusalem-Kirche“. Er gründete ein Missionshaus in der „Alt-Einsbütteler Straße“ (heute Budapester Straße), in dem jüdischen Männer auf dem Weg nach Übersee Unterkunft, Arbeit und Bibelunterricht angeboten wurde. Dr. Franks Mitteilungsblatt „Zions Freund“ wirkte über Deutschlands Grenzen hinaus als judenmissionarisches Forum. Der tatkräftige Dr. Frank ließ 1911-1913 die noch erhaltene Jerusalem-Kirche (Schäferkampsallee) mit Diakonissenhaus und evangelischem Krankenhaus (Moorkamp) bauen – in der Folgezeit ein Sammelpunkt für Judenchristen. Das Krankenhaus, 1929 mit einer Konzession für 123 Betten ausgestattet, hatte immer wieder auch jüdische Ärzte und Patienten. 1938 floh der betagte Dr. Frank nach Irland. 1939 wurde seine Kirche geschlossen. Die verdiente Oberin des Pflegeheimes in der Schäferkampsallee, *Noafeldt*, wurde am 19.7.1942 als Siebzigjährige nach There-

sienstadt deportiert. Bald wurde sie lungenkrank und sehr schwach. Aber ihr Zimmer und ihre Bettnachbarn waren immer noch von ihrer Disziplin in Sachen Sauberkeit und Ordnung bestimmt. Sie hatte gehaltvolle Bücher aus Hamburg mitgebracht, aus denen ihr immer wieder Erbauendes vorgelesen wurde. Das war Nahrung für ihren Geist, aber körperliche Nahrung, „deren sie so dringend bedurft hätte“, konnte man ihr nur ungenügend verschaffen.¹⁴

Nach dem Zweiten Weltkrieg wurde im Zeichen der kirchlichen Restauration in Hamburg alles wiederhergestellt und erweitert. Heute versteht sich das „Diakoniewerk Jerusalem e.V. Hamburg“ als einen Ort des christlich-jüdischen Brückenschlags, des Wissens um die unlösliche Verbundenheit und Verpflichtung der Christen gegenüber dem „Volk Gottes“.

In den Achtziger Jahren des 19. Jahrhunderts wurde der bisherige chassidische Advokat *Joseph Rabinowitsch* (1837-1899) in Kischinew/Bessarabien der Vorkämpfer einer neuen, messianisch-jüdischen Bewegung, die bald viele Anhänger fand.¹⁵ Diese Bewegung nannte sich „Israeliten des Neuen Bundes“ und existierte von 1884 bis zur Schoa.

Judenchrist war auch *Arnold Ludwig Mendelssohn* (geb. Ratibor 1855, gest. Darmstadt 1933), Großneffe von Felix Mendelssohn-Bartholdy. Der junge Mann erlebte beim ersten Hören der Matthäuspassion Bachs eine „religiöse Revolution im Innern“¹⁶. Der Lehrer Paul Hindemiths und Komponist spätromantischer Lieder wurde 1891 Kirchenmusikdirektor in Darmstadt. Er schuf auch Opern und Sinfonien. Er zählt mit seiner geistlichen Chormusik zu den Erneuerern der evangelischen Kirchenmusik.

1925 schlossen sich in London „Judenchristen“, im Wesentlichen Einzelgänger, zu einer „Internationalen Judenchristlichen Allianz“ zusammen. Sie betonten, sie wollten sich durch ihren Glauben nicht von ihrer Herkunft, dem jüdischen Volk, distanzieren.¹⁷

14 Käthe Starke, *Der Führer schenkt den Juden eine Stadt*, Berlin 1975, S. 58 u. 94

15 Literatur in RGG, 2. Aufl., IV, Sp. 1676

16 Arnold Mendelssohn, *Die Orgel im Gottesdienst*, in: Christhard Mahrenholz ed., *Bericht über die dritte Tagung für deutsche Orgelkunst in Freiberg in Sachsen vom 2.-7. Oktober 1927*, Kassel 1928

17 Dan Cohn-Sherbok, *Messianic Judaism*, 2000

In der NS-Zeit sprach man plötzlich wieder von „*Juden-Christen*“, da ungezählte Juden im Sinne der Nürnberger Rassengesetze getaufte Christen¹⁸ waren, die bis dahin normale Mitglieder der Großkirchen gewesen waren. Nach den Ergebnissen der regionalen Forschung stand diesen bedrängten Juden-Christen manch ein Geistlicher bei. Von solcher Hilfe kündigt z.B. Beate Steckhans Bericht „Nacht über Deutschland“¹⁹. Beate Steckhan bekam von einer ganzen Reihe, mit Namen aufgeführter Theologen (Stöffler, Maaß, Dehn, Burckhardt, Schreiber, Grüber, von Rabenau, Jannasch, Gollwitzer, Scheidacker, Gölz) tatkräftige Hilfe und konnte so die langen Jahre eines illegalen Lebens als Gertrud Royer an immer neuen Orten durchstehen. Die Kirchenleitungen hielten sich bedeckt. In manchen KZ's gab es Gottesdienste für Judenchristen, besonders in Theresienstadt²⁰ und in Riga.

Die bedeutendste Judenchristin des 20. Jahrhunderts war die 1987 von Papst Johannes Paul II. seliggesprochene *Edith Stein*. Sie hatte sich dem Christentum zugewandt, wurde Ordensfrau, blieb aber ihrer jüdischen Familie und ihren jüdischen Freundinnen und Freunden liebevoll verbunden. Sie empfand stets die Freude, als Jüdin mit Jesus Christus und Maria blutsverwandt zu sein. Sie flehte Papst Pius XI. schriftlich an, gegen den NS-Antijudaismus eine Erklärung abzugeben, aber sie empfing nur den üblichen Apostolischen Segen²¹. Edith Steins letzter Satz bei ihrer Verschleppung aus dem Kloster Echt lautete: „Komm, wir gehen für unser Volk.“ Er war an ihre leibliche Schwester gerichtet, die ebenfalls im Karmel gelebt hatte. Die getaufte Tochter Israels war überzeugt, ihrem Volk einen letzten Dienst erweisen zu können. Sie nahm den Tod in vollkommener Unterwerfung unter den Willen Gottes mit Freude an und bat Gott, dass er ihr Leiden und Sterben annehmen möge zu seiner Ehre und Verherrlichung.

Hans Ehrenberg (1883-1958)²² war einer der über 100 deutschen evangelischen Pfarrer „nichtarischer“ Herkunft. Ehrenberg wuchs in einer liberal-aufgeklärten Familie fern vom traditionellen Judentum auf und studierte

18 Ursula Büttner, Martin Greschat, Die verlassen Kinder der Kirche. Der Umgang mit Christen jüdischer Herkunft im „Dritten Reich“, Göttingen 1998

19 Fridtjof-Nansen-Haus Göttingen ed., Beate Steckhan, Nacht über Deutschland, Hamburg o. J.

20 Käthe Starke, Der Führer schenkt den Juden eine Stadt, Berlin 1975, S. 128

21 Elisabeth Endres, Edith Stein, Christliche Philosophin und jüdische Märtyrerin, München 1987, S. 9

22 Günter Brakelmann, Hans Ehrenberg. Ein judenchristliches Schicksal in Deutschland Bd. 1, Waltrop 1997

zunächst höchst erfolgreich Philosophie. 1914 wurde er Soldat. Zunächst war er begeistert dabei, aber später glaubte er nicht mehr an einen „Siegfried“. 1919 begegnete er erstmals Karl Barth. Eine schwierige Freundschaft entwickelte sich. Ehrenberg mühte sich, Barth in Deutschland bekanntzumachen. 1922 bis 1925 studierte er Theologie in Münster. Ehrenberg²³ widmete sich in der Weimarer Zeit auch dem evangelisch-katholischen Gespräch und veröffentlichte Aufsätze in der Zeitschrift „Una Sancta“. Er befasste sich auch mit dem östlichen Christentum. 1925 wurde der religiöse Sozialist Pfarrer in der Bochumer Altstadtgemeinde. Er versuchte, das belastete Verhältnis von Sozialdemokratie und Christentum in Ordnung zu bringen. Mit Martin Buber und Franz Rosenzweig trat er in einen Dialog ein. Im Dritten Reich wandte sich Ehrenberg gegen jede Form von religiösem Antisemitismus. Bald schritt die NSDAP gegen ihn ein. 1937 erzwang die Kirchenleitung seinen Ruhestand. Nach der Reichspogromnacht kam er ins KZ, konnte aber 1939 nach England gelangen.

Der im Jahre 1900 geborene *Abram Poljak* erlebte in der Bedrängnis des Gestapogefängnisses eine Begegnung mit dem erhöhten Jesus, den er als den Messias des jüdischen Volkes erkannte. Als Poljak überraschend frei wurde, erschien ihm diese Freilassung als eine wunderbare Errettung, die in ihm die Gewissheit einer göttlichen Sendung wachrief: „Daß ich von Gott zu einer Aufgabe berufen bin, unterliegt für mich keinem Zweifel.“ Poljak ließ sich in Paris von einem Baptistenprediger taufen und begann eine „Judenchristliche Union“ zu propagieren. 1950 verband er sich in Israel mit einem ehemaligen Rabbiner, der durch eine Vision erkannt hatte, dass Jesus der Messias Israels sei. Als Poljak sich in Israel nicht mehr halten konnte, suchte er in Süddeutschland zu wirken, wo ihn erweckliche Kreise begeistert aufnahmen. Aus solchen Gemeinschaftskreisen sammelte er seine Anhänger. In Möttlingen entstand eine Siedlung für die Anhänger der „Reichsbruderschaft Jesu Christi“. 1963 wurde Poljak durch den Tod aus Plänen gerissen, die auf eine judenchristliche Gemeinschaftssiedlung im Negev zielten. Poljaks Glaubensmittelpunkt war eine überhitzte Naherwartung der Wiederkunft Christi. Er meinte: Das messianische Reich beginnt im Land Israel. Die Gnade Gottes kehrt in der Endzeit zu seinem alten Bundesvolk zurück. Poljaks Judenchristen wollten hinter zwei Jahrtausende Kirchengeschichte zurück zum Jesus der Bergpredigt. Der Gedanke, dass die Gründung des neuen Staates

23 Hans Ehrenberg, Laienbüchlein, 1922

Israel heilsgeschichtliche Bedeutung habe, teilten pietistische Kreise weit über Poljaks Anhängerschaft hinaus. In Wirklichkeit ist der Staat Israel ein säkularer Staat wie jeder andere auch, der freilich jüdisch-orthodoxen Überlieferungen weit entgegenkommt, wogegen ungezählte Israelis Sturm laufen oder laufen möchten.

Ein bedeutender Judenchrist war *Heinz David Leuner* (1906-1977) aus Breslau²⁴, der ab 1950 für fast drei Jahrzehnte die Zeitschrift „Der Zeuge“ der „Internationalen Judenchristlichen Allianz“ herausgab und 21 Jahre Europa-sekretär dieser Vereinigung war. Für Leuner hob das Bekenntnis zu Jesus als Messias seine Zugehörigkeit zum jüdischen Volk nicht auf, sondern bestätigte sie.²⁵ Leuner lebte in zweifacher Solidarität: Er verband Solidarität mit dem Judentum mit dem Dienst an der Christenheit. Wissenschaftlich suchte er die Verwurzelung des Christentums im Judentum der Vergessenheit zu entreißen. In diesem Sinne arbeitete er im Institut für Kirche und Judentum in Berlin mit.²⁶ In Leuners Lebenswerk wurde das Zeugnis des Judentums zur Anfrage an Theologie und Kirche.

In der NS-Zeit erlitten viele Christen jüdischer Abstammung ein besonders schweres Geschick: Ihre Kirche ließ sie im Stich und die Glaubensjuden begegneten ihnen mit Zurückhaltung. Die 1916 in Hannover geborene Arztochter *Hilde Schneider*²⁷ begann 1935 im Henriettenstift Hannover ihr Noviziat als künftige Diakonisse. Die Nürnberger Gesetze machten die evangelische Christin zur Volljüdin. Ende 1938 schlug sie ein Angebot aus, nach Philadelphia überzusiedeln. Die später doch noch angestrebte Emigration kam nicht mehr zustande. Im Jüdischen Krankenhaus Hannover legte sie im März 1941 ihr Großes Krankenpflegeexamen ab. Aber bald wurde sie zu Fabrikarbeit gezwungen. Am 2. November 1941 wurden ihre einstigen Mitnovizinnen feierlich eingesegnet. Die Sternträgerin sah von der Orgelempore aus zu. Es schmerzte sie, dass ihr dann die Oberin, der allgemeinen Weisung des Landeskirchenamtes folgend, das Betreten der Kirche verbot. Im Dezember 1941 wurde sie dann nach Riga verschleppt. Ein grauenvolles Erlebnis jagte das andere. Zwangsarbeit, Hunger und Krankheit zermürbten sie. Aber

24 Heinz David Leuner, *When Compassion was a Crime*, London 1966, deutsch von Hans Lamm, *Als Mitleid ein Verbrechen war. Deutschlands stille Helden*, Wiesbaden 1967

25 Heinz David Leuner, *Die Messiasfrage im jüdisch-christlichen Dialog = Monatsschrift für Pastoraltheologie* 52, 9, 1963, S. 346-352

26 Heinz David Leuner, *Ist die Bezeichnung Judenchrist theologisch richtig? = Pastoraltheologie, Wissenschaft und Praxis* 55, 9, 1966, S. 372-392

27 Hartmut Schmidt, *Zwischen Riga und Locarno*, Berlin 2001

sie setzte sich als Krankenschwester stets für andere ein. Die Bibel gab ihr immer wieder neue Kraft. Ostern 1944 läuteten ihr die Festglocken ins Herz „Christ ist erstanden“. Als sie im Frühjahr 1945 in Polen befreit wurde, gelobte sie aus Dankbarkeit für das Überleben, ihr Leben in den Dienst Gottes zu stellen. Nach 1265 Tagen Abwesenheit kam sie krank wieder in Hannover an. Das Henriettenstift wollte sie sofort wieder beschäftigen. Aber sie wollte etwas Neues beginnen. Sie wollte Frauen in Haft beistehen und ihnen von ihren entsprechenden Erfahrungen her zeigen: Es gibt kein sinnloses Leben. Sie studierte Theologie und war ab 1959 Gefängnispfarrerin im Frauengefängnis Frankfurt/Main. Aber sie blieb dem Henriettenstift eng verbunden.

Immer wieder erleben einzelne Jüdinnen und Juden nach Lektüre des Neuen Testaments ihren Übergang zum Christentum als die Vollendung ihres jüdischen Daseins²⁸. Ihre Liebe zum jüdischen Volk besteht fort.

1978 wurde in Israel das sog. Antimissionsgesetz erlassen, das jeden mit 5 Jahren Gefängnis bedroht, der jemand mit Geldangeboten oder anderen materiellen Vergünstigungen zum Übertritt zu einer anderen Religion zu überreden sucht.

Heute gibt es in Israel ca. 2.000 „messianische Juden“²⁹, die sich Jehudim meschichiim, „*Messianische Juden*“ nennen. Die Bewegung wächst. Die Frömmigkeit dieser jesugläubigen Juden ist durchweg evangelikal: Es geht ihnen um ein persönliches Glaubensverhältnis, um das lebendige Bekenntnis: „Jeschua ha Maschiach“. Kleine Gemeinden von solchen messiasgläubigen Juden bestehen in den Städten Jerusalem (ca. 10 Gruppen), Tel Aviv, Haifa, Tiberias und Beerschewa. Insgesamt rechnet man mit ca. 80 Gemeinden und Hauskreisen. Die Gemeinden scharen sich fast immer um eine Leitfigur. Sie betonen ihrer jüdische Identität und lassen ihre Säuglinge beschneiden. Die einzelnen Gruppen sind in ihrer Struktur sehr vielfältig. Manche lehnen die christlich-dogmatische Vorstellung von der Dreieinigkeit ab, glauben aber doch an die Göttlichkeit Jesu. Die jüdischen Feste werden mit sehr unterschiedlicher Intensität gefeiert. Viele messianische Juden sehen sich in Kontinuität zur judenchristlichen Urkirche.

28 Vgl. z.B. Vera Schlamm, *Überaus wunderbar errettet: Der Weg einer jüdischen Ärztin, Wermelskirchen* 1980, S. 98

29 Andreas Hornung, *Messianische Juden zwischen Kirche und Israel. Entwicklung und Begründung ihres Selbstverständnisses*. Gießen und Basel 1995

Für Judenchristen gibt es in Israel kaum Toleranz. Man möchte ihnen am liebsten die Staatsbürgerschaft entziehen. In den USA und in Kanada aber entstanden seit Mitte der Sechziger Jahre des 20. Jahrhunderts mehrere messianisch-jüdische Gemeinden, in denen sich vor allem Christen jüdischer Herkunft zusammenfinden. In den USA und Kanada soll es ca. 50.000 jesusgläubige Juden geben. Freilich sind sehr viele Judenchristen hier ihrer Herkunft nach gar keine Juden. 1996 wurde in Stuttgart aus pietistischer Tradition heraus eine „Israelitisch-Messianische Gemeinde“ ins Vereinsregister eingetragen. Der zuständige Landesrabbiner Joel Berger wettete, die missionarische Tätigkeit von Judenchristen, etwa bei mehr oder weniger jüdisch bestimmten Immigranten aus Rußland, sei „die Fortsetzung des Holocaust mit anderen Mitteln“. In Berlin besteht ein „Haus des Friedensfürsten“ (Beit Sar Schalom), eine messianische, jüdische Gemeinde mit ca. 50 Mitgliedern, überwiegend ehemaligen Juden. Auch in Hannover gibt es eine Gruppe russischsprachiger messianischer Juden. Die evangelische Kirche hat jeglicher „Judenmission“³⁰ abgesagt. Es geht ihr heute einzig um Dialog.

Judenchristen befinden sich zwischen Israel und den Kirchen in überaus schwieriger Lage. Sie fühlen sich dem jüdischen Volk zugehörig und sehen sich zugleich als Teil der Gemeinschaft aller Christen. Die Großkirchen könnten durch Kontakte zu den messianischen Juden das Bewusstsein für die jüdischen Wurzeln des Christentums wachhalten.

30 K.H. Rengstorff und S. von Kortzfleisch ed., Kirche und Synagoge, 2 Bde., 1968, P. G. Aring, Christliche Judenmission, dargestellt und untersucht am Beispiel des evangelischen Rheinlandes, Neukirchen 1980

Das Judentum und der Islam

1 Mohammeds Verhältnis zum Judentum

Der junge Mohammed hat allerhand geistige Anleihen beim Judentum gemacht. Aus mehr oder weniger luziden Quellen übernahm er von dort den Glauben an den Schöpfer Himmels und der Erden, der für den Menschen sorgt. Deshalb muss der Mensch Gott dankbar sein und eines Tages vor dem Ewigen Rechenschaft über seine Taten ablegen. Als Mohammed in Mekka isoliert war, versuchte er, in den Juden Bundesgenossen zu finden. Aber die Juden von Mekka verstanden Mohammed nicht. Seine Aussagen über Gott stellten für sie einzig primitive Binsenweisheiten dar. Die Juden merkten, dass Mohammed Gottes Geschichte mit Israel gar nicht richtig kannte und so die Torah auch nicht als den Weg zum Leben ansah. Und Mohammeds angebliches Prophetenamt war für die Juden allenfalls eine politische Sendung, aber nicht ein göttlicher Auftrag im Rahmen der Heilsgeschichte Gottes mit Israel. Die Juden von Mekka nahmen Mohammed jedenfalls nicht recht an.

Als Mohammed 622 nach Medina kam, wandte er sich hier an die Juden und schlug ihnen einen Vertrag vor, der in einer frühen Gemeindeordnung von Medina seinen Niederschlag fand: Erstens: Der muslimische und der jüdische Gottesdienst sind das gleiche Tun vor dem einen Gott. Deshalb sollten Muslime und Juden gemeinsam kämpfen, denn ihr gemeinsamer Feind sind ja die Götzendiener. Zweitens: Die muslimische Gebetsrichtung soll der Stadt Jerusalem gelten. Drittens: Das Fasten seiner Muslime legte Mohammed auf den Großen Versöhnungstag der Juden. Mohammed glaubte, so die Einheit beider Gruppen vor dem einen Gott schaffen zu können. Doch die Juden von Medina gingen darauf nicht ein. Für sie war der Jom Kippur als Reinigungstag einzig dem Volk Israel gegeben. Auch auf die anderen Punkte ließen sich die Juden von Medina nicht ein, auch wenn sie sich politisch-militärisch dem militanten Mohammed unterstellten. Nach so langem und doch ergebnislosen Bemühen um die Juden war Mohammed nun enttäuscht und verbittert. Aus Zuneigung wurde Hass. Das schlug sich auch im Koran nieder. Konnte man in den frühen Teilen des Korans noch manche verständnisvolle Aussage über die Juden finden, so wurde das jetzt anders. Jetzt

erscheinen ihm die Juden als ein im Grunde gottloses Volk. Mohammed verstand sie als die Verfälscher der Botschaft von dem einen Gott, deren Reinheit er angeblich wiederhergestellt habe. Nun ging es den Juden von Medina an den Kragen. Geld und Besitz wurden beschlagnahmt. Angeblich hatten die Juden gegen Mohammed einen Aufruhr geplant. Sie mussten ihr eigenes Grab ausheben. Unter Tanzen und Singen der nichtjüdischen Bevölkerung wurden sie niedergestochen oder enthauptet.

Die altbiblische Überlieferung wurde nun gewaltsam arabisiert. Abraham wurde als Vater Ismaels auch der Stammvater der Nachkommen Ismaels, also der Muslime. Abraham und Ismael wurden nun als Gründer Mekkas verehrt. Die beiden haben angeblich das Kommen Mohammeds als des größten und letzten Propheten vorausgesagt. Mohammeds Bruch mit den Juden führte folgerichtig zur Änderung bestimmter kultischer Bräuche: Gebetet wurde fortan nicht mehr nach Jerusalem sondern nur nach Mekka – bis heute. Und das Fasten wurde auf den Ramadan, die Zeit des Monats, in dem Mohammed den Koran vom Himmel empfangen haben wollte, verlegt.

Jerusalem, das zur Lebenszeit des Mohammed noch nicht islamisch war, wurde 634 erobert und zur dritten heiligen Stadt des Islam gemacht. Mit der Legende von der Himmelsreise Mohammeds wurde der Tempelberg in Jerusalem für den Islam vereinnahmt.

Immer wieder erinnerte sich in der Folgezeit ein erleuchteter Muslim an das gemeinsame Erbe. So sagte der 737 verstorbene Gelehrte Assim: „Was uns neben der Gnade und Leitung Gottes zum Islam geführt hat, ist das, was wir von den Juden gehört haben“. Da die islamische Theologie noch keine historisch-kritische Forschung kennt, sind die oben aufgezeigten Tatsachen muslimischen Glaubensfachleuten kaum zu vermitteln.

2 Der Islam und das Judentum

Als bald nach Mohammeds Tod der schriftliche Niederschlag seines Wirkens in sehr äußerlicher Weise zusammengestellt war, ergab sich: Im Koran stehen jetzt Aussagen über die Juden, die sich eigentlich völlig ausschließen. Neben den frühen, wohlwollenden Äußerungen stehen hasserfüllte, späte Worte. Dementsprechend lebten die Araber fortan den Juden gegenüber immer in einem merkwürdigen Zwiespalt. Meistens galten die positiven Mohammedworte: Man duldet auch so die anderen Schriftbesitzer. Der erst aus dem 8. Jahrhundert stammende, aber schon dem 2. Kalifen Omar zuge-

schriebene „Omar-Vertrag“ bot den Juden eine Existenzmöglichkeit, die einheitlicher und soldider war als die Rechtsbasis der Juden in christlichen Gebieten. Die Juden und die anderen Anhänger von Buchreligionen (ahl alkitab) galten so als „Vertragsschützlinge“ (ahl adh-dhimma, dhimmi). Ihre Kopfsteuer war ziemlich hoch. Die Juden durften unter muslimischer Herrschaft nach ihrem eigenen Recht leben. In Spanien begrüßten deshalb die Juden die muslimischen Eroberer als ihre Befreier und die Omayyadenherrscher nutzten die genialen wirtschaftlichen Fähigkeiten der Juden. Oft wurden die sprachgewandten Juden zu delikaten diplomatischen Aufgaben verwandt. Die spanischen Juden machten in diesem Klima der Toleranz die muslimische Elite mit der klassischen Literatur und Philosophie der Griechen bekannt, die im übrigen Europa weithin in Vergessenheit geriet. Es gab da durchaus eine jüdisch-islamische Symbiose. Das hat Bernhard Levis in seinem Buch „Die Juden in der islamischen Welt: Vom frühen Mittelalter bis ins 20. Jahrhundert“, München, 1987 gezeigt. Natürlich erklärten die Muslime der jüdischen Minorität oft und gern, dass sie sich mit einer sozialen Inferiorität abzufinden hätten. Während ein christlich-jüdischer Dialog nie richtig in Gang kam, lässt sich ein bescheidener jüdisch-islamischer Dialog nachweisen. Auch bei rein religionsphänomenologischer Betrachtung steht der Islam dem Judentum ja etwas näher als das Christentum. Die jüdischen Glaubensfachleute hatten freilich erhebliche Vorbehalte gegenüber der Prophetie des Mohammed, der manchmal polemisch „der Verrückte“ genannt wurde. Die Juden lehnten vor allem Mohammeds Vorstellung ab, dass seine Offenbarung alle früheren Offenbarungen überbiete. Als wichtigstes Hindernis für ein sinnvolles Religionsgespräch galt fortan im Judentum die Tatsache, dass Mohammed die altbiblischen heiligen Texte nicht übernommen hat, sondern einzig mit produktiver Phantasie veränderte Fragmente, die er irgendwo, z.B. bei christlichen Wanderpredigern aufgeschnappt hatte, in die Vorstufen des Korans hineingenommen hatte. Gern polemisierten Juden gegen „abergläubische Praktiken“. So z.B. wurde der vom Islam aus der alt-arabischen Religion übernommene Kult um die Kaaba in Mekka als Anbeten von Stein nach Dt. 4, 28 u. ö. perhorresziert. Manch ein Jude war überzeugt, eigentlich müssten sich die Nachkommen Ismaels, des Sohnes der Magd Hagar (Gen. 16, 12) Israel religiös unterordnen. Manch ein Muslim wiederum deutete dann die real existierenden, erheblichen Unterschiede dahingehend, dass das Judentum die genuine heilige Überlieferung verfälscht habe, während Mohammed die ursprüngliche, abrahamitische Gottesoffenbarung wiederhergestellt habe.

Sa'd ibn Mansur ibn Kammuna in Bagdad verfasste im 13. Jahrhundert sogar ein Buch über die drei abrahamitischen Religionen und suchte die Zusammenhänge der monotheistischen Religionen herauszuarbeiten. Er befasste sich sogar mit dem Streit zwischen dem rabbinischen Judentum und den Karäern, den jüdischen „Protestanten“, die allein das altbiblische Wort gelten lassen wollten, nicht aber auch und vor allem den Talmud.

Nur selten brach im islamischen Raum eine religiös fundierte Judenfeindschaft durch. So z.B. wurden 1680 die Juden im Bergland des Jemen übel zugerichtet und ihres Vermögens beraubt – unter Berufung auf ein angebliches Mohammed-Wort, dass alle Juden aus dem Bereich der heiligen Stätten zu verschwinden hätten. Zu diesem Bereich rechnete die Mehrzahl der muslimischen Rechtsgelehrten sogar den Jemen. Im Osmanischen Reich, das ja noch tief in das 20. Jahrhundert hineinreichte, konnten europäische Politiker und Organisationen zugunsten der Juden Einfluss nehmen.

Im 20. Jahrhundert gab es auf der einen Seite Versuche, mit den darüber hoch erfreuten Juden im Heiligen Land nachbarlich auszukommen, auf der anderen Seite aber auch fanatischen Judenhass, wie er sich schließlich in der Gestalt des Mohammed Emin el Husseini, jenes „Großmuftis von Jerusalem“ verkörperte, der, von der SS als Staatsgast geleitet, Vernichtungslager für Juden im Osten freudig besichtigte. Es gab sogar eine muslimische SS-Formation, die auf dem Balkan wütete.

In Marokko hatten seit Jahrhunderten Juden und Muslime friedlich zusammengelebt. Im 2. Weltkrieg bewahrte König Mohammed V. die damals 300.000 Juden seines Landes vor dem Zugriff des hitlerhörigen Vichy-Regimes. 1994 ließ König Hassan II., Protektor der Juden seines Landes, den großen Juden Maimonides, den klassischen Kündler der Toleranz, auf einem Symposium „Maimonides und die moderne Welt“ feiern. Der König sprach Maimonides als Bindeglied zwischen Muslimen und Juden an.

Die Staatsgründung Israels erregte dann lodernnden Judenhass bei den meisten Muslimen. 1948 zerstörten die Jordanier die Synagogen der Altstadt von Jerusalem und benutzten jüdische Grabsteine zum Latrinenbau. Heute gehören jene antijüdischen Aussagen des Korans erheblich zum religiösen Hintergrund des Nahostkonfliktes. Die Lage der wenigen noch in muslimischen Ländern befindlichen Juden ist kümmerlich. Dagegen schützt die israelische Regierung den islamischen Kult in ihrem Einflussbereich. So sorgt sie dafür, dass die drittheiligste Stätte des Islam, der Bereich der Aksa-Moschee, nicht von fanatischen Juden angegriffen wird.

Seit 25 Jahren bemüht sich das Martin Buber-Institut der Hebräischen Universität Jerusalem um die jüdisch-arabische Verständigung. Martin Buber war einst für einen binationalen Staat der Juden und Araber im Heiligen Land eingetreten. Vor 25 Jahren war das Anliegen des Instituts in Israel unpopulär. Aber heute wissen sich viele Menschen dem interreligiösen Dialog verpflichtet, wobei positive Ergebnisse vor allem auf kulturellem Gebiet möglich wären. Ein erhebliches Problem liegt auch hier darin, dass für den Dialog eintretende Menschen Schwierigkeiten mit eigenen, misstrauischen, mehr oder, meistens, weniger informierten Glaubensgeschwistern bekommen. Bei den Gesprächen Judentum-Islam erkennt man die Bedeutung des interreligiösen Dialogs für den Weltfrieden.



„Jud' Süß“

„Jud' Süß“ – Der Münzpächter im Lichte der neueren Forschung

Der württembergische Herzog Carl Alexander, geboren 1684, war seit 1709 kaiserlicher Kommandant der Festung Landau in der Pfalz. Er verteidigte 1713 die Festung Landau. In dieser Zeit prägte er berühmt gewordene Belagerungs-Klappen aus silbernem Tafelgeschirr. Da gibt es goldene Belagerungs-Klappen zu 2 Doppien. Häufiger kommen die Belagerungsklappen zu 2 Gulden 8 Kreuzer vor.

1733 wurde Carl Alexander regierender Herzog des blühenden Landes, das damals 72 Städte und 400 Dörfer umfasste. Seine Finanzen überließ der menschlich wenig anziehende Fürst dem pffiffigen, geschmeidigen, weltmännischen Juden *Joseph Süß(kind) Oppenheimer*, der, 1698 in Heidelberg geboren, in Wien im Bereich des Kaiserhofes als Bankier ausgebildet worden war und schon als erfolgreicher Händler in Mannheim, als Amsterdamer Juwelenhändler und als Kölner Militärlieferant reich geworden war. Joseph Süß Oppenheimer pachtete so am 9.3.1734 von dem absolutistisch regierenden Herzog Carl Alexander die Stuttgarter Münzstätte gegen Zahlung von 40.000 Gulden jährlich auf zunächst zwei Jahre. Solche Verpachtung von Münzstätten war damals üblich, aber nach Reichsgesetz gar nicht erlaubt. So erhoben die Landstände Einspruch. Als Startkapital für den Münzbetrieb ließ sich Süß von der Zentralkasse zinslos 75.000 Gulden, die er zügig zurückfließen ließ. In den folgenden gut 16 Monaten ließ Süß nun 10.168.538 Gulden unter völliger Missachtung der Reichs-Bestimmungen im Einvernehmen mit dem Landesherrn in unterwertigen Münzen prägen. Die damals noch neue Walzenprägung ermöglichte solche Massenfabrikation. Die Karolinstücke aus unterwertigem Gold sollten redliche 10-Gulden-Stücke sein. Auch Goldstücke zu ½ Karolin und Viertelkarolins ließ „Jud' Süß“ als Alexander d'ors vom Stempel springen. Süßens Goldmünzen waren nur knapp über 18 Karat fein. Dazu kamen ganz unterwertige Landmünzen aus Silber, besonders 30-Kreuzerstücke. Gegen Warnungen aus Wien setzten der Herzog und Jud Süß die Revers-Inschrift „Per Ardua Virtus“: Die Tugend überwindet Beschwerden., freier „Mit Tüchtigkeit löst man alle Probleme“.

Zunächst entwickelte sich Süßens geldschöpferische Tätigkeit prächtig. Die bei der Stuttgarter Münzstätte angelieferten Gold- und Silberbarren wurden mit minderwertigem Geld bezahlt. Aber bald stieg der Preis der Gewichtsmark (233 gr.) Silber von 295 auf 305 Gulden. Die „hebräische Exzellenz“, wie das Volk Süß nannte, wurde langsam unruhig. Im Mai 1735 richtete er sein erstes Entlassungsgesuch an den Herzog, „da endlich auch ein Brunnen erschöpft werden kann und eine überhäufte Last die endliche Unterdrückung nach sich zieht, mir das Wasser an den Mund zu gehen beginnt ...“.

Aber der Herzog zwang ihn weiterzumachen, obwohl Süß erkannte, dass sich das Ganze auf die Dauer nicht durchhalten ließ. Schließlich erreichte Oppenheimer, dass ihm der Herzog am 20.3.1736 die Münzpflicht abgabte überhaupt erließ. Süß musste auch die Münzarbeiter nicht mehr selbst bezahlen. Der Finanzminister Süß akzeptierte aber dann im Einvernehmen mit dem Herzog sein eigenes Geld nicht mehr. Er sorgte dafür, dass die württembergischen Amtsstellen nicht mehr seine eigenen Münzen, sondern nur vollwertiges, älteres oder fremdes Geld annehmen durften, das sich nun die Oppenheimer verfluchenden Württemberger mühsam mit hohem Aufschlag besorgen mussten, besonders aus der Prägung früherer Herzöge. Die so hereinkommenden Münzen, besonders gute, alte Taler, aber ließ Süß sofort einschmelzen, um neues, „langes“ Geld daraus zu prägen. Als aber bald die verlängerten, minderwertigen Münzen das Land überschwemmten und Kaiser Karl VI. immer dringender die Einhaltung der Münzgesetze verlangte, setzte Süß am 29.10.1736 beim oberschwäbischen Reichskreis nach Abreise der meisten Teilnehmer durch, dass die goldenen Karolins nur noch $9\frac{1}{3}$ Gulden und die halben Silbergulden, also die 30-Kreuzerstücke, nur noch $24\frac{1}{2}$ Kreuzer gelten sollten. Das war ein Entgegenkommen, worauf Süß bis Ende 1736 weiter unterwertiges Geld prägte. In den angrenzenden Territorien wurden Süßens Münzen verrufen, auch von Ländern, die mindestens genauso schlecht münzten wie Württemberg.

Schließlich ließ Süß, eine Mischung aus Nathan und Shylock, in der Stuttgarter Münzstätte eine andere Münzsorte prägen, nämlich Dukatenstücke. Aber auch diese Goldmünzen von 1736 konnten die Finanzlage des Herzogtums nicht retten. Es gibt von 1736 auch halbe Dukaten. Jud Süßens politischer Einfluss war viel geringer als seine Gegner annahmen, die ihm „Präpotenz“ unterstellten. Süß lebte am Hof zwar in Luxus, aber auch in einem goldenen Käfig.

Das fleißige, sparsame württembergische Volk reagierte auf das „lange“ Geld des Geheimen Finanzrates höchst allergisch. Die „Judengroschen“ führten dazu, dass der Finanzdirektor für die Misere des Landes verantwortlich gemacht wurde. Ab 15.10.1736 mussten die Beamten ihre Posten und Beförderungen kaufen. Sie versuchten dann, durch Annahme von Bestechungsgeldern die entsprechenden Summen wieder hereinzubekommen. Der Herzog belastete als begeisterter Soldat den Etat des Landes durch seine hohen Militärausgaben in besonderer Weise. Der verschwenderische Herzog orderte überdies im Jahr für ca. 200.000 Gulden Smaragde, Rubine und Diamanten. Endlich musste der Finanzminister Jud Süß am 3.1.1737 einem Abwertungsdekret zustimmen. Der Verlust für Volk und Regierung betrug nach der Schätzung des Geheimrates Bilfinger dabei ca. 800.000 Gulden. Ab 18.1.1737 ließ der Herzog von allen Gehältern 5 Prozent als eine Art Notopfer abziehen. Praktisch waren das Zinsen für hohe Beträge, die Süß vorgeschossen hatte. Als ein angeblicher, später von dem Kammerpräsidenten von Gemmingen für authentisch erklärter Ausspruch Oppenheimers, „Er wolle den dummen Schwaben die Köpfe schon noch zurechtsetzen“, durchs Land lief, erreichte die Anti-Süß-Stimmung des Volkes ihren Höhepunkt. „Jud Süß“ bereicherte sich auch durch Lotterien und Spielcasinos. Immer wieder schoss er dem Herzog Geld vor. Süß organisierte im Auftrag des Herzogs frivole Tanzfeste, sog. Redouten, zu denen die Beamten ihre mannbaren Töchter schicken mussten, die sich dem Herzog widmen mussten und dann vor Schwangerschaft zitterten. Beamte, die sich diesem Treiben versagten, riskierten ein Viertel ihres Jahresgehaltes als Strafe. Im Juni 1737 wurde Süß zum „Geheimen Finanzrat“ ernannt und mit weitreichenden Vollmachten ausgestattet.

Süß erwarb für sich prächtige Häuser. In Ludwigsburg kann man heute noch sein Haus Mömpelgardstraße 18, dicht beim Residenzschloß, bewundern. Der Herzog erteilte ihm vorsorglich für alle Fälle ein „Absolutorium“, also völlige Straffreiheit: Von Süß dürfe „nimmermehr einige Rechenschaft sowohl de praeterito als in futurum gefordert werden“.

Als am 12.3.1737 der Herzog plötzlich mit nur 52 Jahren im Ludwigsburger Schloß an einer Lungenembolie verschied, jubelte das ganze Land. Der bisher zur Seite gedrängte Geheime Rat setzte sofort eine konservative Revolution in Gang. Süß wurde nach seinem Kondolenzbesuch bei der Herzogin verhaftet. Er wurde auf den Festungen Hohenneuffen und Hohenasperg eingesperrt und schließlich gefoltert. Zunächst sollte er sogar den Herzog ver-

giftet haben, denn Süß hatte noch am frühen Morgen des Todestages eine Audienz gehabt. Aber Süß konnte immerhin darlegen, wie irrwitzig so etwas gerade für ihn gewesen wäre. Süßens Vermögen wurde beschlagnahmt. Süß trat als Projektionsfigur an die Stelle des verhassten, toten Herzogs, für dessen Ausbeutung des Landes der Jude nun büßen sollte. Süß trat in Hungerstreik. Immer stärker bekannte er sich zu seinem jüdischen Glauben und wies pietistische Bekehrungsversuche verachtungsvoll zurück. Sein Pflichtverteidiger beging Parteiverrat.

Auf den Vorwurf, Süß habe sich als Münzpächter um insgesamt 168.236 Gulden bereichert, entgegnete er schlagfertig, dass das bei einem Umsatz von über 10 Million Gulden und den bekannten Schwankungen im Edelmetallgeschäft ein eher bescheidener Gewinn gewesen sei. Das seien ja nur $1\frac{3}{4}$ Prozent gewesen. Dann warf man Süß „Hochverrat“ vor. Schließlich wollte man den Frauenfreund mit einem uralten, seit 200 Jahren nicht mehr angewandten Gesetz, das sexuelle Vermischung von Juden und Christen verbot, zur Strecke bringen, zumal es überall hieß: „Der Jud' muß hängen.“ Eine jüdische Delegation unter Führung des Geldagenten Isaak Landauer bot vor der Urteilsverkündung 1 Million vollwertige, unbeschnittene Dukaten an, falls Jud Süß freigelassen würde. Diese Million war in der gesamten Judenheit für den früheren Wohltäter seiner Glaubensgenossen gesammelt worden. Damit sollten allfällige Unterschleife von Süß abgedeckt werden. Aber der kränkelnde Herzogsvormund blieb hart: Der Freikauf wurde abgelehnt. Zu den letzten überlieferten Worten gehörte das Bekenntnis des bisherigen „Volontairs von allen Religionen“: „Ich bin ein Jud und bleib ein Jud. Ich würde kein Christ werden, wenn ich gleich Römischer Kaiser werden könnte. Religion ändern, ist eine Sache für einen freien Menschen und steht gar übel an einem Gefangenen.“ Er verzichtete also darauf, durch Übertritt das nackte Leben zu retten. Der 70-jährige Regent Herzog Carl Rudolph unterzeichnete schließlich das Todesurteil des Scheinprozesses mit den zutreffenden Worten: „Es ist ein seltenes Ereignis, daß ein Jud' für Christenschelme die Zeche zahlt.“ Im Urteil wird kein Delikt angegeben. Nur von „verdammlichen Misshandlungen“, also Verfehlungen, und der „wohlverdienten Straf“ ist die Rede. Der Beistand eines Rabbiners wurde ihm versagt. Seine angereiste Mutter durfte ihn nicht mehr sehen. Sie konnte froh sein, dass sie heil wieder aus Württemberg herauskam.

Am 4.2.1738, an einem eisigen Wintertag, wurde Süß auf dem Galgenbuckel vor Stuttgart hingerichtet. Da der mutige Mann seinen Richtern zugerufen

hatte „Höher als den Galgen könnt Ihr mich nicht aufhängen“ zog man ihn in einem von den Schlossergesellen der Stadt kostenlos gefertigten Käfig noch über den Galgen hinauf, um sein Wort zu widerlegen. Er musste bei seiner Hinrichtung durch Erwürgen 12 m über dem Erdboden seinen scharlachroten Staatsrock tragen, der reich mit Gold bestickt war. Dazu ein feines, blütenweißes Oberhemd, scharlachrote Hosen, weiße Strümpfe, eine Perücke und einen samtenen Dreispitz. Zehntausend Schaulustige nahmen an dem Spektakel teil.

Bald gab es eine silberne Schraubmedaille mit dem Porträt von Süß-Oppenheim auf der Vorderseite und dem Galgen auf der Rückseite. Umschrift: „Aus diesem Vogelhaus schaut Sus der Schelm heraus.“ Diese Schraubmedaille enthält 19 eingelegte Bildchen. Da träumt Süß von einer großen Zukunft und nimmt Abschied von seiner Mutter. Als junger Mann steht er mit besitzergreifender Gebärde vor weitem Land. Dann ist er mit prallen Geldsäcken dargestellt. Schließlich wird er verhaftet und verhört. Dann besucht den Verurteilten ein Geistlicher. Mit der Fahrt zur Hinrichtung und dem Hochhieven am Galgen schließt die Reihe.

Auf einer eng verwandten Spottmedaille wird oben gezeigt, wie er vierspännig in Stuttgart einzieht. Und dann kommt, von einem blinden Pferd gezogen, der offene Schinderkarren. In dem man ihn unter militärischer Bedeckung zu dem 5 km entfernten Galgen fährt. Inschrift: „Fort, fort, hier ist Dein Ort.“

Auf einem damals weitverbreiteten Stich las man: „Wer großer Herren Gunst mißbraucht durch bösen Rath wie dieser freche Jud Süß Oppenheimer, von Geitz und Übermuth und Wollust eingenommen, der muß wie Hamann dort zuletzt an Galgen kommen.“ Zwei Teufel flüstern dem Finanzminister in die Ohren und der überhöhte Galgen fehlt nicht. Die Leiche musste sechs Jahre in dem Käfig bleiben.

Süßens Geschichte ist oft behandelt worden: Otto Borst, Württemberg und seine Herren, 1987. U. Klein und A. Raff, Die Württemberger Münzen Bd. 3, 1982. Ernst Marquardt, Geschichte Württembergs, 1962. Christian Binder und Julius Ebner, Württembergische Münz- und Medaillenkunde, 1904-1915. Wilhelm Hauff widmete Süß 1827 eine Novelle. E. Ortner schuf 1923 ein Jud Süß-Drama. Selma Stern veröffentlichte ein zuverlässiges Lebensbild „Jud Süß“, 1929. Hellmut G. Haasis erforschte die Geschichte des Finanziers, Freidenkers und Justizopfers auf Grund der erhaltenen Prozessakten. Haasis zeichnet freilich in fast allen Zügen eine Lichtgestalt, die

das moralisch ambivalente Justizopfer Süß auch wiederum nicht war. Der Jude Lion Feuchtwanger setzte „Jud Süß“ 1925 in einem äußerst spannenden Roman völlig nach den Tatsachen ein anrührendes Denkmal: Über drei Millionen Exemplare wurden von diesem Werk verkauft.

Der NS-Propagandaminister Joseph Goebbels nutzte Oppenheimers Geschick zu einem antijüdischen Tendenzfilm¹, der an den Originalschauplätzen gedreht wurde. Goebbels besetzte die Hauptrollen persönlich: Der UFA-Star Heinrich George, Vater des später berühmten Draufgängers Götz George, musste den Herzog Carl Alexander, Ferdinand Marian den Süß, Werner Krauss den Sekretär des Finanzdirektors sowie drei Nebenrollen und Kristina Söderbaum, die „Reichswasserleiche“, die Dorothea spielen, inklusive Vergewaltigungsszene. Regisseur war Veit Harlan. Besonders eindrücklich war in diesem Machwerk eine breit ausgewalzte Vergewaltigungsszene. Das Informationsheft der Terra-Filmkunst sagte: „Einer ist so gefährlich wie der andere: der Hofjude und Minister Süß Oppenheimer und sein Sekretär überbieten sich in neuen Schlichen und Kniffen, um das württembergische Volk auszuplündern.“ Veit Harlan machte Süß zum Prototyp des verbrecherischen Juden. In der Schluss-Szene hofft der Sprecher der Landstände, dass „unsere Nachfahren an diesem Gesetz ehern festhalten, auf daß ihnen viel Leid erspart bleibt an ihrem Gut und Leben und an dem Blut ihrer Kinder und Kindeskinde“. Viele Gestapo- und SS-Angehörige mussten den Film auf Befehl Himmlers² dienstlich ansehen. Beim Auschwitz-Prozess gab der ehemalige SS-Rottenführer Stefan Baretzki³ zu, dass die Häftlinge unter dem Eindruck des Filmes besonders misshandelt wurden. Und in Wien trampelte eine Gruppe von Hitlerjungen nach dem Besuch des Jud' Süß-Filmes einen alten, am Judenstern kenntlichen Juden zu Tode. Auch in den besetzten Niederlanden kam es nach Aufführungen des Filmes zu Pogromen. Bis 1945 hat ca. 1 Milliarde Menschen diesen Teufelsfilm gesehen. Der Film spielte allein in den ersten 16 Monaten 6,2 Mill. Reichsmark ein – bei knapp 2 Millionen RM Produktionskosten. Die ausländische Kritik bescheinigte dem Film, „der beste Propagandafilm des Dritten Reiches“ zu sein, genauso „böartig wie verheerend.“ Er war der erfolgreichste Film des Dritten Reiches. Der Jud

1 Dorothea Hollstein, „Jud Süß“ und die Deutschen. Antisemitische Vorurteile im nationalsozialistischen Spielfilm = Ullstein Materialien, Ullstein Nr. 35 169, Frankfurt u. Berlin 1983. Frank Noack, Veit Halan, München 1999. Erwin Leiser, „Deutschland, erwache!“ Propaganda im Film des Dritten Reiches, Neuausgabe Reinbek 1978

2 Leiser, a.a.O., S. 80

3 Leiser, a.a.O., S. 79

Süß-Darsteller Ferdinand Marian, der einen leibhaftigen Satan auf die Bühne gebracht hatte, wurde nach dem Krieg mit seinen Schuldgefühlen nicht fertig und beging Selbstmord. Werner Krauß, der in dem Film mehrere Juden in bössartiger Weise verkörpert hatte, bekam nach dem Krieg kaum noch Engagements. Und Heinrich George, der dicke Herzog Karl Alexander des Filmes, ging 1946 nach sowjetischen Misshandlungen zugrunde. Veit Harlan drehte 1945 noch den Durchhalte-Farbfilm „Kolberg“. 1949 wurde Harlan vor dem Hamburger Schwurgericht wegen Verbrechens gegen die Menschlichkeit angeklagt. Aber man musste ihn freisprechen. Vom Hamburger Entnazifizierungsausschuss wurde Harlan in die Gruppe V = Unbelastet eingestuft. Er drehte ab 1951 neun weitere Filme. Harlan vernichtete 1954 das Negativ seines Teufelfilms. Aber die sowjetische Filmexportfirma „Sovexport“ belieferte den arabischen Raum mit Kopien von Kopien. Harlan durfte dann noch lange auf der verträumten Burg Sternberg in Lippe beim Klange selbstgebauter historischer Musikinstrumente über seinen berühmtesten Film nachsinnen. Die Geschichte des Hof- und Münzjuden Süß wird immer denkwürdig bleiben.

Deutsch-jüdische Publizistik

Erweiterte Fassung eines Vortrags im Bereich Deutsche Presseforschung der Universität Bremen, 2000

Die Juden sind das Volk des Buches. So lag auch den deutschen Juden alles das besonders, was mit Schrift und Sprache zusammenhängt. Steht auch die Erforschung der spezifisch jüdischen Zeitungen und Zeitschriften deutscher Sprache mit ihrem hohen Quellenwert noch in den Anfängen, so ist doch die Fülle deutsch-jüdischer Talente in der Publizistik ziemlich bekannt. *Deutsche Juden* und *Deutsche jüdischer Abstammung* leisteten Großes. Diesem deutsch-jüdischen publizistischen Wirken, das sich *nicht* an die Glaubens- bzw. Stammes-Genossen richtete, sondern auf die Allgemeinheit zielte, sollen meine folgenden Ausführungen gelten, in denen Altbekanntes neben Neuerforschtem erscheint.

Der erste große Journalist Deutschlands war *Ludwig Börne*, ursprünglich Löb Baruch, der Sohn eines wohlhabenden jüdischen Geschäftsmannes in Frankfurt am Main.¹ Er ist anscheinend am 6. Mai 1786 geboren. Das Werk dieses Schriftstellers, der zu seinen Lebzeiten zu den großen Literaten der Epoche gerechnet wurde, ist nicht in die allgemeine Bildung eingegangen. Aber er hat in der politischen Publizistik viele Spuren hinterlassen. Heinrich Heine und das „Junge Deutschland“ haben bei ihm gelernt. 1808 veröffentlichte Börne freimütige Bemerkungen über die Schutzordnung für die Judenschaft in Frankfurt. Börne setzte sich hier für die bürgerliche *Emanzipation* der bisher unterdrückten Juden ein. Börne wurde in seiner Heimatstadt Polizeiaktuar. Aber schon im März 1815 wurde der Jude im Zuge der politischen Restauration aus seiner bescheidenen Stelle entfernt und musste sich hinfort als freischaffender Publizist durchs Leben bringen.

1 Jost Hermand, *Judentum und deutsche Kultur*, Köln, Weimar, Wien 1996 S. 25-39; Ludwig Börne, *Sämtliche Schriften*, herausgegeben von Inge und Peter Rippmann, Düsseldorf 1964 ff.

Börne *konvertierte* am 5.6.1818, nachdem die befreienden Gesetze der napoleonischen Besatzungsmacht in der alten Freien Reichsstadt Frankfurt annulliert worden waren und die Unterdrückung der Juden aufs Neue begann, zum Protestantismus und änderte seinen Namen. Beides geschah in der Absicht, im reaktionär gewordenen Deutschland sich ein Minimum an Möglichkeiten zu erhalten. Von 1818 bis 1821 gab er die Zeitschrift „Die Waage“ heraus, wobei es ihm um die Waage der Gerechtigkeit ging.

Den Menschen Börne, seine reiche *Gefühlswelt*, lernt man am Besten in seinen privaten Briefen kennen, die er 1828 an Jeanette Wohl richtete. Willi Jasper hat sie ediert. Anno 1830 ging Börne, begeistert von der französischen Julirevolution, nach *Paris*. Von hier schrieb er seine „Briefe aus Paris“ (1832-1834) mit Aufforderungen an den deutschen Michel, sich nicht länger kujonieren zu lassen. Sein Verleger Campe sah sich, um der Zensur zu entgehen, gezwungen, die „Briefe aus Paris“ unter falschem Titel zu verbreiten. Sie begeisterten besonders die Männer des „Vormärz“ und rüttelten Teile des deutschen Biedermeiers auf.²

Im Jahre 1832 beklagte sich Börne über die verfehlte Einstellung der Deutschen zu ihm: „Es ist wie ein Wunder! Tausend Male habe ich es erfahren, und doch bleibt es mir ewig neu. Die einen werfen mir vor, daß ich ein Jude sei; die anderen verzeihen mir es; der dritte lobt mich gar dafür; aber alle denken daran.“ Börne sehnte sich also nach einer normalen Existenz, nach dem natürlichsten Dasein, das ihm aber verwehrt wurde.

Nach Deutschland kehrte Börne³ auf Dauer nicht mehr zurück. Er starb 1837 in Paris, 50 Jahre alt. Bei seinem Begräbnis hielt der französische Gelehrte und Republikaner François Raspail die Ansprache. „Auch ohne Ihre Sprache zu verstehen, wurde mir das Glück zuteil, Börne zu lesen und begreifen, und ich besitze ihn ebensogut wie Sie. Er willigte eines Tages darein, in Frankreich die Sprache zu reden, durch welche er deutsche Herzen so tief bewegt hat, und er tat Wunder; er wurde in Frankreich wie in seiner Vaterlande verstanden, er hatte sich selbst übersetzt; und seit seinem Debüt hatte er in der ersten Reihe der Originalschriftsteller Platz genommen.“

In allem, in der Theaterkritik, in der Rezension, im Brief, im Tagebuch und Aphorismus, in den Reiseberichten und Beobachtungen galt ihm das verbor-

2 W. Dietze, *Junges Deutschland und deutsche Klassik*, 2. Aufl. 1958

3 W. Humm, *Börne als Journalist*, Zürich 1937

gen oder offen *Politische* als das Wichtigste. Dem Verleger Cotta gegenüber, der ihn für die Leitung einer seiner Zeitschriften gewinnen wollte, nannte er diese Einstellung sein Programm. Börne war ein politischer *Rigorist*!

Börne stand dem Zentralgestirn seiner Zeit, *Goethe*, voll Abneigung gegenüber. Er kritisierte das Aristokratische, Geheimrätliche des lebenden Klassikers und verzieh es ihm nicht, dass er seine überragende Stellung im gesellschaftlichen Leben nicht zum Protest gegen die alles erfassende Metternichsche politische Reaktion nutzte, die Börne unablässig bekämpfte.

Börne feierte *Jean Paul* als Antipoden Goethes. 1825 pries Börne in seiner „Denkrede auf Jean Paul“ den dahingegangenen als „Jeremias seines gefangenen Volkes“, als den „Sänger der Armen“, der „die Saat der Freiheit ausgestreut“ habe.

An *Heinrich Heine* bedrückte ihn dessen „Immoralismus“, seine laszive Art. Auch von Heines spritzigen Angriffen gegen das Christentum distanzierte sich Börne. Unter diesen Umständen entwickelte sich die ursprüngliche Freundschaft langsam zur Feindschaft. Und Börne war für Heine schließlich ein Nazarener, ein Mensch „mit asketischen, bildfeindlichen, vergeistigungssüchtigen Trieben“, der sich angeblich gegen das „lebensheitere, entfaltungsstolze und realistische Wesen“ der Hellenen stellt, denen sich Heine stolz zurechnete.

Börne war dem in Deutschland grassierenden *Teutomanismus* feind. Deshalb griff ihn 1836 ein Vorkämpfer des Germanismus, Wolfgang Menzel, an und beschimpfte ihn als angeblichen Mietling der Franzosen, als gottlosen Vaterlandsfeind, als Juden in Paris. Und Börne entwarf in seiner Antwort, in seiner Schrift „Menzel der Franzosenfresser“, die Vision eines künftigen Europas, in dem es keine nationale Selbstsucht mehr geben werde. Diese Antwort an Menzel wurde in vielen Exemplaren nach Deutschland geschmuggelt und grub sich mit Flammenzungen in die Herzen der Liberalen ein. Börne ging es also bereits um die Gleichrangigkeit aller Nationen im Rahmen einer großen *europäischen Völkerfamilie*.

Bei Börne finden wir einen subjektivistischen *Stil*, der in vielem von seinem Vorbild Jean Paul beeinflusst ist. Börne schrieb stets „*Ich*“. Er objektivierte also nicht und beschränkte sich auf das eigene Urteil: „Der ehrliche Mann

publizierte nur, was er selbst sah und erfuhr.⁴ Heine sagte von „Doktor Börne“: „Ein außerordentlicher Mensch“.

Der 1816 in Kassel als Rabbinersohn geborene *Paul Julius Reuter* (getauft 1844, baronisiert 1871, gestorben in Nizza 1899) baute ab 1849 in Aachen ein Pressebüro für deutsche Provinzblätter auf, wobei er die Presse-Liberalisierung und die neuen Telegraphennetze nutzte. Besonders wichtig waren ihm die Börsenkurse, zu deren Aktualisierung er sogar Brieftauben einsetzte. 1851 siedelte er nach London über und gründete hier ein Telegraphic Office, das u.a. das Kabel von Dover nach Calais nutzte. Ab 1858 belieferte Reuter sämtliche Londoner Zeitungen kostenlos mit knappen, zuverlässigen Nachrichten, die er aus aller Welt erhielt, z.T. auf eigenen Telegraphenlinien. 1865 ließ er ein Kabel von England nach Norderney verlegen. 1870 teilte er mit dem französischen Nachrichtenbüro Havas und Wolffs Telegraphenbüro in Berlin die ganze Welt in Interessensphären auf. Der agile Mann widmete sich nach 1870 auch der wirtschaftlichen Erschließung Persiens, besonders durch Eisenbahnen.

Sein Sohn Herbert (1852-1915) führte Reuters Telegraphenbüro weiter.⁵ Heute arbeiten in Reuters weltweitem Imperium 17.000 Angestellte in 91 Ländern und 215 Städten. Die Meldungen reichen von der Eilmeldung vom Tod König Husseins von Jordanien bis zur Geburt eines geliebten Walroß-Babys am anderen Ende der durch Reuter klein gewordenen Welt.

Der jüdische Selfmademan und 1848er Demokrat *Leopold Sonnemann* (geboren 1831 Höchberg bei Würzburg, gestorben 1909 Frankfurt am Main) gründete⁶ 1856 zusammen mit dem Bankier Rosenthal eine „Frankfurter Handelszeitung“, die er 1859 in ein politisches Organ, die „Neue Frankfurter Zeitung“ umwandelte. 1866 war Sonnemann alleiniger Besitzer dieses Blattes. 12 Jahre gehörte Sonnemann dem Reichstag an, wobei er sozialdemokratischen Gedanken nahestand, wenn er auch die Klassenkampffidee ablehnte. Er bekämpfte die unheilvolle Annexion von ganz Elsaß-Lothringen und lehnte Bismarcks Sozialistengesetz ab. So wurde er vom „Schmied des Rei-

4 Helmut Bock, Ludwig Börne. Vom Gettojuden zum Nationalschriftsteller, Berlin 1962.

5 G. Storey, Reuter's Century, 1951

6 Heinrich Simon, Leopold Sonnemann, seine Jugendgeschichte, 1931

ches“ scharf angegriffen. Die „Frankfurterin“ bekämpfte den Juden Ferdinand Lassalle, der die Arbeiterschaft mit dem Staat versöhnen wollte.⁷

Als Stadtverordneter in Frankfurt am Main konnte Sonnemann viel für die Entwicklung Frankfurts zu einer modernen Großstadt tun.⁸ Im Ersten Weltkrieg warnte die „Frankfurterin“ vergeblich vor dem von Großadmiral Tirpitz geforderten uneingeschränkten U-Boot-Krieg. Die paar kümmerlichen Tauchboote konnten die Lage nicht retten, aber sie mussten die USA in den Krieg hineinziehen. Die „Frankfurterin“ unterstützte dann in der Weimarer Zeit die realistische Außenpolitik Stresemanns und bekämpfte die Dolchstoßlegende und den wachsenden Antisemitismus. Auch gegen den Nationalsozialismus machte die Frankfurterin Front.⁹ Sonnemanns Enkel Heinrich Simon leitete bis 1934 die „Frankfurter Allgemeine“. Das Blatt suchte den Nazis in getarnter Weise, oft zwischen den Zeilen, Widerstand zu leisten, bis es verboten wurde. Heute ist die FAZ mit weitem Abstand die kulturell wertvollste Zeitung Deutschlands.

Maximilian Harden (1861-1927) stammte aus der angesehenen Berliner Judenfamilie Witkowski. Er war anfangs Schauspieler. Bald nannte er sich „Apostata“ und trat 1881 zum Christentum über. Er wollte ein Aufrührer sein, der zugleich Anwalt wahrer, deutscher Politik ist. Er begeisterte sich für Bismarck, Nietzsche und den Sozialismus. Seine Zeitschrift „Zukunft“ (seit 1892) gewann große politische Bedeutung. Mehrere Verurteilungen wegen Majestätsbeleidigung stärkten das Ansehen des radikalen Mannes.¹⁰ Harden griff mutig den wilhelminischen Byzantinismus, den Kaiser-Kult, an. Mit nicht immer lauterer Methoden brachte er Kaiser Wilhelms harmlosen Günstling Fürst Eulenburg durch den Vorwurf der Homosexualität zur Strecke. Bei diesen Prozessen mit ihrer fast vorrevolutionären Stimmung nahm die Monarchie schweren Schaden.

Im Ersten Weltkrieg donnerte Harden, Deutschland brauche „neue Riesengebiete, sonst verzweige es zu einem zweiten Belgien“. Er pries ahnungslos die „Volksbildnerkraft guten Krieges“ und bekämpfte die „Verächter des

7 Hans Ebeling, *Der Kampf der Frankfurter Zeitung gegen Ferdinand Lassalle und die Gründung einer selbständigen Arbeiterpartei*, Leipzig 1931 = Beihefte zum Archiv für die Geschichte des Sozialismus und der Arbeiterbewegung, Heft 4

8 Leopold Sonnemann, *12 Jahre im Reichstag (Reden)* ed. A. Gisen, 1901.

9 Fred Hepp, *Der geistige Widerstand im Kulturteil der „Frankfurter Zeitung“ gegen die Diktatur des totalen Staates*, Diss. Phil., München 1950

10 B. U. Weller, *Harden und die Zukunft*, 1970

Krieges“, die das Völkerringen angeblich „mit der Syrupzunge hehrer Menschlichkeit in Schimpfreden besudeln“. Solche Propagierung eines „Siegfriedens“ durch einen Journalisten jüdischer Herkunft straft den nationalistischen Vorwurf Lügen, „die Juden“ hätten im Ersten Weltkrieg „defaitistisch“ gewirkt.¹¹ Im Verlauf des Krieges ließ Harden dann ganz langsam vom Annexionismus ab und ging ins pazifistische Lager über. Schließlich begrüßte er die Revolution 1918 begeistert. Im Sommer 1922 wurde auf den deutschen Juden ein Attentat unternommen. Er ging darauf ins Ausland. Seine „Zukunft“ ging 1923 ein. 1927 starb Harden.¹²

Ernst Lissauer (geb. Berlin 1882) begann mit symbolistischer Lyrik. Im Ersten Weltkrieg gab er die Zeitschrift „Front“ heraus, die nationalistisch bestimmt war. Furore machte sein „Haßgesang gegen England“, 1914. 1933 floh der freireligiös orientierte Lissauer nach Österreich. Lissauer traute sich sogar an Themen wie „Die Anfechtung“ (Luthers Ringen auf der Wartburg) und „Martin Luther und Thomas Münzer“ (Drama) heran. Altbiblisch bestimmt ist sein Drama „Das Weib des Jephtha“, 1928. Er¹³ starb 1937 in Wien¹⁴.

Der 1878 in Berlin geborene *Herwarth Walden*, eigentlich Georg Levin, war Präses eines vielbestaunten Stammtisches im alten Berliner „Café des Westens“. 1901 bis 1911 war er mit Else Lasker-Schüler verheiratet, die als eine Art hebräische Indianerin auftrat und sich dann zu einer großen deutsch-jüdischen Dichterin entwickelte. 1910 gründete Walden die avantgardistische Zeitschrift „Der Sturm“ (bis 1932), die ein wirkungsvolles Forum expressionistischer Literatur und Kunst wurde. Walden kämpfte hier für den französischen Kubismus, für den italienischen Futurismus und den russischen Konstruktivismus, alles in Frontstellung gegen den wilhelminischen Stilmasch. Waldens Galerie „Der Sturm“ führte von 1912 bis 1921 Ausstellungen der neuen Kunst durch. So fand hin und wieder ein modernes Kunstwerk einen Käufer. Bei all’ diesen Aktivitäten ging es Walden um eine ganzheitliche Verbindung von Dichtung, bildender und darstellender Kunst. Walden suchte sogar die Musik einzubeziehen. Er hielt sich für einen großen Musi-

11 Sabine Armbrecht, *Verkannte Liebe. Maximilian Hardens Haltung zu Deutschland und Judentum*, Oldenburg 1999 = Oldenburgische Beiträge zu Jüdischen Studien 3

12 Maximilian Harden, „Apostata“, 1892; „Köpfe“ 4 Bde., 1910-1924; „Krieg und Frieden“, 4 Bde., 1918; „Von Versailles nach Versailles“, 1927 (Erinnerungen)

13 G. K. Brand, *Ernst Lissauer*, 1923

14 Bibliographie Ernst Lissauer in Wilhelm Kosch, *Deutsches Literatur-Lexikon*, 1963, S. 253

ker. Beim Nahen des Dritten Reiches floh er nach Rußland, wo er ab 1932 Dozent am Fremdspracheninstitut in Moskau war. 1941 wurde er im sowjetischen Lager Saratow umgebracht und irgendwo verscharrt.¹⁵

Der 1881 in Berlin geborene *Siegfried Jacobsohn* gründete 1905 in der Wohnung seiner Eltern die Zeitschrift „Die Schaubühne“, aus der dann die „Weltbühne“ wurde.¹⁶ Zunächst, bis 1913, ging es vor allem um die Interessen des Theaters, aber dann weitete sich das Blickfeld der Zeitschrift besonders in die Politik hinein. Jetzt wurde auch der „helmbuschumflatterte“ Kaiser kritisiert, der seine „Widersacher zerschmettert, wenn auch nur mit dem Munde“. Im Ersten Weltkrieg fiel ein Drittel der Aufsätze der Vorzensur zum Opfer. Die Redaktion befand sich in dieser Zeit im Tornister des Wachtoldaten Siegfried Jacobsohn. Jacobsohn versammelte um seine Zeitschrift eine Fülle von bedeutenden Autoren, die zum großen Teil jüdischer Herkunft waren. Er selbst verfasste in der Rubrik „Antworten“ ungezählte unechte Leserbriefe zu aktuellen Themen. 1926 wurde Jacobsohn auf Veranlassung des Reichswehrministers wegen Landesverrats angeklagt. Zum Prozess kam es aber nicht mehr: Er war am 3.12.1926 verstorben. Über tausend Berliner nahmen am 19.12.1926 an der Gedenkfeier im Deutschen Theater zu Berlin teil.

Kurt Tucholsky wurde 1890 in Berlin in einer großbürgerlichen Familie geboren. Sein Vater war Direktor der Berliner Handelsgesellschaft, einer einflussreichen Bank. Als Kurt 15 Jahre alt war, starb sein Vater. 1899 bis 1907 besuchte Tucholsky das Französische Gymnasium und das Königliche Wilhelms-Gymnasium in Berlin. 1909 überlebte er das Abitur. Die Deutsch-Beurteilung: „Seine schriftliche Arbeit genügte nur knapp; die mündlichen Leistungen aber waren gut. Genügend.“ Dabei hatte er damals schon einiges anonym veröffentlicht. Über seine Schulzeit sagte er: „Ich denke ein bisschen traurig an die Schule zurück, heute, da ich den Wert der Zeit schätzen gelernt habe. Sie haben uns um die Zeit betrogen, um unsere Zeit und um unsere Jugend. Wir hatten keine Lehrer, wir hatten keine Führer, wir haben Lehrbeamte, und nicht einmal gute.“ 1911 löste er sich von der jüdischen Gemeinschaft. 1913 erschien sein erster Beitrag in der „Schaubühne“. Tucho studierte Jura und promovierte 1915 in Jena mit einer Arbeit über das Hypothekenrecht zum Dr. jur.. 1915 musste er Soldat werden. Bald redigierte er

15 Lothar Schreyer und N. Walden, *Der Sturm. Erinnerungen an Herwarth Walden und den Sturmkreis*, 1954. G. Brühl, *Herwarth Walden und „Der Sturm“*, 1983

16 Ursula Madrasch-Groschopp, *Die Weltbühne/Portrait einer Zeitschrift*, Augsburg 1999

die Soldatenzeitschrift „Der Flieger“. 1917 lernte er in Kurland die Baltin Mary Gerold kennen, seine spätere Ehefrau. Gegen Kriegsende musste er als „Hilfsfeldpolizeikommissar“ in Rumänien wirken. Bald warf er sich jeder Form von Militarismus entgegen und driftete nach ganz links. 1919 gründete der radikale, aufklärerisch motivierte Demokrat zusammen mit Carl von Ossietzky und dem Juden Emil Julius Gumbel den „Friedensbund der Kriegsteilnehmer“, aus dem im nächsten Jahr der Aktionsausschuss „Nie wieder Krieg“ hervorging. 1922 erreichte er¹⁷ bei einer „Nie wieder Krieg“ – Veranstaltung in Berlin rund 100.000 Menschen.

Tucholsky schuf die wundervollen, einander freilich sehr ähnlichen Bücher „Rheinsberg, ein Bilderbuch für Verliebte“, 1912, und „Schloß Grips-holm“¹⁸, 1931¹⁹, bei deren Lektüre man die „Seele baumeln lassen kann“. Da verbringt ein junger Mann auf Kosten seines Verlegers mit seiner jeweiligen Freundin in einem wild romantischen Schloß erfüllte Tage, die genau geschildert werden – zum Entsetzen der prüden Mitwelt. So entstanden zwei höchst unterhaltsame Bücher, die man nach dem Willen des Verlegers seiner Freundin schenken sollte.

Viele seiner Aufsätze erschienen in der linksliberalen „Weltbühne“, die unter Tuchos Einfluss zu der bedeutendsten Zeitschrift der Weimarer Republik wurde. Tucholsky erklärte: „Meine Arbeit gilt den Wehrlosen, unbekümmert darum, was die Juden oder sonst eine Rasse dazu sagen.“ Über 3.000 kurze Arbeiten machten Tucholsky zum größten Feuilletonisten des 20. Jahrhunderts. Es verging kein Tag, an dem er sich nicht äußerte. Er benutzte dabei viele Pseudonyme wie Peter Panter, Theobald Tiger, Ignaz Wrobel und Kaspar Hauser. Er prägte ungezählte witzige, ironische und treffende Aphorismen. Der heimatlose Linke wollte in die Verhältnisse eingreifen und erfuhr dann schmerzlich, dass er „nicht einen Schutzmann von seinem Posten“ wegbekommen konnte. Schon 1922 bedrückte den sensiblen Menschen, der sich zum Volksbildner berufen fühlte, „die vollkommene Aussichtslosigkeit“ seiner Bemühungen. „Ich schreibe neben dem Leben her. Und das kann ich auf die Dauer nicht.“ Der bestbezahlte Journalist der Weimarer Republik klagte, er habe zwar Erfolg, aber keinerlei Wirkung.

17 B. P. Grenville, Kurt Tucholsky, 1983; A. Austermann, Kurt Tucholsky, 1985

18 Lisa Matthias, Ich war Tucholskys Lottchen, Hamburg 1962

19 Auflage bis 1935 300.000 Exemplare

Zutiefst problematisch ist das berühmte Gedicht „Mutterns Hände“. Zu diesem Gedicht wurde er 1929 durch das Photo einer Arbeiterin inspiriert, die 8 Kindern das Leben geschenkt hatte. Dieses Gedicht ist das einzige Tuchos, das mit seinem eigenen Namen unterzeichnet ist. Es hat nichts mit seiner eigenen Mutter zu tun, einer vornehmen Kaufmannswitwe (seit 1905). Doris Tucholsky hatte ihren Sohn Kurt in ein Internat gegeben. Tucholsky blieb es erspart, vom Tod seiner Mutter zu erfahren: Sie starb 1943 im KZ.

Ab 1924 hatte Tucho keinen festen Wohnsitz mehr in Deutschland. Mit Mary Gerold wohnte er nun in Paris. Auf Grund einer Reise nach Spanien erschien 1927 sein Werk „Ein Pyrenäenbuch“. Hier schildert er Stierkämpfe und Klöster, Lourdes und Andorra, Hotelgäste und Bauern. 1929 zog er nach Schweden. Sein Buch „Deutschland über alles“, 1929, beschrieb das ganze Elend der Weimarer Republik. Das Ganze ist eine harte, ungerechte Anklage gegen seine Zeit. Im Nachwort heißt es: „Nun haben wir auf 225 Seiten Nein gesagt, Nein aus Mitleid und Nein aus Liebe, Nein aus Haß und Nein aus Leidenschaft – und nun wollen wir auch einmal sagen: Ja – zu der Landschaft und zu dem Land Deutschland.“ Natürlich beschimpften ihn viele als „vaterlandslosen Gesellen“.

Ab 1930 bekämpfte Tucholsky die Hitleristen. „Daß der Nazi dir deinen Totenkranz flicht – Deutschland, siehst du das nicht.“ 1931 publizierte er in der Weltbühne (4. August) einen Aufsatz „Der bewachte Kriegsschauplatz“. Hier geht es aus eigener Anschauung um die Tätigkeit der Feldgendarmerie im Ersten Weltkrieg. Und hier finden sich die berühmten Worte: „Soldaten sind Mörder“, die in der Weimarer Republik nicht zutrafen, erst recht nicht für die harmlose Bundeswehr, die sich immer wieder darüber erregte. Tucholsky meinte damit vertierte Soldateska, die es zu allen Zeiten gegeben hat. Am 17.1.1933²⁰ veröffentlichte er seinen letzten Beitrag in der Weltbühne. Fortan nannte er sich einen „aufgehörten“ Dichter. Seine Bücher wurden am 10. Mai 1933 verbrannt. Tuchos Name war für die Nazis ein Rotes Tuch. Sein Name erscheint so schon auf der ersten Ausbürgerungsliste der Nazis.

Am 15.12.1935 schrieb er Arnold Zweig, er selbst habe nie Antisemitismus zu spüren bekommen. Zur Lage bemerkte er: „Das Judentum ist besiegt ... und es ist auch nicht wahr, daß es seit Jahrtausenden kämpft. Es kämpft eben nicht. Die Emanzipation der Juden ist nicht das Werk von Juden. Die Befrei-

20 Kurt Tucholsky, Briefe aus dem Schweigen, 1932-1935, 1977

ung ist den Juden durch die französische Revolution, also von Nichtjuden geschenkt worden – Sie haben nicht dafür gekämpft.“ Er beklagte sich so, dass die Judenheit *nicht* gegen das NS-Regime kämpft. Aber er selbst hatte dazu ja auch keine Kraft und Möglichkeit. Den Brief an Arnold Zweig hat ein Mann geschrieben, in dessen Leben das Leiden am Judentum und ein starker Selbsthass eine wichtige Rolle gespielt haben. Es handelt sich um das Zeugnis eines Zusammenbruchs. Das „Schwarze Korps“, das Organ der SS, veröffentlichte prompt diese „Bankrotterklärung eines Emigranten“, der damals ein schwerkranker Mann war.

Als der bis dahin von ihm hochgeschätzte Knut Hamsun, inzwischen vom NS-Wesen infiziert, Angriffe gegen den im KZ schmachtenden Carl von Ossietzky richtete, wollte Tucho gegen Hamsun schreiben, fand aber keine Zeitschrift, die so etwas gegen den lebenden, scheinbaren oder wirklichen Klassiker drucken wollte.

In seiner Verzweiflung floh Tucholsky in den Freitod: Am 21.12.1935 setzte der empfindsame Mann seinem Leben in Hindås ein Ende. Neben dem Bett lag ein Zettel mit der Bitte, auf keinen Fall einen Arzt zu rufen. „Ich habe vom Leben genug.“ Die Nazis jubelten, dass der stärkste unter seinen Rassegenossen nicht mehr ist.²¹ Begraben liegt der deutsch-jüdische Publizist an einem von ihm selbst ausgewählten Platz unter einer Eiche auf dem Friedhof Mariefred-Gripsholm, also dicht bei dem Schloß, um das er eine seiner schönsten Geschichten gerant hat. Nach dem Zweiten Weltkrieg zählte er zu den meistgelesenen Autoren. Die deutsche Auflage seiner Werke zwischen 1945 und 1990 betrug mehr als 7 Millionen Exemplare. Tucholsky wurde in 17 Sprachen übersetzt. In der sog. DDR schätzte man den „linksbürgerlichen Antifaschisten“. 1960/62 erschienen seine „Gesammelten Werke“ in drei Bänden, herausgegeben von Mary Gerold-Tucholsky und Fritz J. Raddatz. Allerhand Tagebücher und Brief Tuchos, besonders die an Mary Gerold, wurden nachgeliefert. Hörfunk und Fernsehen benutzten sein Werk als Ideen-Steinbruch. Der poetisch-politische Kleinkünstler Hans Dieter Hüsch verstand sich als „von Tucholsky herkommend“. In Tuchos Lebenswerk haben sich literarische Qualität und politisches Engagement zu einer seltenen Einheit verbunden.

21 Das Schwarze Korps. Zeitung der Schutzstaffel der NSDAP, 27.2.1936, S. 2

Als Person steht er vor uns als ein von Lebensangst getriebener, sich stets ungeborgen fühlender Mensch. Seine stete Sehnsucht drücken folgende Verse aus:

„Ein bißchen mehr Friede –
 Und weniger Streit!
 Ein bißchen mehr Güte –
 Und weniger Neid!
 Ein bißchen mehr Wahrheit immerdar –
 Und viel mehr Hilfe bei jeder Gefahr!
 Ein bißchen mehr „wir“ und weniger „ich“,
 Ein bißchen mehr Kraft und nicht so zimperlich!
 Und viel mehr Blumen während des Lebens ...
 Denn auf den Gräbern – da steh'n sie vergebens!“

Alfred Kerr (geb. Breslau 1867, gest. Hamburg 1948), eigentlich Alfred Kempner, promovierte in Berlin über Brentanos „Godwi“ und unternahm Weltreisen, die er dann eigenwillig und farbig beschrieb. Bald bemerkte ihn der alte Fontane und schickte ihm eine fördernde Botschaft. Von 1900 bis 1919 war Kerr Theaterkritiker beim „Tag“, Berlin, und seit 1920 beim „Berliner Tageblatt“. Kerrs Erinnerungen an Berlin haben hohen kulturgeschichtlichen Quellenwert. Kerr wurde der einflußreichste Theaterkritiker Berlins. Er förderte die Naturalisten Ibsen und Gerhart Hauptmann wegen ihrer Wirklichkeitsnähe.

Der deutsche Jude suchte die Theaterkritik zu einer eigenen Kunstform zu erheben. Seine Kritiken zeigen virtuose Formulierungskunst, eine zergliedernde Technik und einen guten Blick für die geistesgeschichtlichen Zusammenhänge. Kerr betonte: „Der wahre Kritiker bleibt für mich ein Dichter, ein Gestalter.“ Der offenerzige Jude sagte von dem rechten Kritiker: „Er liebt, was ihn lockt. Er haßt, was ihn wurmt.“ In seinen Urteilen hat Kerr in fast allen Fällen recht behalten: Was er begrüßte, setzte sich durch; was er verabscheute, ging schnell unter, wie z.B. die Werke des damals höchst geschätzten Sudermann.

Kerrs treffsichere Sprache ist bei Lessing verwurzelt, von Heine befruchtet, von Nietzsche zum Blühen gebracht. Oft steht bewusst Laxes neben der gehämmerten Formulierung. Kerr nannte seine Kritiken oft „Gesänge“. Seine Gedichte imitieren Heinrich Heine. Eine gewisse selbstverliebte Exzentrik war nicht zu verkennen. „Sum Kerr“, schrieb er unter ein Bild, das

ihn darstellt. 1933 floh Kerr über die Schweiz nach Paris und, 1935, nach London.

Theodor Wolff (1868-1943) wirkte zunächst in Berlin, im Verlag Mosse, bei seinem Onkel, der 1871/72 das „Berliner Tageblatt“ gegründet hatte. 1889 gründete Wolff die Berliner „Freie Bühne“ als Experimentierbühne für das junge, naturalistische Theater. Als Korrespondent des Berliner Tageblattes in Paris lieferte er weite Kreise beeindruckende Berichte über den antijüdisch bestimmten Dreyfus-Prozess. 1907 bis 1933 war Wolff Chefredakteur des Berliner Tageblattes. Dieses wurde Sprachrohr der bürgerlichen Linken. Wolffs politische Kommentare waren kleine literarische Kunstwerke. Ständig tauschte Wolff mit Deutschen und Ausländern Informationen und Ansichten aus und fasste das Gehörte in knapper, oft bildhafter Sprache zusammen. Im Ersten Weltkrieg bekämpfte Wolff den weitverbreiteten Hurra-Patriotismus und trat für einen Verständigungsfrieden ein. Sein Tagebuch 1914-1919²² zeigt, wie man mit Spitzenpolitikern auf gutem Fuß stehen kann, ohne sich von ihnen instrumentalisieren zu lassen. Nach 1918 setzte er sich für die Europa-Politik Stresemanns ein. Goebbels bewarb sich bei ihm. Als daraus nichts wurde, fluchte Goebbels auf die „Rotations-synagogen“, die die arische Welt unter Alljudas Joch bringen wollen. Das Wolffsche Telegraphenbüro wurde Ende 1933 zwangsweise mit der bis dahin zum Hugenberg-Konzern gehörenden Telegraphenunion vereinigt. So entstand das staatliche „Deutsche Nachrichtenbüro“, DNB, dessen Abkürzung DNB bald mit Recht als „Darf Nichts Bringen“ interpretiert wurde.²³ 1933 floh Theodor Wolff nach Südfrankreich. 1943 schnappte hier die italienische Polizei den alten Herrn und übergab ihn der Gestapo. Er²⁴ starb nach vier Monaten Haft im September 1943 im Jüdischen Krankenhaus in Berlin.

Die Modejournalistin *Elsa Herzog*, geb. am 5.3.1876²⁵, arbeitete nach Studien im Ausland bis 1920 als Redakteurin bei Ullstein und dann im Scherl-Verlag. Aus Aufsätzen erwuchs ihr Buch „Wie mache ich meinen Mann glücklich?“ 1939 floh sie nach London. 1941 wurde ihr im Bremer Freihafen hängengebliebenes Umzugsgut für fast 5.000,- Reichsmark zugunsten des

22 ed. Bernd Söseemann

23 Norbert Frei, Johannes Schwarz, Journalismus im Dritten Reich, 2. Aufl., München 1989, S. 33

24 G. Schwarz, Theodor Wolff und das Berliner Tageblatt, 1968

25 „Wer ist ...“, 1912; Reichshandbuch der Deutschen Gesellschaft, 1931

Deutschen Reiches versteigert. 1958 wurde ihr in London das Bundesverdienstkreuz verliehen. 1964 starb sie.

Alice Schalek war eine ausgezeichnete Reisejournalistin. Mit kiloschweren Kameras zog sie zwischen 1903 und 1935 um die Erde, besonders durch Indien, Korea, Japan, Algerien, Tunesien und Palästina. Ihre 6.000 erhaltenen Photographien haben hohen Quellenwert. Im Ersten Weltkrieg berichtete sie z.B. von den Isonzoschlachten. Aber Karl Kraus verriss ihre Arbeiten derartig, dass ihr Bruder Norbert den Fackel-Kraus zum Duell aufforderte. Doch Kraus kniff. Aber die mutige Kriegsberichterstatteerin wurde ins Abseits gestellt. Vor den Nazis floh die Jüdin und zählte längst zu den Vergessenen, als sie 1956 in einem Pflegeheim in der Nähe von New York starb.

Der Berliner *Berthold Jacob* (1898-1944) war der bestgehasste und meistverurteilte Journalist der Weimarer Republik. Er war Militärexperte und Pazifist. So veröffentlichte er Aufsätze über geheime Aufrüstungsversuche der Reichswehr, besonders über die „Schwarze Reichswehr“. Dafür gab es Gefängnis wegen „versuchten Landesverrats“. Jacob arbeitete an der „Weltbühne“ mit. 1935 entführte ihn die Gestapo aus der Schweiz nach Deutschland. Jacob kam aber noch einmal frei und landete 1939 in dem trostlosen französischen Lager Le Vernet. Von hier floh er nach Spanien. Aber 1941 brachte ihn die Gestapo nach Berlin. Jacob starb 1944 im Jüdischen Krankenhaus Berlin. Sein Hauptwerk ist „Weltbürger Ossietzky“, 1937.

Willy Haas, geboren 1891 in Prag²⁶, „Caliban“ (Pseudonym), edierte 1925 bis 1933 in Berlin die „Literarische Welt“. Dann floh er nach Indien. Seine inhaltsreichen Erinnerungen tragen den Titel seiner Zeitschrift „Die literarische Welt“. Er starb am 4.9.1973 in Hamburg.

Kurt Korff (1876-1938), Chefredakteur der „Berliner Illustrierten Zeitung“, eröffnete dem Fotojournalismus ein weites Wirkungsfeld. *Erich Salomon*, geboren 1886, stammte aus einer großbürgerlichen jüdischen Familie in der Berliner Hölderlinstraße. Er studierte Jura und promovierte. Dann fuhr der arbeitslose Jurist Taxi und bot unterwegs den Kunden Rechtsberatung an. Mit 39 Jahren kaufte er sich seine erste Kamera und schoss bald hervorragende Bilder aus Prozessen und dem Zeitgeschehen. Bald legte er sich eine Ermanox-Kamera zu und schuf ohne Blitzlicht prachtvolle Bilder, wobei freilich jede Bewegung seiner Zielpersonen Unschärfe bedeuten musste. Er

26 Renate Heuer, *Bibliographia Judaica*, Bd. 1, 1981, S. 141

suchte den an der Macht befindlichen Menschen möglichst nahezukommen. Bald schätzte ihn manch ein Politiker, wie z.B. Stresemann und Briand. War er bei Konferenzen aber unerwünscht, knipste er durch ein Loch in seinem Hut. Das gab unkonventionelle Fotos. Waren aber die großen Männer überhaupt nicht vor die Kamera zu bekommen, lichtete er auch schon mal deren versammelte Hüte ab. Salomon zeigte die Atmosphäre von politischen Verhandlungen, und dazu gehörte z.B. Churchills Zigarre. Entscheidend war bei Salomon das Gefühl für den richtigen Augenblick. Salomon suchte stets den Menschen hinter seiner Fassade zu zeigen. Aber er drang nie in das Privatleben ein. 1933 war es aus mit der Tätigkeit des Juden. Er floh nach Den Haag. Aber jetzt fehlte seiner Leica das internationale Parkett. 1944 wurde er mit seiner Frau und seinem Sohn nach Auschwitz deportiert und vergast. Seine erhaltengebliebenen Fotos zeigen die menschliche Seite der Macht.

Curt Riess, geboren 1902 in Würzburg, litt schon als Schulkind unter antijüdischen Pressionen. Ab 1921 hörte er in München Hitler reden, obwohl Juden laut Plakat der Eintritt verboten war. Als erster Jude las er Hitlers „Mein Kampf“, den er bereits als Hitlers Lebensprogramm verstand, zu dessen Kernstücken die Ausschaltung der Juden aus dem deutschen Leben gehörte. Riess glaubte allerdings nicht im Traum daran, dass dieser „Querkopf“ je an die Macht kommen würde. Rudolf Ullstein in dem jüdischen Großverlag übertrug Riess die Leitung des Sportteils aller Ullsteinblätter – obwohl Riess Jude war. 1933 konnte Riess in die USA auswandern. 1935 wurde er, wie sein Freund Erich Maria Remarque, vom Deutschen Reich ausgebürgert. Riess schrieb fast 100 Bücher, darunter, 1950, eine Biographie des NS-Propagandaministers Goebbels. Das Mitglied des Internationalen PEN war mit der Schauspielerin Heidemarie Hatheyer verheiratet. Der Journalist legte von der Schweiz aus den Finger auf die zu freundliche Behandlung von Judenmördern durch die westdeutsche Justiz. Er kämpfte leidenschaftlich gegen die im deutschen Recht mitgeschleppte Verjährung von Mord, die dann abgeschafft wurde.²⁷

Der baltendeutsche Jude Dr. *Ivar Lissner*, Journalist, floh bis nach Ostasien. Er belieferte mehrere deutsche Zeitungen mit Artikeln über den Fernen Osten. 1938 gehörte er zu den akkreditierten ausländischen Korrespondenten, die die Kämpfe an der koreanisch-sowjetischen Grenze beobachten durf-

27 Curt Riess, Gedanken eines Außenseiters = Henryk M. Broder u. Michel R. Lang, Fremd im eigenen Land, Juden in der Bundesrepublik, Frankfurt am Main 1980, S. 325-338

ten. 1939 ließ er sich von der Propagandaabteilung der deutschen Botschaft in Tokio anstellen. 1940 wurde er aber wegen seiner aus Deutschland mitgeteilten jüdischen Abstammung entlassen. Er wich in die Mandschurei aus und versorgte japanische Zeitschriften mit aktuellen Aufsätzen. Der deutschen Botschaft im Kaiserreich Mandschukuo, einem japanischen Satellitenstaat, gegenüber betonte er in seiner Bedrängnis, der „Führer“ kenne ihn persönlich. Dieser habe seine arische Abstammung wegen besonderer Verdienste bestätigt. Der allgegenwärtigen japanischen Geheimpolizei jedoch kam der Journalist verdächtig vor.²⁸ Die „Kempei“ dachte an Spionage für die Sowjetunion. Die Geheimpolizei unternahm aber nichts wegen der vermeintlichen, hohen Protektion. Schließlich kam die Sache Reichsaußenminister Joachim von Ribbentrop zu Ohren, der bei Hitler persönlich wegen Lissner anfragte. Hitler wurde wütend und ordnete Lissners Erschießung an. Zugleich wurde bekannt, dass die deutsche Abwehr die Berichte Lissners, besonders über sowjetische Truppenbewegungen in Sibirien und über Interna der japanischen Armee zuhöchst schätzte. Die japanische Geheimpolizei verhaftete Lissner schließlich und brachte ihn nach Tokio. Er kam aber davon und wurde nach dem Krieg noch in Deutschland ein einflussreicher Journalist und vorzüglicher Sachbuchautor, z.B. über das Leben in der Antike.

Ignaz (Tim) Gidal, ursprünglich Ignaz Nachum Gidalewitsch (1909-1996) aus München, studierte Geschichte, Kunstgeschichte und Nationalökonomie in München, Berlin und Basel, wo er 1935 über das Verhältnis von Bildberichterstattung und Presse promovierte. Schon während seiner Studienzeit hatte der Pionier des modernen Fotojournalismus eindrucksvolle Photographien in zahlreichen Illustrierten veröffentlicht. 1936 emigrierte Gidal nach Palästina und wirkte als freier Mitarbeiter der „Picture Post“ in London. Im Zweiten Weltkrieg war er Chefreporter der britischen Achten Armee. 1947 erhielt er an der New School for Social Research in New York einen Lehrstuhl für virtuelle Kommunikation. 1970 kehrte Gidal nach Israel zurück und wirkte als Associate Professor an der Hebrew University in Jerusalem. Sein Photoalbum „Jerusalem in 3000 Jahren“ fand hohe Anerkennung. Aus seinen gewaltigen Bild-Fundus heraus gestaltete er sein überragendes Werk „Die Juden in Deutschland von der Römerzeit bis zur Weimarer Republik“, 2. Auflage 1997. 1983 konnte er den Erich Salomon-Preis der „Deutschen Gesellschaft für Photographie“ entgegennehmen. Seine einzigartige Photo-

28 F. W. Deakin u. G. R. Story, Richard Sorge, 1965, S. 431 ff.

und Dokumentensammlung zur europäisch-jüdischen Geschichte hinterließ er dem Salomon Ludwig Steinheim-Institut.

Rolf Vogel aus Berlin wirkte mit seinen „Deutschland-Berichten“, einer Nachrichten- und Artikel-Korrespondenz, aus Bonn im Blick auf die einflussreichen US-Juden für sein schmerzlich geliebtes, deutsches Vaterland. Er mühte sich um Vertrauenswerbung. Vogel sprach so auch in Synagogen, manchmal sogar in deutscher Oberstleutnantsuniform.

Das waren einige, wenige, bekannte und unbekannte Beispiele deutsch-jüdischer Publizistik, die beliebig vermehrt werden könnten. Menschen jüdischer Abstammung, die oft im strengen, halachischen Sinne keine Juden (mehr) waren, haben wertvolle und vielfältige Beiträge zur Publizistik Deutschlands geleistet.

Der jüdische Beitrag zur neueren Philosophie des deutschen Sprachraumes

Gastvorlesung 2000 in der Internationalen Akademie für Philosophie
im Fürstentum Liechtenstein

Da „Danken und Dankbarkeit“ nach dem Werk Ihres Rektors Josef Seifert eine „universale Dimension des Menschseins darstellen“, habe auch ich herzlich zu danken für die freundliche Einladung in diese Internationale Akademie, die wahrlich, talmudisch gesprochen, „ein Lagerhaus der Weisheit“ ist, wobei ich auch an die Spezialbibliothek denke. In diesem Haus hoch über dem Jungen Rhein möchte ich an die Worte des unvergessenen Fürsten Franz Josef II. über das Ziel dieser Akademie erinnern, „der Philosophie in der heutigen Zeit neue Impulse vermitteln, ohne die tradierten geistigen Fundamente Europas zu vernachlässigen, ist für unseren Kontinent, aber auch für unser Land von Bedeutung“. Mehrmals durfte ich die Freundlichkeit Seiner Durchlaucht auf Schloß Vaduz erfahren. Übrigens sorgte dieser Fürst dafür, dass aus dem Hitlerreich mühsam hier ankommende Juden gut behandelt wurden, was damals einzigartig war und anscheinend kaum bekanntgeworden ist.

Meine folgenden Ausführungen sollen keinen Beitrag zur speziellen philosophischen Forschung leisten, sondern es handelt sich um einen Spezialfall des großen Themas: „Der jüdische Beitrag zur Kultur des deutschen Sprachraums zwischen etwa 1850 und 1935.“

Hermann Cohen (1842-1918) aus Coswig in Anhalt begründete in Marburg die neukantianische Schule, die die kritische Philosophie *Kants erneuern* wollte. Er deutete das Judentum ganz im Sinne der idealistischen Philosophie. In seinem Hauptwerk „Religion der Vernunft aus den Quellen des Judentums“ gelangte sein Gottesbegriff von dem abstrakten Gottesbegriff der überkommenen Philosophie zu dem lebendigen Gott der altbiblischen Überlieferung. Der Mensch wird bei Cohen zum Mitarbeiter Gottes an der Schöpfung. So endet das Buch mit einer Lehre von den Tugenden, besonders von der Gerechtigkeit, Tapferkeit und Treue, wobei Cohen mit jüdisch

geprägten Worten das edle Menschentum umschreibt. Cohens System der Ethik baute, wie nahelag, auf den Wertvorstellungen des Judentums auf. Cohen hatte ein gutes Verhältnis zur jüdischen Überlieferung: Er verehrte Maimonides, den größten jüdischen Philosophen des Mittelalters, aber er lehnte Spinoza ab, weil dieser als Pantheist mit dem Judentum zerfallen war. Cohen reiste sogar nach Rußland, um sich ein eigenes Bild von dem leidenden Ostjudentum zu bilden, von der rührenden Welt des Stetls, die wenige Jahrzehnte später Hitlers Wahnvorstellungen zum Opfer fallen sollte. Dem aufkommenden Rassen-Antisemitismus trat Cohen entgegen, wo immer das möglich war. So wurde der umfassend gebildete, vornehme Cohen auch bereits unter antijüdischem Prätext angegriffen. So meinte der Philosophiehistoriker Kuno Fischer, in Cohen sei „mehr Rasse als Philosophie.“ Die messianische Vollendung verstand Cohen einzig im Rahmen eines ethischen Vervollkommnungsprozesses. Der bei Cohen ausgeprägte Rückbezug auf das jüdische Erbe ist etwas, was bei den anderen deutsch-jüdischen Philosophen selten vorkommt. Cohen¹ lebte für die deutsch-jüdische Kultursynthese, die sein Buch „Deutschtum und Judentum“, 1916, fördern wollte. Aber leider war diese Symbiose ziemlich einseitig, die Juden liebten Deutschland von Herzens Grund, während die Deutschen die jüdischen Leistungen bestenfalls hinnahmen. Cohens Witwe wurde noch mit 82 Jahren im Osten umgebracht.

Cohens Schüler *Ernst Cassirer*² ist am 28. Juli 1874 in Breslau als Sohn einer wohlhabenden jüdischen Familie geboren. Nach Studien in Marburg rechnete er sich zeitlebens zur Marburger Schule des Neu-Kantianismus. 1902 veröffentlichte er „Leibniz' System in seinen wissenschaftlichen Grundlagen“. Da Leibniz gar kein System publiziert hatte, musste Cassirer selbst aus der Fülle von Entwürfen und Briefstellen des Hannoverschen Universalgelehrten eines entwickeln, wobei er autobiographische Bemerkungen von Leibniz nutzte. Im Ganzen versteht Cassirer den großen Gelehrten als einen genialen Vorläufer Kants.

1906 überstand der Jude in Berlin die Habilitation. Aber Aussichten auf einen Lehrstuhl konnte er im wilhelminischen Deutschland nicht haben. Aber er war von Haus aus wirtschaftlich unabhängig. Cassirer war völlig im Deutschtum aufgegangen. Irgendwelche Beziehungen zum Judentum findet

1 Jacob Katzkin, Hermann Cohen, 2. Aufl., Berlin 1921. Walter Kinkel, Hermann Cohen, eine Einführung in sein Werk, Stuttgart 1924

2 Franz Elieser Meyer, Ernst Cassirer, Hannover o. J.

man bei ihm nicht. Einzig dass er sich nicht taufen ließ, erinnert an den Glauben seiner Ahnen. 1906 brachte Cassirer den 1. Band seines Riesenwerkes „Das Erkenntnisproblem in der Philosophie und Wissenschaft der Neuren Zeit“ heraus. Er zeigte so auf Grund souveräner Quellenkenntnis die innere Entwicklung des Erkenntnisbegriffes auf, von Cusanus, dem genialen deutschen Kardinal, bis zu Bayle, dem frühen Aufklärer, wobei die werdende Naturwissenschaft einbezogen ist. „Was der moderne Begriff der Erkenntnis besagt, dafür sind Galilei und Kepler, Newton und Euler ebenso wichtige und vollgültige Zeugen wie Descartes oder Leibniz.“³ 1907 kam der zweite Band des „Erkenntnisproblems“, der von Bacon bis Kant führte. Erst 1920 sollte der dritte Band erscheinen, der die nachkantischen Systeme behandelt.

Im Ersten Weltkrieg erhob er Lessing und Herder, Goethe und Schiller, Hölderlin und Kleist zu Gesprächspartnern einer „echten“ Philosophie. Er zeigte so die vielen Verbindungsfäden zwischen Dichtung und Philosophie auf, wie sie ja bei Schillers Gedanken über die Pflicht besonders deutlich sind.⁴ 1918 publizierte Cassirer ein Kant-Buch.⁵ Für Cassirer durfte keine philosophiegeschichtliche Arbeit bloß historisch orientiert sein, sondern stets ging es ihm dabei auch um philosophische Selbstbesinnung und Selbstkritik. 1919 konnte er unter den veränderten politischen Verhältnissen endlich ordentlicher Professor in Hamburg werden. 1921 konnte er sich bereits fachkundig „Zur Einsteinschen Relativitätstheorie“ äußern.⁶ Cassirer hatte sich auch in die Wunderwelt der modernen Physik eingearbeitet.

1923 erschien der 1. Band seiner Philosophie der symbolischen Formen, der die Sprache untersucht. 1925, im 2. Band des Riesenwerkes, ging es um das Mythische Denken, also um das vortheorietische Weltverstehen, das seine eigene Würde hat. 1929 kam der 3. Band mit der Phänomenologie der Erkenntnis. Als Cassirer schon den Marschschritt der braunen Kolonnen hörte, veröffentlichte er 1932 sein aus den Quellen geschöpftes Werk „Die Philosophie der Aufklärung“ mit einem letzten Apell an „Vernunft und Wissenschaft“. Cassirer betonte, dass die Aufklärung als „Zeitalter der Philosophie“ in der Vernunft die geistige Urkraft sah, die zur Entdeckung der Wahrheit führt. „Die Verteidigung, die Kräftigung und Befestigung dieser

3 Ernst Cassirer, Das Erkenntnisproblem I, 1906, S. 10

4 Ernst Cassirer, Freiheit und Form, Studien zu deutschen Geistesgeschichte, 1916, Ders., Idee und Gestalt, 1921

5 Ernst Cassirer, Kants Leben und Lehre, 1918

6 Neuausgabe unter dem Titel „Zur modernen Physik“, Darmstadt 1957

Denkart ist das wesentliche Ziel, das die Kultur des 18. Jahrhunderts sich stellt, und hierin, nicht in der bloßen Gewinnung und Ausbreitung positiver Kenntnisse, sieht sie ihre wichtigste Aufgabe.“⁷ Die alten Vorurteile gegen die angebliche Flachheit, Geschichtsferne und Religionsfeindlichkeit der Aufklärung wies er in ihre Grenzen. Diese „Philosophie der Aufklärung“ war Cassirers letztes, in aller Ruhe erarbeitetes Werk, das in Deutschland geschrieben und gedruckt wurde.

1933 floh er nach Oxford und gelangte 1935 nach Schweden, wo er bis 1941 an der Universität Goeteborg lehrte. Hier veröffentlichte er ein Buch über den schwedischen Philosophen Hägerström als Dank für die freundliche Aufnahme und eines über Descartes, wobei er die Beziehungen des französischen Denkers zu Schweden und zu dessen gelehrter, exzentrischer Königin Christine betont. 1941 bis 1944 lehrte Cassirer an der Yale-Universität und 1944 bis 1945 an der Columbia-Universität. Cassirer starb am 13.4.1945 in New York, kurz vor dem Ende des NS-Regimes. 1946 erschien noch sein letztes Werk „The Myth of the State“, deutsch „Vom Mythos (!) des Staates“, Zürich 1949. Hier geht es um den Staatsmythos, der damals in seiner furchtbarsten Entfaltung das Leben der freien Welt bedrohte bzw. bedroht hatte. Cassirer meinte, ein Mythos sei eigentlich unzerstörbar. Aber immerhin: „Um einen Feind zu bekämpfen, muß man ihn kennen. Dies ist eins der ersten Prinzipien einer gesunden Strategie.“

Cassirer hatte seine Publikationen immer mit dem deutsch-österreichischen Philosophen *Richard Höningwald* (geb. 1875 in Wieselburg, heute Ungarisch Altenburg) besprochen, dessen Arbeiten er auch mitlas. Der Jude Höningwald wurde Professor in Breslau und 1930 in München. 1933 wurde der Neukantianer zwangsemeritiert, wobei Heidegger eine unrühmliche Rolle spielte. Höningwald zog sich nun völlig ins Private zurück. „Mein Verkehr beschränkt sich auf ganz wenige Menschen.“ Menschlich bewegend sind seine Freundschafts-Briefe an den Greifswalder Theologen Ernst Lohmeyer⁸. 1938 wurde Höningwald ins KZ Dachau verschleppt. Er floh dann in die USA. Der Neukantianer verstand die Philosophie als strenge Theorie letztdefinierter Begriffe, die durch Analyse der Gegenständlichkeit entste-

7 Ernst Cassirer, *Die Philosophie der Aufklärung*, 1932, S. 16 f.

8 Wolfgang Otto ed., *Aus der Einsamkeit – Briefe einer Freundschaft. Richard Höningwald an Ernst Lohmeyer*, Würzburg 1999

hen.⁹ 1946 versuchte er, seinen theologischen Freund Ernst Lohmeyer zu retten, den die Sowjets sich furchtbar vorgenommen hatten. Hönigswalds Erklärung ist ein Dokument der Freundschaft. Aber retten konnte er den Freund nicht. Hönigswald starb 1947 in New Haven.

Georg Simmel aus Berlin (1.3.1858 - 26.9.1918) hatte zu Beginn seiner ersten Philosophie-Vorlesung nur einen einzigen Hörer. Aber er sprach, als wäre sein Hörsaal überfüllt. Nach zwei Wochen hatte er zwei Hörer. Aber bald waren so viele da, dass sein Hörsaal nicht mehr reichte. Bei Semesterabschluss dankte er dem einen, der seine Lehre weitergetragen hatte und den vielen, die dann gekommen waren. Wegen seiner jüdischen Herkunft und seiner persönlichen Konfessionslosigkeit musste der bedeutende Philosoph bis zu seinem 56. Lebensjahr Privatdozent bleiben: Erst 1914 wurde er an die damalige deutsche Universität Straßburg berufen. Seine Philosophie zielte auf den Menschen. Er suchte die Situation des Menschen in der Welt zu erhellen. Alles rückte er in das Licht der Philosophie. Simmel war Relativist, der die Tragik in der Existenz des Menschen ansprach.

Eine besondere Leistung ist Simmels „Philosophie des Geldes“, Berlin 1920, 6. Auflage 1958.¹⁰ Dieses grandiose Werk hatte starken Einfluss auf Bloch, Benjamin, Adorno und Cassirer. Als erster Gelehrter widmete er sich dem Thema „Die Großstadt“. Den Juden verstand er als Prototyp des Fremden in der Gesellschaft. In Kants Bahnen entwickelte er eine Ethik, die die Erfahrung verarbeitete. In seiner normativen Ethik war die tiefste sittliche Forderung nicht auf das einzelne Tun, sondern auf das gesamte Tun der Menschen gerichtet. In seinen Büchern über Goethe (1913, 5. Aufl. 1923) und Rembrandt (1916) zeigte Simmel, dass Dichter und Künstler sich ein eigenes Weltbild erschaffen. Die Geistesgrößen zeigen, dass das Leben immer über sich hinausstreben kann und so die historischen Grenzen zu durchbrechen sind. Die Künstler sollen das Leben ergreifen, aber es nicht vergewaltigen.

Simmel befasste sich auch mit Karl Marx, dem er in der Überzeugung zustimmte, dass die ökonomischen Zustände erhebliche Wirkung auf die geistige Situation ausüben. Aber er betonte auch, dass die geistigen Kräfte eine bedeutende Wirkung auf die ökonomischen Zustände erzeugen. Ein höchst moderner Zug war Simmels Beziehung zur jungen Soziologie, die er

9 Richard Hönigswald, *Prinzipienfragen der Denkpsychologie*, 2. Aufl. 1925. Ders., *Philosophie und Sprache*, Basel 1937

10 Neuausgabe von D. P. Frisby und Kl. Chr. Köhnke, 2000

als Wissenschaft „von den Formen der Vergesellschaftung, von den Beziehungsformen der Menschen zueinander“ verstand. Simmels letztes Werk „Lebensanschauung, vier metaphysische Kapitel“, 2. Aufl. 1918, behandelt das Überweltliche in Leben, Tod und Unsterblichkeitshoffnung mit einem verklärten Ernst.

Edmund Husserl (1859-1938) aus Proßnitz in Südmähren, in dieser Akademie hoch geschätzt wurde, während seiner ersten Studienjahre von der Angst gequält, ob seine geistige Kraft für ein bedeutendes Lebensziel ausreiche und ob die Philosophie der richtige Weg für ihn sei. Aber sein Lehrer Franz Brentano ermutigte ihn, am Philosophiestudium festzuhalten und versicherte ihm, dass die Philosophie alle seine Zweifel klären werde. Husserl trat zum Christentum über. Husserl ging von Kant aus, war aber bald weit davon entfernt, sich mit Kant zu identifizieren.¹¹ Über sein frühes Wirken schreibt Dietrich von Hildebrand: „Mich begeisterte die objektivistische, antipsychologische Philosophie des frühen Husserl tief. Sie schien mir ein verheißungsvolles Morgenrot in dem damaligen Tiefstand der Philosophie in Deutschland.“

Husserl arbeitete dann 50 Jahre an seinem philosophischen System einer *Phänomenologie* der Erscheinungen, mit der er auf eine völlige Neubegründung nicht nur der Philosophie, sondern auch der Einzelwissenschaften zielte. Sein Hauptwerk „Ideen zu einer reinen Phänomenologie und phänomenologischen Philosophie“ erschien 1913. Phänomenologie, auch Eidetik genannt, seine Theorie der Erscheinungen, ist „Wesensschauung“, wir würden sagen Wesensschau.¹² Husserl verstand sein Lebenswerk als Radikalisierung und Vollendung der Descartes'schen Forderung, alle philosophische Erkenntnis auf einer absolut gewissen und jedem Zweifel standhaltenden Einsicht aufzubauen, nämlich auf der Selbstgewissheit des Ich bin, Ich denke. So wollte er die Philosophie als eine „strenge Wissenschaft“ neu begründen. So betonte Husserl gegen die „Psychologisten“, dass es sich bei den logischen Formen, wie z.B. Zahlen, um „ideale, unabhängig vom jeweils existierenden Menschen vorkommende Entitäten handle“.

In vorbildlicher philosophischer Haltung sah der verinnerlichte Jude 1938 bei vollem Bewusstsein seiner langsamen Auflösung gelassen entgehen. Die

11 Iso Kern, *Husserl und Kant*, Den Haag 1964

12 H. L. van Breda, *Edmund Husserl, Gesammelte Werke*, Den Haag 1950 ff.

Benediktinerin Adelgundis Jaegerschmid verfasste einen ausführlichen Bericht über seinen Hingang.¹³

Husserls Freund war Thomas G. Masaryk, der spätere, human gestimmte Gründer der Tschechoslowakei. Die von Husserl ausgehende phänomenologische Bewegung, die besonders in den Zwanziger Jahren blühte, vermied, weder in die Sackgasse des Psychologismus noch in die des Relativismus zu gelangen. Husserls berühmteste Schülerin war St. Edith Stein, die als Jüdin und Karmelitin in Auschwitz vergast wurde. Husserls berühmtester Schüler war der „Arier“ Martin Heidegger¹⁴, der 1927 mit „Sein und Zeit“ erstmals den jedem Menschen absolut sicher bevorstehenden Tod als angemessenen Ausgangspunkt der Philosophie benutzte, die den Menschen zu seinem innersten Kern, zu seiner „Existenz“, führen soll. 1933 begeisterte sich Heidegger für den Heiland der Deutschen, bedauerte das aber später in seinem Buch „Holzwege“. Husserls Werk ist noch heute lebendig. So z.B. interpretierte der Rektor der Internationalen Akademie für Philosophie im Fürstentum Liechtenstein, Josef Seifert, auf dem 20. Internationalen Kongress für Philosophie Anselm von Canterbury von Husserl her.¹⁵ Grundgelegt durch Husserls Logische Untersuchungen feiert die Phänomenologie bald ihr hundertjähriges Bestehen: Sie ist kein Fossil der Philosophiegeschichte geworden, sondern sie findet stets neue Anwendungsgebiete, sei es in der „reinen“ Philosophie, sei es im interdisziplinären Bereich, dem die Zukunft gehört.

Ein bedeutender Schüler Husserls war *Adolf Reinach* (1883-1917), dessen Bildnis aus gutem Grund den Hörsaal des Internationalen Institutes für Philosophie auf Gaflei beherrscht. 1908 habilitierte er sich auf Husserls Aufforderung hin in Göttingen mit einem gedankenreichen Entwurf über die Urteilstheorie. Reinach war bald einer der wichtigsten Vertreter der Phänomenologie¹⁶, auch als Mitherausgeber des „Jahrbuchs für Philosophie und phänomenologische Forschung.“ Von der Phänomenologie her, die den Weg zu den Sachen selbst freimachen will, erschlossen sich ihm die wichtigsten Gedanken der großen Philosophen der Vergangenheit, besonders Platons, dem auf Gaflei eine bedeutende Büchersammlung gewidmet ist. Reinach

13 Teresia Renata de Spiritu Sancto, Edith Stein, 6. Aufl., Nürnberg 1952, S. 188

14 J. Kraft, Von Husserl zu Heidegger, Leipzig 1932

15 Josef Seifert, Gott als Gottesbeweis. Eine phänomenologische Neubegründung des ontologischen Arguments, 2. Aufl., Heidelberg 2000

16 Adolf Reinach, Was ist Phänomenologie? 1951

hatte auch ein juristisches Studium absolviert und publizierte 1913 „Die apriorischen Grundlagen des bürgerlichen Rechts.“ Alles positive Recht muss, wie Reinach fordert, unter die Idee des richtigen Rechtes gestellt werden: Es gibt „konstitutive Grundbegriffe“, die durch Versenkung in das reine Wesen des Rechtsbewusstseins erkannt werden. So war Reinach auch ein bedeutender Rechtsphilosoph. Reinach war schon ganz früh ein begnadeter Hochschullehrer.

Als der Erste Weltkrieg ausbrach, wurde der junge Jude als dienstunfähig eingestuft. Aber er gab keine Ruhe, bis er in ein Feldartillerieregiment aufgenommen wurde. Sein Lehrer Husserl schrieb in seinem Nachruf¹⁷: „Mit nie versagender Freudigkeit gab er sein Bestes im Dienst seines Vaterlandes, ungebrochen durch manche schweren Erlebnisse. In seinem tiefreligiösen Sinn hielt er stets an der Überzeugung fest, dass wir auf einen göttlichen Sinn der Welt sicher vertrauen dürfen, auch wenn wir ihren Lauf, wie in diesen Jahren blindwütenden Völkerhassens und -mordens, nicht verstehen können.“ Während der Kämpfe in Flandern 1917 führte ihn seine Aufgabe der Artilleriebeobachtung in die vordersten Schützenlinien. Hier durchbohrte vor Dixmuiden die tödliche Kugel den 34-jährigen Philosophen, „der der Menschheit im schöpferischen Trieb des platonischen Eros nur Gutes bringen wollte“. (Husserl) Edmund Husserl klagte, mit dem Tod des streng wissenschaftlich arbeitenden Philosophen sei „eine der wenigen sicheren und großen Hoffnungen der zeitgenössischen Philosophie ins Grab gesunken.“

Leonard Nelson (1882-1927) aus Berlin litt unter der Schule. Als das Aufsatzthema gestellt wurde: „Was denke ich mir beim Anblick der Siegesssäule?“ beschränkte sich seine Arbeit auf einen Satz: „Beim Anblick der Siegesssäule denke ich mir gar nichts.“ 1896 wurde er konfirmiert, aber bald trennte er sich von der evangelischen Kirche. Schon der Schüler befasste sich mit der Philosophie Kants und dessen Schülers Jakob Friedrich Fries. Als Student in Heidelberg geriet er in einen antisemitischen Krawall, der sich gegen „Saujuden“ richtete. Die Promotion über „Jakob Friedrich Fries und seine jüngsten Kritiker“, 1904, kam im zweiten Anlauf zustande. Die Habilitation gelang nach mehreren erfolglosen Versuchen erst 1909 in Göttingen. Staatsrechtlich war Nelson¹⁸ von der Idee eines Staatenbundes erfüllt, von einer „Gemeinschaft von Staaten zum Zwecke der Rechtlichkeit

17 Frankfurter Zeitung, 6. Dez. 1917

18 Leonard Nelson, *Die Unmöglichkeit der Erkenntnistheorie*, 1911. Ders., *System der philosophischen Ethik und Pädagogik*, 1932, Ders., *Gesammelte Schriften*, 9 Bde., 1962 ff.

ihres Verkehrs“. In eine derartige Vorlesung¹⁹ brach der Erste Weltkrieg ein. Nelson verfiel nicht dem nationalen Expansions-Rausch. Er suchte vielmehr nach einem Ausweg aus dem furchtbaren Schlamassel.

1917 gründete er den Internationalen Jugendbund. Nelson meinte: „In der Jugend lebt die Vernunft noch ungebrochen.“ Dieser „Völker-Bund der Jugend“ sollte für das Recht kämpfen. Einblick in das, was Recht ist, gibt die Philosophie. Damit näherte sich Nelson Platons Lehre von der nötigen Herrschaft der Weisen. Das absolute Recht ist international und muss in allen Ländern durchgesetzt werden. Die Mitgliedschaft schloss die Anerkennung der theoretischen Grundlagen ein, wie sie in den philosophischen Arbeiten Nelsons niedergelegt waren. Nach Nelsons Vorbild war eine alkohol- und nikotinfreie, vegetarische Lebensweise Vorschrift. Nelson betonte das Eigenrecht der Tiere. Austritt aus der einen Absolutheitsanspruch erhebenden Kirche und Mitgliedschaft in einer sozialistischen Partei wurden nahegelegt. Doch bald gab es Krach mit sämtlichen sozialistischen Parteien, die hier Konkurrenz witterten.

1919 wurde Nelson a.o. Professor in Göttingen. Er war bald das Haupt der „Neu Fries'schen Schule“, die unter Berufung auf Jakob Friedrich Fries eine psychologische Umbildung der Lehren Kants versuchte.²⁰ Nelsons ethische Maxime war: „Handle nie so, daß du nicht auch in deine Handlungsweise einwilligen könntest, wenn die Interessen des von ihr Betroffenen auch deine eigenen wären.“ Das bedeutet: Man muss sich in den uns widerstrebenden Mitmenschen hineinversetzen und das relative Recht seiner Vorstellungen erkennen. Vom Naturrecht her forderte Nelson, dass jeder Mensch die gleiche Chance haben müsse, sich zu einem selbstbestimmten Wesen zu entwickeln. Dass viele daran gar kein Interesse haben konnten, kam ihm nicht in den Sinn. Bei Nelson fallen Religion und sittliches Ideal zusammen. Von daher kam er zur Kritik am Christentum, dem er manchmal „Erziehung zum Knechtsgeist“ vorwarf. Nelson kämpfte für die Geistesfreiheit.

1922 gründete Nelson eine „Philosophisch-politische Akademie“, die in Kursen Erzieher und Politiker nach den von Nelson entworfenen und durch seine kritische Philosophie geforderten Prinzipien heranbilden sollte. Bald entstand auch ein Freundeskreis zur Förderung dieser Akademie. Nelsons

19 Leonard Nelson, System der philosophischen Rechtslehre und Politik, 2. Aufl. 1964

20 Ekkehard Hieronimus, Theodor Lessing, Otto Meyerhof, Leonard Nelson, Hannover 1964, S. 91-134

ausgeprägtes pädagogisches Interesse und seine von schmerzlicher Erfahrung getragene Kritik an der alten Paukschule führten 1925 in Walkemühle bei Melsungen zur Gründung einer Heimschule, deren Hauptgewicht auf der Entwicklung des Charakters lag. Die Entfaltung der den Schülern eigenen Kräfte stand in dieser sozialistisch geprägten Erziehungsschule im Vordergrund. Auch das Musische wurde großgeschrieben. 1926 gründete Nelson den Internationalen Sozialistischen Kampfbund, der Nelsons Ideen auf Staat und Gesellschaft übertragen sollte.²¹ Wegen der hohen Anforderungen an die Mitglieder nahm der ISK einen ordensmässigen Charakter an.

1927 luden die Sowjets den progressiven Professor zum Besuch der Sowjetunion und ihrer angeblichen Errungenschaften ein. Ihm wurde allerhand scheinbar Fortschrittliches vorgeführt, aber der verbrecherische Charakter des ganzen Staates blieb auch ihm verborgen. In seinem Landerziehungsheim starb der Begründer des Neufriesianismus und Vorkämpfer eines ethisch fundierten Sozialismus am 29. Oktober 1927. Er liegt seit 1933 auf dem jüdischen Friedhof in Melsungen begraben. „Seine Schüler sahen in ihm nicht nur den großen Lehrer, sondern das Vorbild philosophischer Lebenshaltung, einen Lehrer und Freund.“²²

Der am 8.2.1889 in Lüneburg als Sohn eines Rechtsanwalts geborene *Fritz H. Heinemann* veröffentlichte 1913 in Gießen seine Arbeit „Der Aufbau von Kants Kritik der reinen Vernunft und das Problem der Zeit“. Der Erste Weltkrieg raubte Heinemann wertvolle Jahre. 1921 erhielt er für seine Untersuchung „Plotin, seine Entwicklung und System“ den Bonitz-Preis, Wien. Mit der angestrebten „Universitätslaufbahn“ klappte es nicht richtig. 1929 musste er Martin Buber um seine Fürsprache anflehen, weil seine Fakultät in Frankfurt am Main seinen bescheidenen Lehrauftrag als „nicht mehr erforderlich“ streichen wollte. 1930 wurde Heinemann endlich der Professortitel in Frankfurt verliehen, für den er sich freilich auch kein Brot kaufen konnte. 1935 proklamierte er im Sinne eines „Nun erst recht“ angesichts des herannahenden Unheils „die Stunde der jüdischen Philosophie“ und rief zur Besinnung auf die „Urformen jüdischen Geistes“ auf. Das jüdische Volk sei „das Volk der längsten Erinnerung“. Seine dann nötig werdende Emigration führte ihn über die Niederlande und Frankreich 1937 nach Großbritannien. In den Jahren nach 1948 hielt er in Oxford Vorlesungen besonders über die Existenz-

21 Karl Heinz Klär, Internationaler Sozialistischer Kampfbund = Lexikon des Sozialismus ed. Thomas Meyer u.a., Köln 1986, S. 274

22 Hieronimus, a.a.O., S. 114

philosophie. Heinemanns Buch von 1954 „Existenzphilosophie, Lebendig oder Tot?“ erschien 1971 bereits in vierter Auflage. 1956 kam eine spanische, 1964 eine japanische und 1967 eine niederländische Übersetzung. 1957 suchte er dem „Gestaltwandel der gegenwärtigen Philosophie“ auf die Spur zu kommen.²³ In dieser schöpferischen Antwort auf die Grundfragen der Zeit ging es um die „Suche nach Sinn in einer zerbrochenen Welt“, um „Suche nach Wert in einer entwerteten Welt“, um „Suche nach Geist in einer ungeistigen Welt“ und schließlich um „Suche nach Gott in einer entgotteten Welt.“ Am 7.1.1970 starb Heinemann in Oxford. Alle seine Arbeiten sind Zeugnisse einer responsorischen Existenz: Respondeo, ergo sum, ich antworte (auf alle Herausforderungen) – darum bin ich. In diesem Sinne hielt sein Freund, der Mainzer Professor Richard Wisser, 1981 in seiner Heimatstadt Lüneburg einen Erinnerungsvortrag an den jüdischen Philosophen.²⁴

Die Jüdin *Edith Stein* (12.10.1891 - 9.8.1942), Kaufmannstochter aus Breslau, am Jom Kippur, am höchsten jüdischen Feiertag, als siebtes Kind geboren, wurde mit 14 Jahren Atheistin. Der Schulstoff bot ihr keine Antwort auf ihre Lebensfragen, z.B. warum Menschen, die sie liebt, sterben müssen. Der erste Mann, in den sie sich verliebte, heiratete ihre Schwester Erna, der zweite eine Studienkollegin. Edith Stein studierte bei dem Juden Husserl, dem „Vater der Phänomenologie“, und promovierte 1916 summa cum laude. Ihr geheimes Ziel war, die erste Lehrstuhlinhaberin für Philosophie in Deutschland zu werden. Dazu aber brauchte man die Habilitation, die bei ihrem verehrten Lehrer nicht in Frage kam. Wohin sie sich auch wandte, nirgends gab man der Frau und Jüdin eine Chance. Ihr Meister Husserl beschäftigte sie mit bescheidenen Büroarbeiten. Im Juli 1916 beobachtete sie im Frankfurter „Dom“, wie eine Frau mit einem Marktkorb hereinkam und zu kurzem Gebet niederkniete. Das war für sie etwas ganz Neues. In die Synagoge ging man nur zum Gottesdienst. Dass hier jemand mitten aus den Werktagsgeschäften in die menschenleere Kirche wie zu einem vertrauten Gespräch kam, hat sie nie vergessen können. 1917 konnte Edith Stein ihre Arbeit zum Problem der Einfühlung herausbringen. Durch Zufall oder Fügung las sie die Schriften der Karmelitin Terese von Avila, die jüdischer Abstammung war, und war begeistert. Neujahr 1922 trat sie aus heiliger Überzeugung in Bergzabern zum Katholizismus über und ließ sich taufen.

23 Fritz H. Heinemann, *Jenseits des Existentialismus*, Stuttgart 1957

24 Zvi Asaria, *F. Heinemann oder auf der Suche nach neuen Wegen in der Philosophie (überwiegend hebräisch)* ca. 1988

Edith Stein²⁵ empfand ihren Übertritt als „Neuentdeckung des religiösen Gehalts des Judentums und als Rückkehr zu ihm“.²⁶ Nur einen Monat später wurde sie in der Privatkapelle des Speyerer Bischofs Dr. Sebastian gefirmt. Im Stile des Heiligen Thomas von Aquin suchte sie fortan Philosophie und Religion, Glauben und Wissen, harmonisch zu verbinden. In diesen Bahnen behandelte sie 1929 „Husserls Phänomenologie und die Philosophie des hl. Thomas von Aquino“.²⁷ Edith Stein gehörte zum „München-Göttingen-Kreis“ der Husserlschüler, die einer „Realistischen Phänomenologie“ anhängen, während der Meister selbst später einem transzendentalen Idealismus zuneigte. 1931 veröffentlichte sie eine Arbeit über das bis heute aktuelle Thema „Das Ethos der Frauenberufe“.

Sie unterrichtete nun in der Dominikanerinnenschule St. Magdalena in Speyer. Dann wurde sie Dozentin an der Pädagogischen Akademie Münster. Als Feierabend-Arbeit vertiefte sie sich in die Schriften des Aquinaten. Aus solcher Arbeit erwuchs das zweibändige Übersetzungswerk „Thomas von Aquinos Untersuchungen über die Wahrheit“, 1931/34, 2. Aufl. 1952.

Nach dem 30.1.1933 verschlossen sich ihr schlagartig alle wissenschaftlichen Türen. Sie trat 1933 als Schwester Benedicta a Cruce in den Karmeliterorden ein, wobei ihr die Missbilligung dieses Schrittes durch ihre Mutter wehtat. Der Erzabt von Beuron, Raphael Walzer, nahm ihre Einschleierung im Karmel von Köln vor. 1936 schloss sie im Einvernehmen mit ihrem Provinzial ihr Werk „Endliches und Ewiges Sein. Ein Durchblick durch die philosophia perennis“ ab. Unter Philosophia perennis verstand sie kein Schulsystem, sondern das niemals ruhende Forschen nach dem wahren Sein. Sie sah sich hier als „ehrfürchtige, willige Schülerin“ des Thomas von Aquin, von dessen Akt-Potenz-Lehre sie ausgegangen ist. Sie suchte das mittelalterliche Denken mit dem lebendigen Denken der Gegenwart, speziell mit Husserls Phänomenologie, mit seiner Wesensschau, zu verschmelzen. Die Drucklegung musste bei der NS-Hetze gegen alles Jüdische zunächst unterbleiben: Das Buch erschien erst 1950.

Edith Stein dachte auch nach über die Rolle der Frau in der Kirche, was schon zur Kritik an gewissen Paulus-Stellen führte, die ungünstig für die

25 Maria Amata Neyer, Edith Stein. Ihr Leben in Dokumenten und Bildern, 4. Aufl., Würzburg 1988

26 Leo Elders ed., Edith Stein, Leben, Philosophie, Vollendung, Würzburg 1991, S. 133

27 In der „Festschrift für E. Husserl“, 1929

Frau sind. Paulus, Witwer, hatte irgendwie ungute Erfahrungen mit Frauen gehabt, anders als Jesus.

1939 musste Edith nach Holland fliehen. Und nach der deutschen Besetzung, 1940, wollte man sie in einen Schweizer Karmel versetzen, aber die Schweiz gab keine Einreiseerlaubnis. Die Philosophin fühlte sich in dieser schweren Zeit dem jüdischen Volk, dem Volk ihrer Herkunft, stets innerlich tief verbunden. Am 2.8.1942 wurde sie von zwei SS-Männern aus dem Karmel Echt geholt. Auch ihre leibliche Schwester Rosa – sie war Pfortenhelferin – musste mit. „Komm, wir gehen für unser Volk“, sagte Edith zu ihrer Schwester. Im Durchgangslager Westerbork fiel Edith durch ihre Ruhe und Gelassenheit auf. „Sie ging unter den Frauen umher, tröstend, helfend, beruhigend, wie ein Engel.“²⁸ Ihre letzten überlieferten Worte waren: „Ich bin auf der Fahrt zum Osten.“ Am 9.8.1942 wurden die beiden Schwestern in Auschwitz in die Gaskammern gejagt. Ihr wissenschaftlicher Nachlass wurde 1945 beschmutzt, zerrissen und zerstreut, aus den Ruinen des Klosters Herkenbosch geborgen. Im Kölner Karmel entstand ein Edith-Stein-Archiv. Ihr Leben und Werk lässt sich in den Worten „Freiheit, personale Einzigartigkeit und Liebe“ zusammenfassen.

Zahlreiche Arbeiten galten in der Folgezeit dem Denken der großen Frau.²⁹ 1998 wurde die Jüdin, Katholikin, Philosophin und Nonne in Anwesenheit von 18 Studierenden und des Rektors der Internationalen Akademie für Philosophie im Fürstentum Liechtenstein von Papst Johannes Paul II. heiliggesprochen, besonders wegen ihres vorbildhaften Lebens. Im Judentum werden ohnehin alle Menschen, die in der Shoa als Juden ermordet sind, als *keduschim*, als Heilige, angesehen. 1998 begann ein Edith Stein-Jahrbuch, eine „Jahreszeitschrift für Philosophie, Theologie, Pädagogik, andere Wissenschaften, Literatur und Kunst“ in Würzburg zu erscheinen.³⁰ Der Jahresband 2000 ist den Weltreligionen gewidmet. Und in München wird die Gründung eines außeruniversitären „Edith Stein-Institutes“, eines „Institutes für Phänomenologie, jüdische und christliche Philosophie“, vorangetrieben.

Der geniale Philosoph *Ludwig Wittgenstein* (geb. 1889 in Wien, gest. 29.4.1951 in Cambridge) wirkte schon auf der Realschule in Linz auf seine

28 Teresia Renata Posselt, Edith Stein. Eine große Frau unseres Jahrhunderts, 9. Aufl., Freiburg i. Br. 1963, S. 192

29 Vgl. z.B. H. C. Graef, Leben unter dem Kreuz, 3. Aufl. 1958. A. Höfiger, Das Universalienproblem in Edith Steins Werk „Endliches und ewiges Sein“, 1968

30 ed. José Sanchez de Murillo

Mitschüler wie ein Wesen aus einer anderen Welt. Der gleichaltrige Hitler ging zur gleichen Schule³¹ und hat Wittgenstein wahrgenommen. Wittgenstein lehrte in seinem Tractatus von 1921, der einzigen zu seinen Lebzeiten publizierten Schrift, dass die Erkenntnis ein Abbild von Tatsachen ist. Urteile sind „Wahrheitsfunktionen“, logische Ableitungen von Tatsachen. In Cambridge, seit 1939, monologisierte der einsame Denker stundenlang vor seinen Studenten. Seine soziale Kompetenz war nicht gerade ausgeprägt. Sein Gesichtsausdruck schien wie aus Stein gemeißelt. Jede Unordnung war ihm ein Greuel. Der Neupositivist³² widerrief die meisten seiner Ansichten aus dem Tractatus. Nach seinem Tod erschienen „Vorlesungen und Gespräche über Ästhetik, Psychologie und Religion“, 1968, und „Über Gewissheit“, 1969.

Moritz Geiger, 1880 in Frankfurt am Main geboren, war Philosophieprofessor in Göttingen. Angeregt von Wundt und Husserl kam er zu einer Phänomenologie der Ästhetik. Der Jude lehrte nach Hitlers Machterschleichung an der Stanford University in Kalifornien und am Vassar College bei New York. Er starb 1937 in Harbor/Maine, USA.

Ernst Bloch aus Ludwigshafen (8.7.1885-4.8.1977) betonte das Noch Nicht und propagierte das „Prinzip Hoffnung“³³ für die noch „unfertige Welt“. „Der Mensch lebt noch überall in der Vorgeschichte.“ „Die Welt geht in Sprüngen voran. Dabei darf jeder mithelfen.“ Bloch pries den Mordpropheten Thomas Müntzer als „Theologen der Revolution“.³⁴ Bloch kämpfte für die menschliche Würde, die dem Naturrecht entspricht.³⁵ Der uralte, weißhaarige Edel-Marxist³⁶ wurde einer der Väter der Studenten-Revolution von 1968. Bloch wollte so „Wegzeichen der Hoffnung“ aufrichten.³⁷

In auffälligem Unterschied zu anderen Marxisten beschäftigte sich Bloch auch mit dem Tod. Er meinte: „Das Wesen des Todes ist uns nicht bekannt.

31 K. Cornish, Der Jude aus Linz – Hitler und Wittgenstein, Eine Begegnung und ihre Folgen, 1998

32 M. Terralvas, Ludwig Wittgenstein, Kommentar und Interpretation, 1978

33 Ernst Bloch, Das Prinzip Hoffnung, 3 Bde. 1954/57, 3. Aufl. 1971

34 Ernst Bloch, Thomas Müntzer als Theologie der Revolution, 1921, 2. Aufl. 1962

35 Ernst Bloch, Naturrecht und menschliche Würde, 1961

36 Ernst Bloch, Über Karl Marx, 1968

37 Ernst Bloch, Wegzeichen der Hoffnung, 1968

Er muß aber nicht ins Nichts führen.“ So hoffte Bloch auch angesichts des jedem Menschen absolut sicher bevorstehenden Todes.³⁸

Max Horkheimer, Sozialphilosoph aus Zuffenhausen bei Stuttgart (14.2.1895 - 7.7.1973) wurde 1930 Ordinarius für Sozialphilosophie in Frankfurt am Main. Der Marxist setzte die Philosophie im Rahmen seiner „kritischen Theorie“ zur Kulturkritik ein und wandte sie im Rahmen der „Frankfurter Schule“ als „Kraft des Negativen“ gegen die so ganz unphilosophische Gegenwart. Der Sozialphilosoph suchte mit Psychologie, Rechtswissenschaft, Literaturwissenschaft und Kunstgeschichte zusammenzuarbeiten. 1933 emigrierte er mit seinem Institut für Sozialforschung erst nach Genf, dann nach Paris und schließlich nach New York. 1940 zog er nach Kalifornien. Seine „Zeitschrift für Sozialforschung“ (1931-1941) überlebte im Exil. 1949 kehrte Horkheimer nach Frankfurt zurück. 1951 bis 1953 war er Rektor der Universität Frankfurt. 1960 wurde er Ehrenbürger der Stadt Frankfurt am Main. Die 68er Generation jubelte ihm zu.³⁹ Horkheimer spürte die „Sehnsucht nach dem Ganz Anderen“. Er⁴⁰ drängte auf eine Kritik und Revision des europäischen Prozesses der Aufklärung.⁴¹

Der Hildesheimer Rabbinersohn und langjährige Berliner Dozent für die Wissenschaft des Judentums *Julius Guttman*, von Kant tief beeindruckt⁴², hat 1933 in seinem magistralen, bisher unüberbotenen Werk „Die Philosophie des Judentums“ eine jüdische Philosophiegeschichte vorgelegt. Der Zigarren-Kettenraucher Guttman wies der Philosophie die Aufgabe zu, den Ideengehalt der Religion zum Ausdruck zu bringen: Es ging ihm um die philosophische Formulierung religiöser Themen, was beim Judentum besonders gut möglich ist. Der Zionist wurde 1934 Professor in Jerusalem. Er starb 1950.

Der deutsche Jude *Martin Buber* (1878-1965) war schon zu seinen Lebzeiten eine Legende. Er sah aus wie einer der alten Propheten. Sein Menschenbild

38 H. Kimmerle, Die Zukunftsbedeutung der Hoffnung, 1966. C. H. Ratschow, Atheismus im Christentum? Auseinandersetzung mit Ernst Bloch, 1970. H. H. Holz, Logos Spermatikos, 1975

39 Max Horkheimer, Kritische Theorie, 2 Bde., 1968. W. Port, Kritische Theorie und analytischer Pessimismus im Spätwerk Max Horkheimers, 1971

40 Max Horkheimer, Gesammelte Schriften ed. A. Schmidt und G. Schmid-Noerr, 14 Bde., 1985 ff.

41 A. Schmidt u. N. Altwicker, Max Horkheimer heute, 1983. Z. Rosen, Max Horkheimer, 1995

42 Robert Weltsch ed., Deutsches Judentum. Aufstieg und Krise, Stuttgart 1963, S. 85-119

war erheblich von den ostjüdischen Chassiden bestimmt, zu denen er durch seinen Großvater in lebendiger Verbindung stand. Bubers sozialphilosophisches Hauptwerk heißt „Ich – Du“. Diesen Grundbegriff hat Buber auf seinem langen Lebensweg erwandert. Der Grundgedanke hier ist: „Der Mitmensch darf für mich kein Gegenstand, kein Objekt, sein, sondern er muß ein Du werden.“ ... „Liebe ist Verantwortung eines Ich für ein Du.“ ... „Das Grundwort Ich – Du kann nur mit dem ganzen Wesen gesprochen werden.“ „Dialogisches Leben“⁴³ ist so ein Leben, „in dem man mit den Menschen, mit denen man zu tun hat, *wirklich* zu tun hat“. Der Mensch muss offen sein für „Anrede und Anforderung durch den anderen“. Der große Sozialphilosoph sagte: „Die Welt hat ein Braunbrot für mich bereit, an dessen Rinde ich mir die Zähne ausbeiße und dessen ich nie satt werde: die Menschen. All’ diese Wirrköpfe und Tunichtgute – wie ich sie liebe.“ Buber war überzeugt, dass in jeder Sphäre der mitmenschlichen Beziehungen „der Saum des ewigen Du“ sichtbar werde. In jeden Menschen falle ein „Same der Erlösung“. Und diese Erlösung sei Gott. „Gott wohnt, wo man ihn einläßt.“ Und jeder sei zur „Mitarbeit mit Gott“ auf das Werk der Erlösung hin berufen. Buber verband die jüdische Tradition mit den Idealen der Aufklärung. Buber⁴⁴ betonte immer wieder: „Ich habe keine Lehre, aber ich führe ein Gespräch.“ Die dringenden Aufrufe des jüdischen Weisen zur mitmenschlichen Eini-gung mit den Palästinensern wurden verlacht, besonders, als er als einziger von einem binationalen Palästina-staat sprach. Die Folgen sind heute brennend.

Viktor E. Frankls (geb. Wien 1905) Lebenswerk steht zwischen Psychotherapie und Philosophie. Als 14-jähriger Schüler erlebte er, wie der Professor erklärte, dass das Leben eigentlich nichts anderes als ein Verbrennungsprozess, ein Oxydationsprozess, sei. Frankl sprang auf und fragte: „Was hat denn das ganze Leben dann für einen *Sinn*?“ Im Dritten Reich wurde der nihilistische Professor Präsident des Wiener Stadtschulrats. Das Dritte Reich war ja die Revolution des Nihilismus. 1942-1945 durchlitt der Jude Frankl mehrere Konzentrationslager und verlor seine Angehörigen. „Trotzdem Ja zum Leben sagen“ war seine Antwort.⁴⁵ Sein Bestseller „*Man’s Search for*

43 Martin Buber, *Dialogisches Leben*, 1947. Martin Buber, *Die Schriften über das dialogische Prinzip*, 1954

44 Martin Buber, *Beiträge zu einer philosophischen Anthropologie*, 1962

45 Viktor E. Frankl, ... trotzdem Ja zum Leben Sagen. Ein Psychologe erlebt das Konzentrationslager, München 1977

Meaning“ ist in über 130 Auflagen in über 9 Millionen Exemplaren erschienen. Es geht Frankl um den Sinn der menschlichen Existenz. Ist bei einem Menschen die Beziehung zum Sinn des Lebens gestört, entstehen Neurosen. Eine ärztliche Seelsorge muss sich darum bemühen, neuen Sinn zu vermitteln. So wurde Frankl zum Begründer der Logotherapie, die dem angefochtenen Menschen eine Vision von Zukunft vermittelt, für die es sich zu leben lohnt. Der Wille zum Sinn ist das entscheidende in dieser Philosophie des Menschen. Auch aus Leid und Schuld darf man den Ansporn zu verantwortlichem Tun herauslesen. Und im Alter ist wichtig, dass man sagen kann: „Ich hab’ das Meinige getan oder zumindest ehrlich versucht, das Meinige zu tun.“ So blickt der ältere Mensch zurück auf etwas Sinnvolles, das er vollbracht hat. Frankl⁴⁶ zitierte Laotse „Eine Aufgabe erfüllt haben, heißt ewig sein“. Frankl dachte stets an den Holocaust: Im Eingang der Internationalen Akademie für Philosophie im Fürstentum Liechtenstein liest man von seiner Hand: „Erde – und Asche – aus Auschwitz ... doloris causa ... (wo alle Worte zu wenig wären, dort ist jedes Wort zuviel). Viktor E. Frankl wurde Ehren doktor der Akademie.

Karl Löwith, geboren 1897, einst Emigrant in Japan, schilderte in seinem überragenden Buch „Von Hegel zu Nietzsche“ den „revolutionären Bruch“ im Denken des 19. Jahrhunderts. Dieses Werk ist die beste Geschichte der Philosophie des 19. Jahrhunderts.⁴⁷ In seinem Buch „Weltgeschichte und Heilsgeschehen“⁴⁸ untersucht Löwith die geschichtsphilosophische Fortschrittsidee. Das Christentum verstand schon früh die Weltgeschichte als Heilsgeschichte. St. Augustinus sah die Weltgeschichte in Phasen eines geistlichen Fortschrittes der Menschheit. Und im 12. Jahrhundert betonte der italienische Zisterzienserabt Joachim von Fiore, mit der „Zeit der Mönche“ laufe die Weltgeschichte auf ihr Ende zu. Viele Jahrhunderte später erschien das „Dritte Testament“ der Joachiten als „Dritte Internationale“ wieder und das „Dritte Reich“ bejubelte in den Bahnen eines politischen Messianismus den „Führer“ als Erlöser, der mit „Heil“ begrüßt wurde. Löwith bestimmte auch den Marxismus als neuen Messianismus, der durch die Arbeit der Menschen das „Reich der Freiheit“, das „Reich Gottes ohne Gott“ heraufführen wollte. Seinen Lehrer Martin Heidegger würdigte er als einen „Denker in dürftiger Zeit“ (Frankfurt 1953). Seine Nietzsche-Auswahl von 1956 steht

46 Viktor E. Frankl, *Das Menschenbild der Seelenheilkunde*, Stuttgart 1959

47 3. Aufl. 1953

48 3. Aufl. Stuttgart 1953 = Urban-Bücher, Bd. 2

im Dienst einer neuen Schätzung des „Philosophen mit dem Hammer“, dessen Werk durch seine Schwester, das „Lama“, mit unechten, „völkischen“ Brocken verfälscht und dann von den Nazis missbraucht worden war.

Sein von genauer Kenntnis der Theologiegeschichte bestimmtes Büchlein „Wissen, Glaube und Skepsis“, Göttingen 1956, sucht das Verhältnis der Philosophie zur christlichen Theologie zu klären. Löwith zeigt, dass die Philosophie als skeptisch untersuchendes Fragen von sich aus kein Verhältnis zur Antwort des christlichen Glaubens hat. Aber: „Es ist das geschichtliche Faktum des Glaubens an Gottes Offenbarung in Christus, welches die philosophische Skepsis in ein Verhältnis zum Glauben setzt, der seinerseits nicht umhin kann, sich mit der Skepsis des Wissens auseinanderzusetzen, sofern er sich selber durchdenkt.“ Seine Heidelberger Vorlesungen wurden auch von vielen Theologen besucht. Ich war auch da.

Hans Jonas (1903-1993), Friedenspreisträger von 1987, stammte aus Mönchengladbach. Er promovierte 1928 bei Bultmann über „Gnosis und spätantiker Geist“⁴⁹. Jonas⁵⁰ emigrierte und wurde Dozent in Palästina. Seine Mutter starb in Auschwitz. Im Krieg war er britischer Offizier und kam so wieder in die fremdgewordene, alte Heimat. 1949 ff. durfte er an US-Universitäten lehren. Er entwickelte sich zum Vordenker einer neuen, zukunftsgerichteten Ethik: Es geht ihm um das Überleben der Menschen. Jonas fügt den Menschen wieder ein in die Ordnung der Natur, für die der Mensch einzustehen hat. „*Das Prinzip Verantwortung*“ wurde der zentrale Begriff in seinem Denken. „Mäßigung“ fordert Jonas, eine „neue Bescheidenheit“, die die Menschheitskatastrophe verhindern soll. Jonas wollte deshalb den „Vollbringungstrieb“ der Technik-Menschen bändigen: Die Forscher sollen sich selbst bremsen. „Spielen“ mit der menschlichen Erbsubstanz z.B. sei ein „Frevel“. Hirntote dürften nicht als menschliche Organbanken verwendet werden. „Vielleicht müssen wir vom Maßhalten im Gebrauch der Macht, das immer ratsam war, zum Maßhalten im Erwerb der Macht fortschreiten.“ Das altbiblische Erbe ist in Jonas' Lebenswerk überall zu spüren.⁵¹

49 Hans Jonas, *Gnosis und spätantiker Geist*, Band 1, Die mythologische Gnosis, 3. Aufl., Göttingen 1964, Band 2, 1, 1954, 2. Aufl. 1964

50 *Organismus und Freiheit, Ansätze zu einer philosophischen Biologie*, Göttingen 1973. *Das Prinzip Verantwortung. Versuch einer Ethik für die technologische Zivilisation*, Frankfurt am Main 1984. *Reflexionen finsterner Zeit* ed. Otfried Hofius, Tübingen 1984. *Was für morgen lebenswichtig ist. Unentdeckte Zukunftswerte*, Freiburg 1983

51 Rocco Buttiglione, Radim Palous, Josef Seifert, *Die Verantwortung des Menschen in einem globalen Zeitalter*, Heidelberg 1996

Aus Halle stammt *Emil Ludwig Fackenheim*, geb. 1916, der sich um das rechte Verständnis der Religionsphilosophie Hegels bemüht hat. Er rang auch um eine philosophische Bewältigung des Holocaust und forderte die ethische Selbstbehauptung des Judentums, um die Gefahr der völligen Vernichtung unter Hitler nicht noch durch völlige Assimilation zu verlängern. Gott hat für Fackenheim seit Auschwitz ein verdunkeltes Antlitz. Aber dennoch muss das jüdische Volk auf seine „gebietende Stimme von Auschwitz her“ hören.⁵² Im Mai 1998 verlieh ihm die Evangelisch-Theologische Fakultät der Universität Bochum ihren Ehrendoktor.

Es gibt noch viel mehr bedeutende jüdische Beiträge zur Philosophie des deutschen Sprachraums. Ich denke nur noch an Theodor Lessing mit seinem Werk „Geschichte als Sinnggebung des Sinnlosen“ und an Hannah Arendt. Aber es hat sich bereits gezeigt: Wie auch auf allen anderen Gebieten geistiger Arbeit haben Juden oder Menschen jüdischer Herkunft die Philosophie des deutschen Sprachraums in vielfältiger Weise bereichert.

52 Clemens Thoma, *Das Messiasprojekt. Theologie jüdisch-christlicher Begegnung*, Augsburg 1994, S. 392

Liebe ohne Lüge-?

Mit einem Minimum an Lüge.

Lottchen seiner lieben Wahlheit,

von

daddy.

1928.

Die ev. luth. Landeskirche Hannovers und der Antisemitismus

Aus vieljähriger, intensiver, entsagungsvoller Archivarbeit erwuchs das magistrale Werk (1035 Seiten) von Gerhard Lindemann, „Typisch jüdisch“. Die Stellungnahme der ev. luth. Landeskirche Hannovers zu Antijudaismus, Judenfeindschaft und Antisemitismus 1919-1949, Berlin, Duncker u. Humblot 1998 = Schriftenreihe der Gesellschaft für Deutschlandforschung Band 63, ISBN 3-428-09312-7, 138,- DM, ursprünglich eine Heidelberger theol. Dissertation bei dem führenden kirchlichen Zeithistoriker Gerhard Besier.

Lindemann zeigt zunächst auf, wie die große Hannoversche Landeskirche, die den größten Teil Niedersachsens umfasst, seit 1918 auf antisemitische Tendenzen reagierte und ihnen sogar manchmal entgegenkam. Besonders geschildert wird der aufregende Fall des Borkumer Pastors Münchmeyer, dessen rabiater, für die „Judenfreiheit“ seiner Insel kämpfender Antisemitismus zu keinerlei Kritik der hannoverschen Kirchenleitung führte. Als der spätere NS-Redner unbequem wurde, bot man ihm sogar eine Superintendentur an. Der falsche Priester verzichtete nach ruchbar gewordenen, sexuellen Verfehlungen auf sein Amt. Hingegen konnte die Landeskirche Bereiche wie die Fortgeltung der altbiblischen Überlieferung oder die Möglichkeit für Theologen jüdischer Herkunft, ein Pfarramt zu übernehmen, gegen völkische Vorstöße verteidigen. In der Zeit nach der Machtübernahme, der viele niedersächsische Pastoren deutliche Sympathien entgegenbrachten, geht es Lindemann um die allmähliche, mit vielen Qualen verbundene Entfernung der drei Pastoren jüdischer Herkunft (Benfey, Gurland und Leo) aus ihren Pfarrstellen – die Angst um die Erhaltung der „intakten“ Landeskirche war allgemein ausgeprägter als das Eintreten für die bedrängten Amtsbrüder – und bald um die Ausgrenzung aller Christinnen und Christen jüdischer Herkunft aus der Landeskirche, schließlich sogar durch eine Verfügung des Landeskirchenamtes vom 17.1.1942. Einzig einzelne tapfere Pastoren, wie Brammer, setzten sich für diese Menschen ein, die oft in „privilegierter Mischehe“ lebten.

Besonderes, kritisches Augenmerk gilt der Zentralgestalt des Ganzen, dem stets zum Taktieren neigenden Hannoverschen Landesbischofs August Marahrens, Abt zu Loccum, der sich noch nach der Reichsmordnacht um ein tragfähiges Verhältnis von Staat und Kirche bemühte und die immer noch vorhandenen Möglichkeiten nicht nutzte, obwohl der väterliche Pastor Pastorum immer wieder im Blick auf solche Nischen angegangen wurde. Die deutschchristlichen und neuheidnischen Angriffe auf die jüdischen Wurzeln des christlichen Glaubens werden luzide dargestellt. Ein Blick auf die erste Nachkriegszeit macht deutlich, dass auch nach dem Zusammenbruch des NS-Regimes antijüdisches Gedankengut fortlebte und einen gewissen Einfluss auf das kirchliche Handeln hatte. Der nunmehr den norddeutschen evangelischen Raum prägende Landesbischof Lilje, Konfessor im Dritten Reich, hielt sich in jüdischen Fragen erstaunlich zurück. Der Forscher registriert „Einzelinitiativen zur Vergangenheitsbewältigung“.

Methodisch besonders fruchtbar ist bei alledem der stete Vergleich mit den Verhältnissen in anderen Landeskirchen, wobei die schwerfälligen Hannoveraner oft nicht gut wegkommen. Bruno Benfey, in Göttingen mühsam wieder ins Amt gebrachter Pastor jüdischer Abstammung, wandte sich 1948 gegen den weithin bzw. erneut grassierenden Antisemitismus und betonte das selbstverständliche Recht der überlebenden Opfer auf materielle Hilfeleistungen. Das immer wieder angemahnte landeskirchliche Bekenntnis zur Mitschuld an der Judenverfolgung kam nicht zustande. Man hatte in der Nachkriegszeit andere Sorgen. Geradezu quälend lesen sich die vergeblichen Bemühungen des armen Gurland, nach 1945 wieder zu einer bescheidenen Pfarrstelle, gern mit Garten, zu kommen. Die in Kleinigkeiten energiegeladenen Kirchenbehörden waren hier wenig tatbereit, aber schöne, scheinbar poimenische Worte erflossen in Menge.

Mit größter, nie nachlassender Akribie ordnet Lindemann die niedersächsischen Befunde in die dem Autor genau bekannte deutsche Gesamt- und Alltags-Geschichte der NS-Zeit ein und gewinnt von daher oft Beleuchtung und Bedeutsamkeit der Einzelüberlieferung. Das quellennahe, in jeder Hinsicht solide gearbeitete Riesenwerk ist geradezu spannend zu lesen. Die schier unzähligen Anmerkungen – entgegen der heutigen Mode erfreulicherweise auf der jeweiligen Seite belassen – sind gespickt voll von weiterführenden Anregungen, z.B. zur Pastorengeschichte. Es ist erstaunlich, wie intensiv hier ein Forscher, der Massenwahn und Massenleid des Großdeutschen Reiches nicht mehr persönlich erlebt hat, sich in jene, bis heute unaufhörlich

nachwirkende Epoche eingefühlt hat. Umfassende Register erschließen den reichen Inhalt.

Die deutsche Wissenschaft darf von dem jungen Theologen, wenn er nur durchhält und weiter so gut gefördert wird, weitere profunde, vielleicht nicht ganz so umfangreiche Beiträge zur Kirchengeschichte der Neuzeit erwarten.

(Erschienen: *Kirchliche Zeitgeschichte*, Internationale Halbjahreszeitschrift für Theologie und Geschichtswissenschaft, 13. Jahrg. 2000, Heft 1, S. 250 f.)

Hitlers Besuch im Vernichtungslager Belzec

Hitler hat am 15. August 1942 das Vernichtungslager Belzec, Distrikt Lublin, inspiziert. Das bezeugt der Gerstein-Bericht vom 26.4.1945.¹ Als Himmler und SS-Gruppenführer Globocnik (geb. 1904 in Triest, später Gauleiter von Wien) ihn über den technischen Ablauf (noch Tötung durch Auspuffgase) informierte, befahl Hitler: „Die ganze Aktion muß schneller, viel schneller durchgeführt werden!“ Und als ein Begleiter Hitlers meinte, dass es aus Gründen der Verschleierung vielleicht besser wäre, „die Leichen zu verbrennen anstatt sie zu beerdigen“, entgegnete Globocnik, dass „man im Gegenteil Bronzetafeln mit vergraben“ müsse, „auf denen geschrieben steht, daß wir es waren ..., die den Mut hatten, dieses gigantische Werk zu vollenden“. Darauf erklärte Hitler: „Ja, mein lieber Globocnik, das ist ein Wort, das ist auch meine Meinung.“² Es existiert von diesem Hitlerbesuch sogar ein Foto³, das freilich so von oben aufgenommen ist, dass zwar die NS-Größen wie Himmler genau zu erkennen sind, aber die Zentralgestalt nach unten blickt. Doch ist diese Gestalt in der Mitte durch den auch sonst bekannten, völlig un militärischen, weiten Umhang, den einzig Hitler zur Uniform tragen konnte⁴, einwandfrei als Hitler zu identifizieren. Dass Hitler am 15. August 1942 tatsächlich im Osten war, bestätigen andere Quellen: Noch am gleichen 15. August überreichte ihm im Führerhauptquartier „Werwolf“ in Winniza der neue türkische Botschafter Saffet Arikian sein Beglaubigungsschreiben.⁵

Die bei dem Hitler-Besuch im Vernichtungslager überlieferten Worte zeigen, daß Hitler in der Ermordung der Juden – von da an maschinell – eine hehre Tat sah, eine große Kulturleistung.

1 Bundesarchiv Koblenz, LXIV B 26 fol. 1-160

2 Zum Ganzen vgl. IMT Dok. PS. 1553-RF-350. Adalbert Rückerl, Nationalistische Vernichtungslager im Spiegel deutscher Sprachprozesse, München 1977, S. 61 f.; Pierre Joffroy, Der Spion Gottes. Die Passion des Kurt Gerstein, Stuttgart 1972, S. 162 f.

3 John Toland, Hitler, the Pictorial Documentary of His Life, New York 1980, Nr. 403

4 Vgl. dazu z.B. John Toland, a.a.O., Nr. 339

5 Völkischer Beobachter 1942, Nr. 228 vom 16.8.1942; Max Domarus, Hitler, Reden und Proklamationen II, 2. Halbband, Wiesbaden 1973, S. 1902

Jüdischer Widerstand im Holocaust

Die absolute Mehrheit der bedrängten Juden trug ihr grauenvolles Geschick ohne erkennbares Aufbegehren. Sie war wie gelähmt und hoffte, irgendwie doch noch zu überleben, so wie das Jahrhunderte alter jüdischer Tradition entsprach. Auch fürchtete fast jeder, die anderen durch aktiven Widerstand besonders zu gefährden. Das ist für die heutigen Juden schwer zu begreifen. Und doch gab es, wie im Folgenden gezeigt wird, immer wieder ein tapferes Sich-Aufbäumen von Gewaltopfern.

Am 3.2.1936 erschoss der aus Jugoslawien stammende Rabbinersohn *David Frankfurter* den Landesgruppenleiter der Nazis in der Schweiz, Wilhelm Gustloff, in Davos. Frankfurter wollte so den nazistischen Umtrieben in der Schweiz ein Ende bereiten. Der Gerichtshof in Graubünden verurteilte ihn zu 18 Jahren Gefängnis. Emil Ludwig widmete Frankfurter sein äußerst selten gewordenes Buch „Schüsse in Davos“. Aber dann ging es dem tapferen Burschen im Gefängnis in Chur bei bester Graubündner Verpflegung ausgezeichnet. Die Mitgefängenen und die Beamten waren reizend zu ihm. Seine Zellentür war meistens geöffnet.¹ Nach dem Zweiten Weltkrieg wurde Frankfurter begnadigt. Die Nazis nannten ein Schiff nach Gustloff, das dann, 1945, mit Flüchtlingen überfüllt, ein furchtbares Ende fand. David Frankfurter, der als erster Jude aktiven Widerstand gegen den Hitlerismus geleistet hatte, starb erst 1982 in Tel Aviv. Schalom Ben Chorin suchte in einem Buch Frankfurters Schicksal zu seinem eigenen zu machen.²

Im spanischen Bürgerkrieg kämpften³ etwa 7.000 jüdische Antifaschisten in den Internationalen Brigaden, jedoch nicht der 1915 als Rudolf Leder in Chemnitz geborene Stephan Hermlin⁴, an den sich bei einem Treffen von 350 roten Spanienkämpfern kein einziger erinnern konnte. Hermlins zahlrei-

1 Brief Margit Siegel vom 3.4.1999, der Frankfurter 1965 seiner Churer Zeit geschildert hatte.

2 Neuausgabe dieses Buches mit Einleitung von Joseph Nedava, 1985

3 Arno Lustiger, Schalom Libertad – Juden im spanischen Bürgerkrieg, 1991

4 Stephan Hermlin, Abendlicht, 1979

che Erzählungen über seinen heroischen Kampf gegen Franco beruhen auf Mystifikation, sind Polit-Kitsch.

Zu erinnern ist auch an den mutigen *Herschel Grünspan* aus Hannover, der 1938 in Paris im Blick auf das grässliche Geschick seiner Familie den deutschen Diplomaten vom Rath tödlich verletzte und so die Reichsmordnacht auslöste. – Am 15.3.1944 gab der vichy-französische Rundfunk bekannt, dass es der französischen Polizei gelungen sei, den Chef der Widerstandsbe-
wegung in Südfrankreich, einen Juden namens Bloch, der den Decknamen „Natrime“ führte, gefangenzunehmen.⁵

Immer wieder gab es auch in *Deutschland* jüdischen Widerstand, obwohl dieser ja für die bedrohten Juden noch gefährlicher war als für „Arier“, also geradezu selbstmörderisch war.⁶ In Berlin führte die aus jungen Juden bestehende, kommunistische „Herbert Baum-Gruppe“ mit drei Männern und vier Frauen am 18. Mai 1942 einen Anschlag auf die NS-Propaganda-Ausstellung „Das Sowjetparadies“ durch. Ein Großteil der Ausstellung brannte aus. Den Rest konnte die Feuerwehr retten. Die verhafteten Beteiligten wurden vom Volksgerichtshof wegen Vorbereitung zum Hochverrat und landesverräterischer Feindbegünstigung zum Tode verurteilt.⁷ Anschließend verhaftete die Gestapo 500 völlig unbeteiligte Berliner Juden, brachte sie nach Lichterfelde in die ehemalige Kadettenanstalt und erschoss sofort jeden Zweiten dieser Unschuldigen. Die übrigen kamen ins KZ Sachsenhausen, wo sie im Herbst 1942 umgebracht wurden.

Weiter wirkten in Berlin die jüdischen Gruppen Chug Chaluzi (Pionierkreis) und die „Gemeinschaft für Frieden und Aufbau“. Den jungen Mitgliedern der im Februar 1943 gegründeten Gruppe Chug Chaluzi – im Kern etwa 20 Personen – gelang es bis auf wenige Ausnahmen, den Verfolgungen zu entkommen. Mit ihrem zionistisch bestimmten Lehrer Jizchak Schwersenz bereiteten sie sich auf ein Leben in Palästina vor. Und die 30-köpfige „Gemeinschaft für Frieden und Aufbau“ um Hans Winkler und seinen jüdischen Freund Werner Scharff rief in Flugblättern zu Kriegsboykott und Widerstand gegen Hitler auf. Sie versteckte untergetauchte Juden, bis die

5 Percy Ernst Schramm ed., Kriegstagebuch des Oberkommandos der Wehrmacht, Studienausgabe IV, 7 München 1982, S. 294

6 Konrad Kwiet und Helmut Eschwege, Behauptung und Widerstand, Deutsche Juden im Kampf um Existenz und Menschenwürde, 1984. Arno Lustiger, Zum Kampf auf Leben und Tod! Das Buch vom Widerstand der Juden 1933-1945, 1994

7 Matthias von Hellfeld, Arno Klönne, Die betrogene Generation, Köln 1985, S. 181 f.

Köpfe der Gruppe noch 1943 verhaftet wurden. Während Winkler durch das Kriegsende seiner Hinrichtung entkam, starb Scharff im Konzentrationslager.

Immer wieder fragen heutige junge Juden, warum sich die deutschen Juden nicht kollektiv den Nazis zur Wehr gesetzt haben. Doch dazu fehlte in der Masse der deutschen Juden jede Voraussetzung. Selbst wenn sie gewollt hätten, wäre in dem deutschen, bürgerlich-konservativen oder kommunistischen Widerstand kein Platz für sie gewesen. Viele Juden standen der Staatsautorität auch zu angepasst, zu loyal, gegenüber. Manch einer glaubte noch 1941, er solle im Osten für Deutschland arbeiten. Lähmend wirkte weiter die schreckliche Gleichgültigkeit, mit der die Masse der „Arier“ die Entrechtung der Juden und den Terror gegenüber den Juden mitangesehen hat.

In *Galizien* handelten sich Juden von kriegsmüden italienischen Soldaten Waffen ein, um sich damit zu verteidigen, z.B. mit abgeschnittenen Karabinern⁸, mit denen sie auf Nazis schossen, die die Juden in ihren Verstecken aufstöbern wollten.

In der Silvesternacht 1941/42 formulierte der jiddische Dichter Abba Kowner aus *Wilna* einen Aufruf zur Gründung einer Partisanen-Organisation im Ghetto. „Laßt uns nicht wie Schafe zur Schlachtbank gehen!“

Als aus dem Ghetto *Warschau* 1943 300.000 Juden zur Vernichtung abtransportiert worden waren, widersetzten sich im April 1943 die letzten 60.000 Bewohner und leisteten aktiven Widerstand – ohne jede Erfolgsaussicht. Die jüdische Kampforganisation ZOB, *Zydowska Organizacja Bojowa*, kämpfte unter der Losung „Wir geben keinen einzigen Juden preis“. 33 Tage, vom 19.4. bis zum 16.5., kämpften die Juden, auch Kinder, gegen ihre Mörder. Die SS brannte schließlich das Ghetto systematisch nieder, um die sog. „Banden“ so „auszuräuchern“. Die Juden besaßen nur wenige, in das Ghetto geschmuggelte Waffen. Schließlich konnte der SS-General Stroop in einer bebilderten Dokumentation schreiben: „Gesamtzahl der erfaßten und nachweislich vernichteten Juden beträgt 56.065. Die SS hatte 16 Tote und 85 Verwundete. Das Ghetto wurde dem Erdboden gleichgemacht.“ Stroop beklagte die Verluste an kostbarem germanischen Blut im heldischen Kampf gegen die Untermenschen⁹. Der SS-Brigadeführer Stroop wurde erst 1952

8 International Military Tribunal Nuremberg Bd. XXVII, Nürnberg 1949, S. 405 f., 409

9 A. Wirth ed., Es gibt keinen jüdischen Wohnbezirk Warschau mehr. Der „Stroop-Bericht“, Neuwied 1960

von den Polen hingerichtet. Arno Lustiger¹⁰, Überlebender von Auschwitz und Buchenwald, sagt über den Warschauer Aufstand: „Zum ersten Mal in der Geschichte der deutschen Besatzung in Europa erhob sich die gesamte Bevölkerung eines urbanen Zentrums zum offenen Widerstand.“ Und ein Kämpfer aus dem Ghetto schrieb in sein Tagebuch: „Wir kämpfen und sterben für die Ehre des jüdischen Volkes, für ein paar Zeilen in den Geschichtsbüchern.“ Äußerst eindrucksvoll ist Bernard Goldsteins Bericht über den Warschauer Aufstand „Die Sterne sind Zeugen“, Frankfurt am Main 1949. Einige der heldenhaften Kämpfer¹¹ konnten sich durch das unterirdische Kanalisationssystem in den „arischen“ Teil Warschaus retten, wo sie freilich stets polnische Verräter fürchten mussten. Das Ringelblum-Archiv, in Metallbehältern versteckt, enthält etwa 6.000 Dokumente, die sich jetzt im Jüdischen Historischen Museum in Warschau befinden.

200 Juden, die letzten Einwohner des Ghettos *Bialystock*, leisteten am 16. Juli 1943 gegen angeblich 3.000 SS-Männer erbitterten Widerstand¹².

Und im Vernichtungslager *Treblinka* revoltierten am 2.8.1943 unter dem Einfluss der Berichte vom Warschauer Aufstand etwa 750 jüdische Arbeiter, deren Frauen und Kinder bereits vergast waren, gegen die SS: Mit bloßen Händen gingen sie auf die SS-Männer los, warfen ihnen Sand in die Augen und zerschnitten die elektrisch geladenen Drähte um das Mordlager, das zum Teil in Brand geriet. Aus dem Waffenarsenal holten sie Granaten und Munition. Das Sonderkommando sprengte Teile der Vernichtungsstätte und nahm dabei einige SS-Leute mit in den Tod. Etwa 70 Mitglieder des Sonderkommandos, also Arbeitsjuden, schafften tatsächlich den Ausbruch. Die SS, deren Telefonleitungen erhalten geblieben waren, verfolgte die Flüchtenden. Einige wurden von antisemitischen Polen der SS ausgeliefert. Aber 52 erlebten das Kriegsende. Das sind die einzigen Überlebenden der Todesmühle von Treblinka. Doch wurde das Mordlager nach dem Aufstand wieder in Gang gebracht und konnte noch bis Oktober 1944 eine Reihe kleinerer Transporte „bearbeiten“¹³. Anschließend wurde ein Bauernhof auf die Stätte

10 Arno Lustiger, *Zum Kampf auf Leben und Tod*, 1994

11 Marek Edelmann, *Das Ghetto kämpft*, Berlin 1993. Reuben Ainsztein, *Revolte gegen die Vernichtung. Der Aufstand im Warschauer Ghetto*, Berlin 1993

12 Chaika Grossmann, *Die Untergrundarmee. Der Jüdische Widerstand in Bialystock*, Frankfurt am Main 1993

13 Reinhard Henkys, *Die nationalsozialistischen Gewaltverbrechen*, 1964, S. 109

des Grauens gebaut. Aber die vorrückenden Sowjets wussten sofort, was darunterlag.

In *Sobibor* revoltierte das dem Tode geweihte jüdische Arbeitskommando am 14.10.1943: Elf SS-Männer wurden niedergemacht und ihre Waffen verteilt. Bei diesem Massenausbruch gingen zwar viele der 150 beteiligten „Arbeitsjuden“ in dem angrenzenden Minenfeld zugrunde, aber ebensoviele konnten sich in die umliegenden Wälder retten, von denen etwa 50 den Krieg überlebten. Diese Juden konnten dann später über das Vernichtungslager vor Gerichten aussagen. Die SS legte nach dieser Revolte den Mordbetrieb Sobibor still. Dann wurden 43.000 Juden im Distrikt Lublin „zur Vergeltung“ für die Revolte umgebracht.¹⁴

Denkwürdig ist auch die Rebellion von aus Bergen-Belsen herangebrachten Juden am 23. Oktober 1943 in *Auschwitz*. Als zwei Drittel des Transportes von 1700 Juden bereits in den Gaskammern waren, brach bei den noch im Auskleideraum befindlichen Jüdinnen und Juden ein Aufstand los. Mehrere bewaffnete SS-Unterführer betraten nun den Raum. Eine ehemalige Tänzerin entriß einem SS-Mann den Revolver und erschoss den Oberscharführer Schillinger. Andere Juden rissen die Lichtleitung ab und stürzten sich in der Dunkelheit auf die SS-Männer. Die Posten an der Tür schossen in den Raum. Der herbeigerufene Lagerkommandant, Höss, ließ die Tür schließen. Mühsam wurden nun die SS-Männer herausgeholt. Einer war erstochen worden. Ein berüchtigter Rapportführer war so schwer verletzt worden, dass er auf dem Transport ins Lager Kattowitz einging. Und der SS-Unterscharführer Wilhelm Emmerich war so schwer verwundet, dass er später hinkte. Alle Juden der Rebellengruppe wurden nun einzeln mit Kleinkalibergewehren erschossen¹⁵, was einen besonders grauenvollen Tod darstellte. Als in Auschwitz am 7. Oktober 1944 mehrere hundert Arbeitsjuden als Zeugen des Völkermordes gewissermaßen routinemäßig liquidiert werden sollten, leisteten sie Widerstand mit Handgranaten, die sie aus Schuhcreme-Dosen gebastelt hatten.¹⁶ Heldenmütige jüdische Mädchen hatten den Sprengstoff aus der nahen Munitionsfabrik Union herausgeschmuggelt, im Ärmel versteckt. Sie alle wollten sich nicht einfach umbringen lassen, sondern in Würde sterben, notfalls im Kampf. Bei dieser Revolte wurde ein besonders grausamer Ober-

14 Yitzhak Arad, *Belzec, Sobibor, Treblinka – Bloomington* 1987

15 Hermann Langbein, *Menschen in Auschwitz*, 1980, S. 142 f.

16 Werner Renz, *Der Aufstand des Sonderkommandos in Auschwitz-Birkenau*, Frankfurt a.M. 1994

kapo lebend in die Flammen geworfen und drei SS-Unterscharführer getötet. Zwölf SS-Leute wurden verwundet. Zwei Krematorien wurden in Brand gesteckt. Dreihundert Arbeitsjuden entkamen durch den zerschnittenen Stacheldrahtzaun. Die vier Frauen wurden mit Hilfe von „erbeuteten“ „Handgranaten“ ermittelt und gehängt. Auf die nach draußen gelangten Juden wurde sofort Jagd gemacht. Mehrere verbarrikierten sich schließlich in einer Scheune, die dann von der SS angesteckt wurde. Nur wenige entkamen wirklich.¹⁷

Eine dichterische Darstellung des jüdischen Widerstandes bietet „Der große Gesang vom ausgerotteten jüdischen Volk“ des Dichters Jizchak Katzenelson: Die 15 Gesänge des jiddischen Poems schildern in bewegenden Bildern die Vernichtung des polnischen Judentums, also das Vegetieren im Warschauer Ghetto, die Demütigungen und Schikanen, Kollaboration und Aufstand sowie den Tod in den Gaskammern. Kurz vor Katzenelsons Deportation nach Auschwitz wurde das Poem in den Griff eines Koffers eingefügt und überstand so den Holocaust. „Sing!“ fordert eine Stimme den Dichter auf, „sing, als gäbe es einen Gott!“ Dieses Werk preist den Widerstand: „Und hat der letzte Jude wenigstens noch einen Mörder umgebracht, dann rettet er damit sein Volk.“ Das Werk ist durch Wolf Biermann übersetzt und popularisiert worden. Es tritt der weitverbreiteten, aber nur sehr bedingt zutreffenden Auffassung entgegen, die Juden hätten sich wie Schafe zur Schlachtbank führen lassen.

In Ostpolen verlor *Faye Schulman* ihre ganze Familie. Sie selbst durfte als Photographin für die Nazis weiterleben.¹⁸ Sie floh bald zu den Partisanen, wo sie besonders als Krankenschwester wirkte. Sie gab sich als Russin aus und musste so am Lagerfeuer die antijüdischen Tiraden der Männer mit anhören. Faye Schulman photographierte weiter und schuf so unter größten Schwierigkeiten Bilddokumente von historischem Wert. Mit ihren Erinnerungen wollte sie einen Beitrag zum jüdischen Widerstand vorlegen. *Herschel Zuckermann*¹⁹ aus einem ostjüdischen Dorf suchte in den Wäldern am Bug zu überleben. Zunächst waren er und andere „Waldjuden“ völlig waffenlos. Schließlich beschafften sie sich mühsam ihre ersten Schusswaffen. Von dem ersten bewaffneten Vorstoß heißt es: „Das war unsere erste

17 Bruno Baum, *Widerstand in Auschwitz*, Berlin 1957

18 Faye Schulman, *Die Schreie meines Volkes*, 1998

19 Harold Werner, *Partisan im Zweiten Weltkrieg – Erinnerungen eines polnischen Juden*, Lüneburg 1999

offensive Aktion, die sich gegen die Deutschen als Gruppe richtete ... Die Fähigkeit, gegen die Deutschen zurückzuschlagen, stärkte unsere Kampfmoral enorm. Außerdem war es uns wichtig, den Dorfbewohnern zu zeigen, dass Bewaffnete zum Gegenangriff übergehen.“ So wurden weitere Waffen erbeutet. Damit konnte man jüdische Todeskandidaten befreien.

Shalom Cholowsky, nach seiner Flucht aus einem Ghetto Kommandeur einer jüdischen Partisaneneinheit in *Weißrußland* 1942 ff., hat seinen Einsatz in den Wäldern genau beschrieben. Es ging um Rettung von Juden und um Rache.²⁰ Doch wurden weniger Juden bei den Partisanen tätig, als man denken sollte. Die Partisanen wollten nämlich meistens gar keine Juden in ihren Reihen haben. Doch suchten auch hier jüdische Ärzte zu helfen.²¹

Mehrere hunderttausend Ostjuden kämpften in regulären Einheiten der Roten Armee gegen den Hitlerismus. Sie erhielten überdurchschnittlich viele Auszeichnungen.

Aus Palästina wurden 1943/44 todesmutige Sendboten nach *Polen* gesandt, um in den vor der völligen Vernichtung stehenden jüdischen Gemeinden die erlöschende Widerstandskraft zu stärken.²² Um bedrohte Juden in *Ungarn* zu retten, sprang die 1921 in Budapest geborene *Hannah Senesch* 1944 zusammen mit anderen mit dem Fallschirm ab und kämpfte in den Reihen der Partisanen. Sie wurde gefangengenommen, gefoltert und hingerichtet.²³

Im „Protektorat Böhmen und Mähren“ war die Jüdin *Anna Pollertová* im Rahmen des tschechischen Widerstandes tätig. In ihrer Wohnung wurden 6 Sendekristalle mit Frequenzen um 7.000 kHz gefunden. Die Jüdin hatte militärische, politische und wirtschaftliche Nachrichten an die tschechoslowakische Exilregierung nach London durchgegeben.²⁴

Auch bei den West-Alliierten kämpften Juden mit: So verteidigten 400 Mann der jüdischen Brigade Palästina 1942 zusammen mit einer freifranzösischen Brigade das wichtige Wüstenfort *Bir Hakim* in Libyen erbittert und hielten so die deutsch-italienische Offensive gegen Tobruk immerhin 14 Tage auf.²⁵

20 Shalom Cholowsky, *The Jews of Bielorrussia during World War II.*, 1998

21 Alexander Werth, *Rußland im Krieg 1941-1945*, München und Zürich 1965, S. 484 f.

22 H. G. Adler, *Der verwaltete Mensch*, Tübingen 1974, S. 471 f.

23 Naomi Ben-Asher and Hayim Leaf, *The Junior Jewish Encyclopedia*, 4. Aufl., New York 1961, S. 282

24 Rudolf Ströbinger, *Das Attentat von Prag*, Bergisch Gladbach 1979, S. 152

25 Christian Zentner, *Lexikon des Zweiten Weltkriegs*, Herrsching 1977, S. 29

Die neuere, besonders von *Arno Lustiger* vorangebrachte Forschung zeigt: Nicht alle Juden im NS-Machtbereich haben sich ohne Widerstand umbringen lassen. Es hat vielmehr ausgedehnten jüdischen Widerstand gegen den NS-Rassenmord gegeben.

Die Geldzeichen des Holocaust

Der Holocaust, also die nationalsozialistische Ausrottung aller erreichbaren Juden, die Shoa, hat eine ganze Reihe von Geldzeichen hinterlassen.¹

Im November 1938, nach der Reichspogromnacht, wurden mehrere tausend bis dahin begüterte Juden in das KZ Buchenwald bei Weimar geschleppt, ausgeplündert und fürchterlich zugerichtet. Die SS-Standort-Kantine Buchenwald gab „Wertmarken“ zu ½, 1, 2 und 3 RM aus, die bis zum Kriegsende auch von den freilich immer weniger werdenden Juden benutzt wurden. In der Kantine gab es allerdings nicht viel mehr als grässlichen „Wikingersalat“. Es sind auch Wertmarken mit Stempel-Überdruck „SS-Ko Rottleberode“ oder „SS-Arbeitskommando A 6“ bekannt.

In Lodz/Litzmannstadt, 1939 annektiert, wurde im Nordteil der Stadt, wo bereits die Mehrheit der Lodzer Juden wohnte, am 10. Mai 1940 ein Ghetto² eingerichtet, in dem sich auf 4 qkm 164.000 Juden zusammendrängen mussten. 1941 und 1942 wurden noch ca. 38.500 Juden dazugestopft, nämlich 20.000 aus dem „Reich“ und 18.500 aus Provinzstädten des sog. Warthegaues.

Sie arbeiteten fleißig für die Wehrmacht für ein Stück Brot und einen Teller wässrige Suppe. Sie stellten z.B. Möbel her. Am 4.10.1941 schrieb Regierungspräsident Uebelhoer an den Reichsführer SS, Heinrich Himmler: „Man spricht im Reich von der Division Ghetto Litzmannstadt; die hier arbeitenden jüdischen Handwerker haben eine Division Handwerker im Reich für den Wehrmachtsdienst freigemacht.“

Die jüdische Ghettoverwaltung stand unter der Leitung des „Ältesten der Juden“, Mordechai Chaim Rumkowski, der sich um das Vertrauen der Nazis bemühte und möglichst viele Juden durch Arbeit zu retten suchte. Der Präses ließ sich gern durch sein kleines Reich kutschieren. Der „König von Litz-

1 Albert Pick, Das Lager-Geld der Konzentrations- und DP-Lager 1933-1945, München 1976; American Israel Numismatic Association ed., Numismatics of the Holocaust = Sonderdruck von The Shekel Sept./Okt. 1982 u. März/April 1983, Tamarac 1983

2 Lucjan Dodroszycki, The Chronicle of the Łódź Ghetto, 1941-1944, 1984

mannstadt“ war weder ein Verräter noch ein Engel. Seinem Ältestenrat unterstand ein Ordnungsdienst, dem bis zu 530 Juden angehörten. Am 8. Juli 1940 wurde die Reichsmark im Ghetto Bereich als Zahlungsmittel für ungültig erklärt.

Alle vorhandenen Zahlungsmittel mussten abgeliefert werden. Unter Bildern von Hitler und Göring wurden die eingesammelten Geldzeichen sortiert.

Es gab für die abgelieferten Gelder geldscheinartige Quittungen mit Datum 15. Mai 1940 von 50 Pfennig bis 50 Mark. Sie zeigten den Davidstern und die Menorah, den Siebenarmigen Leuchter. Die überkommenen Exemplare zeigen starke Gebrauchsspuren. Diese Geldzeichen sind also wirklich umgelaufen. Die Kleinmünzen des Reiches durften bis 1942 weiter benutzt werden.

Für das Ghetto wurden Ende 1942 mit Genehmigung des Reichsfinanzministeriums unter Polizeibewachung³ 1.000.000 Zehnpfennig-Stücke aus Zink geprägt. Hier ist der Davidstern zwar von Ähren umgeben, aber viel Brot gab es in dem Ghetto nicht. Die Juden sollten ja gerade zugrundegehen. Diese Münzen wurden zurückgezogen, weil der für Litzmannstadt zuständige Warthegau-Chef Greiser Anstoß an der Wertseite nahm, die dem deutschen 10-Pfennigstück ähnele. Weil die meisten Exemplare dieser Emission des Ältesten der Juden daraufhin eingeschmolzen wurden, sind diese Prägungen heute selten.

Eine zweite Ausgabe 1942, ebenfalls 1 Million Exemplare, lautet auf „Pfennig“. Heute werden diese Münzen mit dem Davidstern in attraktiven Metallen (CuNi, Silber, Kupfer und Alu-Bronze) nachgeprägt und sind so auf jedem Polenmarkt billig zu haben.

Als Kleingeld liefen auch Gutscheine der Postabteilung um. 1943 sprangen 5-, 10- und 20-Markstücke mit einem großen, gefüllten Davidstern und dem Wort „Getto“ vom Stempel. Das für diese Prägungen verwendete Magnesium und oft auch Aluminium wurde aus abgeschossenen US-Flugzeugen gewonnen. Die Auflagen: 5 Mark 800.000, 10 Mark nur 100.000.

20-Markstücke wurden angeblich nur ca. 600 geprägt. Aber nach dem Krieg sollen in einem Keller mehrere Säcke voll 20-Markstücke entdeckt worden

3 G. Franquinet, P. Hammer, H. Schoenawa und L. Schoenawa, Litzmannstadt ... ein Kapitel deutscher Geldgeschichte, Crailsheim 1989

sein. Offenbar sollten sie verheizt werden. Heute sind die meisten angebotenen 20-Markstücke Fälschungen für Sammler.

Durch das Ghetto fuhr die offizielle Straßenbahn. So konnten ungezählte „Arier“, auch der Verfasser, gewissermaßen eine Fahrt durch die Hölle machen. Man ahnte, dass der Regierungspräsident Friedrich Uebelhoer gesagt hatte: „Die Erstellung des Ghettos ist selbstverständlich nur eine Übergangsmaßnahme. Endziel muß jedenfalls sein, daß wir diese Pestbeule restlos ausbrennen.“ Nur 870 Juden überlebten das Ghetto Lodz. Heute nimmt sich das Städtische Museum Lodz unter Prof. Budziarek auch der Erforschung jener Prägungen an. Im Keller des Muzeum Historii Miasta Lodzi befindet sich eine Ausstellung über das Ghetto Lodz. Hier sieht man auch Probprägungen und verprägte Stücke der Ghettomünzen. Die Stätte der Münzprägung, Hanseatische Straße 78, ist noch bekannt.

In *Theresienstadt*, einer alten, österreichischen Festung von sternförmigem Umriss, in der nach dem 24.11.1941 100.000 Juden zusammengepfercht wurden, wurden 1943 sechs verschiedene Geldscheine von 1 bis 10 Kronen ausgegeben, die Mose mit den Zehn Geboten zeigen. Der Entwurf eines jüdischen Künstlers war zunächst von der SS als zu attraktiv zurückgewiesen worden. Die Nase des Mose musste so „jüdischer“ gestaltet werden. Dann wurden besagte Kronenscheine im Nominalwert von 14 Millionen Protektoratkronen ausgegeben. Diese Scheine bekamen ankommende Juden als Quittung für Reichsmark, die ihnen abgenommen worden war. Eine RM galt 10 Theresienstadt-Kronen. Für jedes ankommende Paket musste man mindestens 50 Theresienstadt-Kronen Zustellgebühr bezahlen.

Zulassungsmarken für Pakete waren bei der Gestapo in Theresienstadt zu kaufen. Eine Tasse Ersatzkaffee kostete 2 Theresienstadt-Kronen. Das Eintrittsgeld für von Gefangenen durchgeführte, oft brillante Theatervorstellungen betrug 10 Theresienstadt-Kronen. Die Kautions, die die eifrigen Benutzer der Lagerbücherei hinterlegen mussten, betrug 50 Ghetto-Kronen.⁴ Das Ghetto geld gehörte vor allem zu dem theaterhaften äußeren Rahmen des Lagers, das als einziges manchmal internationalen Kommissionen zugänglich gemacht wurde – nach dem Motto: „Der Führer schenkt den Juden eine Stadt.“ Den offiziellen Besuchern wurden solche Banknoten mit der Faksimileunterschrift des „Ältesten der Juden“, Jakob Edelstein, zur Erinnerung überreicht. Der jüdische Witz meinte, die Scheine seien „edelsteingedeckt“ –

4 Käthe Starke, *Der Führer schenkt den Juden eine Stadt*, Berlin 1975, S. 104

wegen der eingedruckten Unterschrift. Das Ghetto­geld war im Wesentlichen eine Spielerei des Kommandanten. Es verschaffte immerhin einigen ehemaligen Bankern in der für den Notenumlauf gegründeten Bank einen relativ ordentlichen Job auf Zeit. Der hin und wieder aufgestrichenen Propaganda-Tünche ungeachtet, gingen auch von Theresienstadt regelmäßig Transporte ins Vernichtungslager Auschwitz. Nach dem Krieg fanden die Tschechen in Theresienstadt große Mengen von Druckbögen der Geldscheine, die dann bis 1952 verkauft wurden. So sind diese Holocaust-Geldzeichen genügend und in durchweg vorzüglichem Zustand vorhanden.

Vornehmlich Juden benutzten in der Spätzeit des Großdeutschen Reiches die „Wertmarken“ des weithin in Felsen geschlagenen „*Arbeitslagers Mittelbau*“ bei Nordhausen. Es gibt Mittelbau-Wertmarken von 0,001 RM bis 10 RM. Sogar eine Reichsmark-Deckung für diese Wertmarken war bei der „Zentralverwaltung der SS-Kantinen im Standortbereich Mittelbau“ hinterlegt. Eine Warnung vor Fälschung fehlte nicht. Die erschöpfende Arbeit im Mittelbau-Bereich geschah wegen der alliierten Luftherrschaft unterirdisch. Gefangene, die besonders gut arbeiteten, bekamen derartige Marken, für die sie sich zusätzliche Verpflegung kaufen konnten, die aber doch nie ausreichte.

Aus dem KZ *Dachau* sind Prämienscheine überkommen.

Aus *Auschwitz* sind mit einem Waffen-SS-Stempel versehene „Prämienscheine“ bekannt. In *Auschwitz* gab es nicht nur sofortige Vergasung, sondern auch etwa zwei Monate dauernde „Vernichtung durch Arbeit“. In diesen Zusammenhang gehören die Prämienscheine.

Auch in *Bielsk* wurde „Judengeld“ ausgegeben. Im Durchgangslager *Westerbork/Niederlande* mussten alle neu eingelieferten Juden ihre Guldenscheine in Lagergeld zu 2, 10, 25, 50 und 100 Cent umwechseln. Manchmal konnten sie durch Einkauf mit solchem Lagergeld ihre erbärmlichen Rationen etwas aufbessern. Auch im niederländischen *Herzogenbusch (Vught)* gab es Lagergeld, neben das bald Prämienscheine traten. Ähnlich wurde für das Polizei-Durchgangslager *Amersfoort* „Häftlings-Kantinegeld“ gedruckt. In *Cremona* in Norditalien wurden für die Juden im dortigen Lager sieben verschiedene Scheine von ½ bis 50 Lire mit dem Davidstern gedruckt. Auch aus dem Polizei-Durchgangslager *Bozen/Südtirol* ist auf Lire lautendes Lagergeld bekannt, das auch von Juden benutzt wurde. Die Geldzeichen des Holocaust⁵ erinnern an Millionen Juden, die wegen Hitlers antijüdischer Wahnvorstellungen sterben mussten.

5 Zvi Stahl, *Jewish Ghettos' and Concentration Camps' money 1933-1945*, London 1990

Bedeutende jüdische Persönlichkeiten aus Niedersachsen in Wissenschaft und Praxis

Das Historische Museum Hannover bewahrt ein Gemälde eines unbekanntenen Künstlers, das den Hannoverschen Mathematiker, Astronomen und Geophysiker *Raphael Levi* (1685-1779) zeigt. Die Hände des 75-jährigen liegen auf dem Globus, der Zeigefinger der linken Hand deutet auf Hannover. Auf dem Tisch liegt Levis Buch „Neue Compendiöse Allgemeine Cours- und Wechsel-Tafeln, bestehend aus 26 kleinen Tafeln, vermittelt welchen der Unterschied zwischen allerley Münzarten sowohl der ein- als ausländischen durch ganz Europa bloß durch eine kleine Addition oder Substraction, ohne alle übrigen Rechnungen in Procenten und auch stückweise kann bestimmt werden“, Hannover 1760. Dieses Werk war zur Durchdringung des altdeutschen Münzwirrwars wichtig. Beachtlich an dem Gemälde ist auch, dass Levi hier nicht in der traditionellen Judentracht, sondern als Hannoverscher Bürger mit Rock und Perücke dargestellt ist. Levi hat auch 1747 und 1748 logarithmische Tafeln und hebräische Kalendertafeln zur Berechnung der jüdischen Feiertage veröffentlicht. Levi, in jungen Jahren Leibniz' Sekretär, stand neben Hofrat Eccard, Leibniz' Nachfolger als Historiograph des Welfenhauses, an Leibniz' offenem Grab in der Neustädter St. Johanniskirche und beging später alljährlich den Sterbetag des Meisters nach jüdischem Ritus¹. Levi fand eine rechnerische Methode zur Bestimmung des Schiffsstandortes nach dem Längengrad, was das Interesse König Georgs II. erregte. Levi stand im Alter mit Moses Mendelssohn in Verbindung und bemühte sich so, den Juden einen Weg in eine gleichberechtigte Zukunft zu bahnen. Levis Grabschrift lautet: „Fromm, rechtlich und hochangesehen hat er die Bahnen des Himmels beleuchtet und ist auf dem Gefährt des Wissens zum Himmel emporgestiegen; seine Weisheit und Einsicht ist dem ganzen Volke bekannt und vor Fürsten und Könige durfte er hintreten, der hervorragende Geistesfürst.“ 1781 schrieb Johann Heinrich Voß in einem Spottgedicht ...

1 Nicolai Heutger, *Niedersächsische Juden*, Hildesheim 1978, S. 37

„zuletzt erscheint der Mann, der seines Lehrers Sarg
Einsam um Mitternacht begleitet
(Ein alter Jude wars!) und leitet
Ihn zu der öden Gruft, die dich, o Leibniz, barg.“

Ein Leibnizporträt, das einst der große Forscher seinem Sekretär geschenkt hatte, ist im Besitz der Universität Göttingen erhaltengeblieben.

Der 1793 in Peine geborene *Julius Mühling*² war erst Bergfaktor, kam dann aber wegen seiner schönen Tenorstimme 1819 an die Hofbühne Braunschweig. 1830 bis 1837 leitete er die Theater Aachen und Köln. 1837 bis 1847 stand er dem Hamburger Stadttheater vor, wobei ihm seine geschäftliche Geschicklichkeit zugutekam. Als erster sorgte er für eine geregelte Bezahlung auch der Bühnendichter. 1848 übernahm er die Leitung des Stadttheaters Frankfurt am Main. Ab 1853 lebte er als Privatier in Berlin. Zur Goldenen Hochzeit erhielt der Jude aus Niedersachsen den preußischen Kronenorden. Mühling starb 1874 in Berlin.

Der als Kind getaufte Jurist *Johann Hermann Detmold* (1807-1856) aus Hannover war Burschenschaftler in Göttingen und Heidelberg. Der begabte Zeichner suchte mit sozialem Lächeln die Gesellschaft von Künstlern. 1834 geißelte er, angeregt durch die Hannoversche Gemäldeausstellung, die landläufige Art der Beurteilung von Kunstwerken in seinem satirischen Büchlein „Anleitung zur Kunstkennerschaft“. 1835 und 1836 gab er die „Hannoverschen Kunstblätter“ heraus. 1844 ließ der Freund Heinrich Heines die lustigen „Randzeichnungen“ erscheinen. In der Deutschen Nationalversammlung wurde er nach der Ablehnung der deutschen Kaiserkrone durch König Friedrich-Wilhelm IV. von Preußen und dem Rücktritt Gagerns im „neuen Ministerium“ Justizminister und später Minister des Inneren. 1848 erschienen in Frankfurt/Main mit Lithographien von Adolf Schrödter „Die Thaten und Meinungen des Herrn Piepmeyer Abgeordneten zur konstituierenden Nationalversammlung zu Frankfurt“, die die popularitätshaschende Art vieler Politiker aufs Korn nahm. Der Welfe kämpfte mit Witz und Spott für Hannover, gegen Preußen. Seine Gegenfiguren waren der Philister, der Kunstbanause und der Reichsschwärmer. Nach Aufhebung der Nationalversammlung blieb Detmold in Frankfurt, zunächst als hannoverscher Bevollmächtigter, dann als Gesandter beim Bundestag, bis er 1851 abgelöst wurde.

2 ADB 52, 491-493

Harry Breßlau, 1848 in Dannenberg geboren und 1926 in Heidelberg gestorben, gehörte seit 1888 zu den Herausgebern der *Monumenta Germaniae Historica*. Aus diesem wissenschaftlichen Großunternehmen erwuchs sein „Handbuch der Urkundenlehre für Deutschland und Italien“, 2 Bände, 3. Auflage 1958. Breßlau nahm hervorragenden Anteil an der „Historischen Kommission für Geschichte der Juden in Deutschland“. Er wandte sich gegen die antisemitischen Ausfälle des kleindeutschen Historikers Heinrich von Treitschke, der überall behauptete: „Die Juden sind unser Unglück“³. Breßlaus Tochter heiratete Albert Schweitzer.

Seit 1815 war ein Zweig der Familie *Rothschild* in Städtoldendorf erfolgreich tätig. 1869 eröffnete sie die schnell expandierende mechanische Weberei A. Rothschild, die in den internationalen Export einstieg. 1914 gehörte diese Weberei mit fast 1000 Mitarbeitern zu den führenden Unternehmen der norddeutschen Textilindustrie. Die jüdische Fabrikantenfamilie war so Hauptarbeitgeber der Stadt und spendete für ein Krankenhaus und einen Kindergarten. Sie finanzierte auch die jüdische Gemeindefarbeit weitgehend.

Moritz Ehrenberg (1809-1884) wirkte bis 1879 in Braunschweig als Musiklehrer. 1877 schenkte er der Herzog-August-Bibliothek Wolfenbüttel ca. 500 Bände mit Partituren zu Werken von Komponisten des 18. und 19. Jahrhunderts z.B. von Bach, Beethoven und Mozart., die fein gebunden sind.⁴

Otto Ehrenberg, geboren 1849 in Wolfenbüttel, gestorben 1928 in Kassel, Vetter von Franz Rosenzweig, war zunächst im Bankhaus Warburg und Co. in Hamburg tätig. Ab 1902 lebte er aber als Privatmann in Kassel, wo er im Wohlfahrtswesen und im Vorstand des Museumsvereins aktiv war. Er wirkte auch als Schriftführer des Kunstvereins.⁵ *Richard Ehrenberg*, geboren 1857 in Wolfenbüttel, gestorben 1921 in Rostock, war nach Studium der Nationalökonomie und Geschichte 1888 bis 1897 Sekretär der Handelskammer Altona. 1897 wurde er Professor in Göttingen. 1899 wurde er nach Rostock berufen, wo er das Institut für exakte Wirtschaftsforschung gründete.⁶ *Victor Ehrenberg*, geboren 1851 in Wolfenbüttel, gestorben 1929 in Göttingen, Bruder von Richard Ehrenberg, konnte sich 1877 in Göttingen für Jura habi-

3 Harry Breßlau, Zur Judenfrage, Sendschreiben an Herrn Prof. Dr. Heinrich von Treitschke, 2. Aufl., Berlin 1880

4 Georg Ruppelt und Sabine Solf, Lexikon zur Geschichte und Gegenwart der Herzog-August-Bibliothek Wolfenbüttel, Wiesbaden 1992, S. 48

5 Joseph Walk, Kurzbiographien zur Geschichte der Juden 1918-1945, 1988, S. 74

6 S. Wininger, Große jüdische Nationalbiographie II, S. 102

litieren. 1882 wurde er Professor in Rostock. 1888 kam er zurück nach Göttingen, wo er besonders Handels- und Versicherungsrecht lehrte.⁷

Isaac Herzberg, geboren 1857 in Aurich, war ab 1875 Lehrer und Prediger in Lingen, Meppen und Diepholz. Er wurde dann Redakteur des „Israelitischen Boten“ in Bonn und, 1886, Redakteur des „Tageblatts“ in Hohensalza, Provinz Posen. Ab 1890 wirkte er als Religionslehrer in Bromberg. Er verfasste Lehrbücher, popularhistorische Darstellungen und geschichtliche Erzählungen.⁸

Adolf Abraham, geboren 1857 in Nienburg, gestorben 1925 in Berlin, war Regierungs- und Baurat in der Eisenbahnabteilung des Ministeriums der öffentlichen Arbeiten und in der Wasserbauverwaltung, zuletzt in Berlin. Ihm sind bedeutende technische Erfindungen zu verdanken.⁹

Die spätere Frauenrechtlerin *Anita Augspurg* wurde am 22.9.1857 in Verden an der Aller als Tochter eines Obergerichtsadvokaten geboren. 1879 bestand sie in Berlin die Staatsprüfung für das Lehramt an Höheren Mädchenschulen. Nebenher hatte sie Schauspielunterricht genommen. Ihre Bühnenengagements führten sie u.a. nach Meiningen und Riga. Nach dem Tod ihrer Mutter, 1884, und dem Versiegen von Zuschüssen gründete sie mit Sophie Goudstikker in München (und Augsburg) ein Fotoatelier, das bald florierte. Jede freie Minute aber widmete sie dem Verein „Frauenbildungsreform“ und kämpfte so für die Zulassung von Mädchen an Gymnasien und Universitäten. 1893 begann sie in Zürich an der bereits für Frauen zugänglichen Universität ein juristisches Studium, das sie 1898 mit dem Dr. jur. abschloss. In Berlin kämpfte sie für die Gleichberechtigung der Frau, besonders seit 1902 im „Deutschen Verein für Frauenstimmrecht“. 1915 gründete sie die „Internationale Frauenlegion für Frieden und Freiheit“, die gegen den Chauvinismus anging. Anita Augspurg ging es um grenzüberschreitende Zusammenarbeit von Frauen aller Nationen. Sie unterstützte die Münchener Räterepublik und wandte sich gegen Hitlers Aufstieg in München, das schnell zur „Hauptstadt der Bewegung“ wurde. 1933 wurde sie mit ihrer Mitstreiterin und Lebensgefährtin Lida Gustava Heymann auf einer Auslandsreise von Hitlers

7 Wininger, a.a.O., II, S. 102

8 Wininger, a.a.O., III, S. 79

9 Walk, a.a.O., S. 3

Machterschleichung überrascht. Eine Heimkehr war unmöglich. So ließen sich die beiden in Zürich nieder, wo beide 1943 starben.¹⁰

Der spätere Chemiker *Isidor Traube* ist 1860 in Hildesheim geboren. Er wurde 1891 Dozent in Berlin und wirkte von 1901 bis 1934 an der Technischen Hochschule Charlottenburg. 1934 floh er nach England, wo er noch Bedeutendes in der Krebsforschung leistete. Er starb 1943 in Edinburgh/Schottland.¹¹

Der 1892 in Hannover geborene, spätere Biochemiker *Julius Hirsch*, ein Urenkel von S. R. Hirsch, war 1929 bis 1933 Professor in Berlin. 1933 wurde er entlassen und ging in die Türkei. 1949 bis 1954 war er Leiter eines Forschungslaboratoriums in Basel.¹²

Eduard Berend, geboren 1883 in Hannover, gestorben 1972 in Ludwigsburg, studierte Literaturwissenschaften. 1909 veröffentlichte er „Jean Pauls Ästhetik“ und 1913 „Jean Pauls Persönlichkeit“. 1922-1925 gab er die vollständige Ausgabe der Jean Paul-Briefe heraus. 1927 wurde Berend im Auftrag der Preußischen Akademie der Wissenschaften Leiter der Gesamtausgabe der Werke Jean Pauls. Er wurde durch den Professortitel geehrt. Erst im November 1938 verlor er seinen Arbeitsplatz und kam ins KZ Sachsenhausen. 1939 floh er in die Schweiz. Nach dem Zweiten Weltkrieg ging er nach Deutschland zurück.¹³

Fritz Berend, Bruder von Eduard Berend, geboren 1889 in Hannover, gestorben 1955 in London, wurde 1914 Dirigent in Freiburg im Breisgau und 1920 in Kaiserslautern. 1924 wurde er nach Hagen berufen. 1926-1933 war er Theaterdirektor in Münster. Ab 1933 wirkte er beim jüdischen Künstlertheater Berlin mit. 1937 wanderte er nach Italien aus. 1939 kam er in die USA, wo er besonders als Musikschriftsteller und Komponist tätig war.¹⁴

Ester Rabin wurde am 25.9.1889 in Papenburg geboren. Ihr Vater betrieb ein Textilwarengeschäft, zog aber bereits 1897 mit ihr nach Breslau. In ihren „Schattenbildern“ von 1974, also in ihren Kindheits- und Jugenderinnerun-

10 Jutta Dick, Marina Sassenberg, *Jüdische Frauen im 19. Und 20. Jahrhundert*, Lexikon, Reinbek bei Hamburg, 1993, S. 39 f. mit gutem Literaturverzeichnis

11 Walk, a.a.O., S. 367

12 Walk, a.a.O., S. 154

13 W. Tetzlaff, *2000 Kurzbiographien bedeutender deutscher Juden des 20. Jahrhunderts*, Lindhorst 1982, S. 24

14 Walk, a.a.O., S. 26

gen, zeichnet sie ein warmherziges Bild ihrer Geburtsstadt, in der die Juden die „allerbesten Beziehungen“ zu ihren christlichen Nachbarn hatten.¹⁵ Liebevoll beschreibt Ester Rabin die hölzerne Sukkah ihrer Familie. Die Nachbarn sandten Blumen zum Laubhüttenfest. Familie Rabin revanchierte sich zu Pessach mit Mazzot. Die Papenburger Juden, durchweg Viehhändler, beachteten die Vorschriften der Torah streng, wenn ihnen auch sonst die Schätze der jüdischen Überlieferung nicht zugänglich waren. 1913 promovierte sie als eine der ersten Frauen.

Der Hannoversche Jude *Henry Seligmann* (gest. 1933) hatte sich vom Geldwechsler und Lottereeinnahmer zu einem ausgezeichneten Münzkennner entwickelt. Seine Münzenhandlung (Georgstraße 20) florierte. Seligmann wirkte auch als beeidigter und öffentlich bestellter Sachverständiger für Münzen und Medaillen. 1927 ff. gab er die Münzenzeitschrift „Sammlerfreude“ heraus. Auch sein periodischer „Hannoverscher Münzverkehr“ stand im Dienst populärer Numismatik. 1927 vertrieb er die von ihm initiierte Karl Goetz-Medaille zum 80. Geburtstag des Reichspräsidenten Paul von Hindenburg mit solchem Erfolg, dass diese eindrucksvolle Medaille heute noch die preisgünstigste Goetz-Medaille darstellt. Henry Seligmann versteigerte 1930/31 das Münzkabinett des Provinzialmuseums und die Sammlung des Grafen zu Inn- und Knyphausen.

Der Hannoversche Rabbinersohn *Sammy Gronemann* (geb. 1875 in Strassburg/Westpreußen) war Talmudstudent in Frankfurt, Halberstadt und Berlin und studierte zugleich Jura. Seit 1901 war er Delegierter auf zionistischen Kongressen. Ab 1906 war er Anwalt in Berlin und Syndikus des Verbandes deutscher Schriftsteller. Als Jiddisch-Dolmetscher im Armeestab in Kowno und Bialystock lernte er im Ersten Weltkrieg das Ostjudentum kennen und lieben. Davon zeugt sein Buch „Hawdoloh und Zapfenstreich, Erinnerungen aus der ostjüdischen Etappe“, 1925. Als politischer Zionist dachte Gronemann an die Förderung der zionistischen Ziele durch die Ostjuden, die dann ja auch eintrat. Er lobte Erich Ludendorff, der damals noch nicht unter dem Einfluss seiner fanatisch antijüdischen Frau stand und sich um die Juden kümmerte, z.B. durch eine Ludendorff-Küche, die mehrere tausend Juden vor dem Verhungern bewahrte. Ludendorff war nach Gronemann damals noch voll Anerkennung für das, was die jüdische Kultur der Welt gegeben

15 Uwe Eissing, Die jüdische Gemeinde Papenburg-Aschendorf im Spiegel der Zeit, Papenburg 1987, besonders S. 4, 62 ff. und 66 f.

hat. 1927 veröffentlichte Gronemann sein Buch „Schalet, Beiträge zur Philosophie des Wenn schon“, das in heiterer Form tiefernste Themen und Begebenheiten des jüdischen Lebens behandelt, betrachtet durch die Brille der praktischen Philosophie des „Wenn schon“. Das seltsame Buch ist kein Novellenbuch und keine Kulturgeschichte, keine Witzsammlung und keine Anekdotensammlung, kein philosophisches und kein politisches Werk – es ist dieses alles zusammen.¹⁶ Nach der Machtergreifung Hitlers ging Gronemann zunächst nach Frankreich und 1936 nach Palästina, wo er erfolgreich für das Kabarett, das Theater „Matate“ und für das Nationaltheater „Habimah“ tätig wurde. Und doch machte ihm als „Jekken“, als typisch deutschem Juden, manch ein schon alteingesessener Jude Schwierigkeiten. Das verraten seine in Ivrit verfassten „Erinnerungen eines Jekken“, 1945-1947. 1952 ist Sammy Gronemann in Tel Aviv verstorben.¹⁷

Der israelische Richter *Jitzchak Raveh*, besonders im Eichmann-Prozeß hervorgetreten, stammt aus Aurich.

Der 1922 in Hildesheim geborene *Guy Stern* musste sein Vaterland als 15-jähriger verlassen. In den USA machte er sich um die dortige Germanistik und um den kulturellen Austausch zwischen den Vereinigten Staaten und der Bundesrepublik Deutschland verdient. 1988 hielt er in Hildesheim eine Ansprache zum 50. Jahrestag der Reichsmordnacht. 1989 wurde er mit der Goethe-Medaille des Goethe-Instituts ausgezeichnet.

Harald Berkowitz (1896-1952)¹⁸ war in Hannover ein Armenarzt im wahrsten Sinne des Wortes. Schon 1933 entzog ihm das NS-Regime die Kassenzulassung. Er emigrierte nach England und zog dann weiter nach Indien. In Kaschmir kämpfte er besonders gegen die hier grassierenden Augenkrankheiten. In einem einzigen Jahr bewahrte er durch Operation 1600 Menschen vor der drohenden Blindheit.

Walter Solmitz ist 1905 in Braunschweig geboren. 1927 ff. war er Assistent an der Warburg-Bibliothek in Hamburg. 1933 bis 1935 unterrichtete der Kulturwissenschaftler am Franz Rosenzweig-Lehrhaus in Hamburg. Nach der Reichspogromnacht schleppten ihn die Nazis nach Dachau. 1939 konnte er nach England auswandern. Ab 1940 lebte er in den USA. Seine philoso-

16 Neudruck Leipzig, Reclam, 1998

17 Walk, a.a.O., S. 126

18 Waldemar R. Röhrbein, Jüdische Persönlichkeiten in Hannovers Geschichte, Hannover 1998, S. 30

phischen Veröffentlichungen galten besonders Ernst Cassirer. Solmitz starb 1962 als Professor in Brunswick/USA.¹⁹

Der 1903 in Hannover geborene Komponist *Berthold Goldschmidt* erlebte²⁰ in den Zwanziger Jahren frühe Erfolge als Komponist von Orchester- und Kammermusikwerken. Als Assistent Erich Kleibers und Berater Carl Eberts in Berlin schaute er zuversichtlich in seine künstlerische Zukunft. 1927 bis 1929 war er dann Dirigent am Stadttheater Darmstadt. 1931 bis 1933 war er künstlerischer Berater der Städtischen Oper Berlin und Dirigent der Radio Oper Berlin. 1932 wurde Goldschmidts erste Oper „Der gewaltige Hahnrei“ uraufgeführt. Diese tragikomische Farce zeigte, dass Goldschmidt kompositorisch neue Wege gehen wollte. Aber dann senkte sich das Dunkel des Dritten Reiches auch über Goldschmidts Wirken: 62 Jahre lang wurde „Der gewaltige Hahnrei“ nicht mehr aufgeführt. Von 1933 bis 1938 konnte Goldschmidt nur noch im Rahmen des jüdischen Kulturbundes in Berlin wirken. Er floh dann nach England, wo er zunächst als Nazi-Spitzel verdächtigt wurde. Um ein Haar entging er 1939 der Internierung: Er konnte nämlich eine deutsche amtliche Mitteilung vorlegen, dass seine Werke nicht mehr aufgeführt werden durften. Das bewahrte ihn vor dem Lager für feindliche Ausländer. Er schrieb trotz allem weiter Hörspielmusiken und dirigierte bald englische Orchester. Eine Oper „Beatrice Cenci“ entstand, konnte aber nicht aufgeführt werden. Goldschmidt meinte 1996 in seiner Geburtsstadt Hannover: „Ich habe mich über Wasser gehalten, nicht ganz über Wasser, aber der Kopf war gerade noch draußen.“ Unter den bedrückenden Umständen entstand fast ein Vierteljahrhundert lang kein neues Werk. Erst in den Achtziger Jahren konnte er unter bewusster Anknüpfung an frühere Kompositionen ein schmales, aber hochwertiges Spätwerk zustandebringen. Jetzt endlich häuften sich Einladungen der internationalen Musikwelt, was der uralte Meister „erfreulich und komisch“ fand. 1987 wurde ihm bei den Berliner Festwochen ein Komponistenporträt gewidmet, das ihm höchste Anerkennung brachte. Anfang 1996 erlebte der Dreiundneunzigjährige im Opernhaus Hannover eine glanzvolle Aufführung seiner „Beatrice Cenci“. Die mit größtem Applaus aufgenommene Wiederentdeckung kam gerade noch rechtzeitig: Im Herbst 1996 ist Berthold Goldschmidt an einem Herzleiden verstorben.

19 Walk, a.a.O., S. 347

20 Walk, a.a.O., S. 118

Heinz Liepmann (seit ca. 1940 Liepman), geboren am 27.8.1905 in Osnabrück, gestorben am 6.6.1966 in Agarone (Tessin) war der Sohn des 1917 für Deutschland gefallenen israelitischen Kaufmanns Salomon Liepmann. Heinz litt unter dem Kriegstod seines Vaters und dem Ableben seiner Mutter im Kriegsjahr 1918. 1922 f. veröffentlichte er in der Frankfurter Allgemeinen Zeitung Beiträge. 1924/25 war er Regie- und Dramaturgie-Assistent an den Städtischen Bühnen in Frankfurt. Seit 1926 wirkte er an den Hamburger Kammerspielen als Dramaturg. Stark autobiographisch geprägt sind seine „Nächte eines alten Kindes“, 1929. Sein Roman „Die Hilflosen“, 1930, spielt teils in Rußland, teils in Deutschland (englisch unter dem Titel „Wanderers in the mist“, 1931. Die von Liepmann intensiv miterlebte Inflation bestimmte seinen Roman „Der Frieden brach aus“, 1930. Der Sozialist Liepmann arbeitete auch intensiv an der „Weltbühne“ mit. Anfang April 1933 wandte sich der jüdische Niedersachse mutig gegen antijüdische Maßnahmen des Stadttheaters Altona und entfesselte so ein publizistisches Kesseltreiben gegen ihn. Am 26.4.1933 erschienen seine Werke auf der ersten Verbotsliste der Nazis. Liepmann tauchte unter, wurde aber im Juni 1933 verhaftet und ins Hamburger KZ Wittmoor geschleppt. Er konnte aber nach Paris entkommen. Hier schrieb er unter Nutzung seiner Erfahrungen den Tatsachenroman „Das Vaterland“, 1933, der 1934 englisch unter den besser passenden Titel „Murder – made in Germany“ erschien. Im Februar 1934 wurde er in Amsterdam wegen eines auf den Reichsgreis Hindenburg und den Osthilfeskandal bezogenen Satzes in diesem Roman angeklagt. Es ging hier um „Beleidigung des Staatsoberhauptes einer befreundeten Macht“. Liepmann wurde zu einem Monat Haft verurteilt und nach dem Absitzen nach Belgien abgeschoben. Er kehrte nach Paris zurück und schloss seinen Roman ab „... wird mit dem Tode bestraft“, 1935, englisch „Fires underground“, 1936. Dieser Roman zeigt ein eindrucksvolles Bild eines deutschen Widerstandes, wobei allerdings Wunschträume mitschwingen. 1937 ging Liepmann nach New York. In diesem Jahr erschien seine Warnung vor der rasanten deutschen Aufrüstung, auch mit chemischen Waffen und Giftgas, unter dem Titel „Death in the skies“ (für England) bzw. „Poison in the air“ (für die USA). Als Mitarbeiter der New Yorker Zeitschrift „Time“ (seit 1943) kehrte Liepmann 1947 nach Hamburg zurück. 1958 wurde er Mitarbeiter der „Welt“. 1959 erschien sein gut recherchiertes Buch „Rasputin, Heiliger oder Teufel?“. 1961 ging er aus Protest gegen die politische Situation in der restaurativen Bundesrepublik in eine „Zweite Emigration“, in die Schweiz. Er wurde Korrespondent der „Welt“ in Zürich und arbeitete für westdeutsche Rund-

funkanstalten. Sein Sammelband (1961) „Ein deutscher Jude denkt über Deutschland nach“ ist von enttäuschter Hoffnung und ungebrochenem moralischen Mut erfüllt.²¹ 1964 bat Axel Eggebrecht, Mitbegründer des Nordwestdeutschen Rundfunks, des späteren NDR, den Juden aus Osnabrück, am Frankfurter Auschwitzprozess teilzunehmen und seine Eindrücke in Form eines Prozess-Tagebuchs im NDR vorzustellen. Diese Berichte sind auf Tonband erhalten. Liepmann war erschüttert, dass die Angeklagten frei herum liefen, weil ihnen Mord und Beihilfe zum Mord noch nicht nachgewiesen waren. Aus den Schilderungen aus dem Gerichtssaal sprechen sein Entsetzen und sein Abscheu über das freche Auftreten der Täter und das Verhalten ihrer Rechtsanwälte, die alle Schuld auf Hitler, Himmler und Heydrich abzuwälzen suchten, sein Unverständnis für die Umständlichkeiten des Prozessablaufs, sein Grauen über die „monoton infernalische Mordmaschinerie“ und sein Mitgefühl bei den Aussagen der „Davongekommenen“. Abgesehen von der Rekonstruktion der monströsen Mordmaschinerie ging es dem Gericht um den Nachweis individueller Schuld im Sinne des Strafgesetzbuches. Am Schluss des Prozesstagebuchs sagte Liepmann über die Deutschen, die in Vernichtungslagern gewirkt haben: „Sie müssen gelöscht werden aus dem Gedächtnis der Menschen.“ Aufschlüsse über die Gedankenwelt des jüdischen Niedersachsen Liepmann bieten auch die spannend zu lesenden Lebenserinnerungen seiner Gattin (seit 1949) Ruth Liepman²².

Der 1910 in Oldenburg geborene *Manfred Bukofzer*, aus enorm musikbegabter Familie, wurde Professor in den USA und veröffentlichte Arbeiten zur Musik des Mittelalters. Er starb schon 1955 in Berkeley/Kalifornien.²³

Rosa Lieblich, geboren 1913 in Melle, floh 1934 nach Portugal, das bis 1938 noch deutsche Juden aufnahm. Unter dem portugiesischen Namen Ilse Losa wurde sie eine bekannte Schriftstellerin. Ihre Bücher enthalten viele Erinnerungen an die verlorene niedersächsische Heimat.

In Hannover wuchs *Helmut Ostermann* (geb. 1923 in Beckum) auf. Als Neunjähriger gehörte er 1932 zur zionistischen Jugendgruppe Hannover und machte am Wochenende Ausflüge in Uniform mit Wimpel. Als Schüler des damals katholischen Kaiserin Auguste Viktoria-Gymnasiums in Hannover-Linden (heute Helene Lange-Schule) bekam er keinen direkten Antisemitis-

21 Neue Deutsche Biographie, 14. Bd., Berlin 1985, S. 533 f.

22 Ruth Liepman, „Vielleicht ist Glück nicht nur Zufall“. Erinnerungen, München 1995

23 Meyers Großes Personenlexikon, Mannheim/Zürich 1968, S. 198

mus zu spüren. Als im März 1933 seinem Vater, der im Ersten Weltkrieg begeistert für sein deutsches Vaterland gekämpft hatte, ein junger Anwalt sagte: „Leute wie Sie brauchen wir nicht mehr im Neuen Deutschland“ wanderte die Familie in das Land der Heiligkeit aus. So konnte er im Land der Urväter seine Schulbildung vollenden. Ostermann arbeitete dann als kleiner Angestellter in einem Anwaltsbüro. Nachts machte er bei der „Irgun“ mit, einer zionistischen Untergrundgruppe.²⁴ In einer Kommandoeinheit wurde er im Kampf gegen Ägypten schwerverwundet. Ab 1950 kämpfte er gegen die offizielle israelische Politik für Verständigung mit den Palästinensern und für einen israelisch-arabischen Staatenbund. Ein eigenes, dem deutschen „Spiegel“ nachgebildetes Blatt machte die Regierung 1965 mundtot. Er zog sogar in das Parlament ein (1965-1973; 1979-1981). Anfang der Achtziger Jahre interviewte *Uri Avneri* als erster den Palästinenserführer Arafat. Die israelische Justiz suchte ihm daraufhin ein Hochverratsverfahren anzuhängen. Als der Staat Israel 1988 ff. durch die Intifada herausgefordert wurde und mehrere hundert Palästinenser im Südlibanon gewissermaßen aussetzte, gründete der Jude aus Niedersachsen die Gruppe „Gush Shalom“. Im Juni 1995 wurde Uri Avneri von der Stadt Osnabrück mit dem Erich Maria Remarque-Friedenspreis ausgezeichnet. Die mit 25.000,- DM dotierte Auszeichnung wird alle zwei Jahre für belletristische, journalistische oder wissenschaftliche Arbeiten vergeben, die sich mit den Themen innerer und äußerer Frieden beschäftigen. 1996 bezeichnete er sich bei einem Besuch in Hannover als einen „pathologischen Optimisten“. 1997 erhielt er für seinen Einsatz für den Frieden in Nahost den Aachener Friedenspreis. Am 8. Juli 1997 bezeichnete er im Namen seiner Gush Shalom-Freunde in einem Brief an alle in Israel akkreditierten Botschafter die israelische Siedlungspolitik, besonders das Har-Homa-Projekt, als einen der Hauptfaktoren, die den Friedensprozess in der Region blockieren.²⁵ 1998 staunte er in der Brandestrasse in Hannover-Waldhausen: „Auf unserem alten Grundstück steht sogar noch der Schuppen, den wir 1930 gebaut haben.“ Im Februar 1998 erhielt der publizistische Friedenskämpfer im Rittersaal des Iburger Schlosses den mit 15.000,- DM dotierten „Preis des Landes Niedersachsen für Wissenschaft und Kultur“ für sein jahrzehntelanges Mühen um ein friedliches Miteinander der Völker im Nahen Osten. Die Laudatio hielt der langjährige Hildesheimer Museumsdirektor Prof. Dr. Arne Eggebrecht. Er betonte, Avneris Lebens-

24 Uri Avneri, *Israel ohne Zionisten. Plädoyer für eine neue Staatsidee*, Gütersloh 1969

25 Adam Keller ed., *The Other Israel*, Nr. 79/80, 1997, S. 7

werk mit dem „Lösungsentwurf aus der Geschichte“ sei die unermüdliche Vorbereitung des Friedens im Vorderen Orient. Bei einem Besuch in Hannover 1998 fand Avneri auf dem Mahnmal neben dem Opernhaus die Namen seiner ermordeten Verwandten. Der heutigen niedersächsischen Jugend, die dem zunächst rauschhaften und dann mörderischen NS-Phänomen mit ungläubigem Staunen gegenübersteht, riet er: „Nehmt einen Kassettenrekorder und fragt die älteren Leute aus, solange das noch geht.“

Gerhard L. Weinberg, 1928 in Hannover geboren und im Alter von elf Jahren wegen seiner jüdischen Abstammung zur Emigration gezwungen, entwickelte sich in Chicago zu einem ausgezeichneten Kenner des NS-Regimes. Noch als Associate Professor veröffentlichte er im Auftrag des Instituts für Zeitgeschichte in München „Hitlers Zweites Buch. Ein Dokument aus dem Jahre 1928“, das lange als verschollen galt. In diesem Buch hatte Hitler vor allem seine außenpolitischen Grundsätze und Ziele niedergelegt, die er dann ja auch in Angriff nahm. Ab 1974 war Gerhard L. Weinberg Professor an der Universität von North Carolina bei Chaple Hill. Er publizierte eine zweibändige Darstellung der deutschen Aussenpolitik von 1933 bis 1938. Weinberg veröffentlichte u.a. ein magistrales, aus den Quellen gearbeitetes Werk über den Zweiten Weltkrieg: „Eine Welt in Waffen. Die globale Geschichte des Zweiten Weltkriegs“, 1995. Der große Forscher sieht den Zweiten Weltkrieg nicht, wie sonst meistens, von Europa aus, sondern wirklich global. Weinberg zeigt luzide, wie politische Entscheidungen die militärischen Operationen beeinflussten. Manches bleibt problematisch, so z.B. Weinbergs Überzeugung, dass nur die Hoffnung der Japaner auf das Dritte Reich diese veranlasst habe, 1941 im Pazifik anzugreifen. In Wirklichkeit waren keine Absprachen getroffen worden. Hitler war überrascht – und begeistert. Weinberg ist auch überzeugt, der amerikanische Präsident Franklin D. Roosevelt habe sich eigentlich nicht in den europäischen Krieg einschalten wollen. In Wirklichkeit war er entschlossen, das britische Brudervolk und die Demokratien überhaupt zu retten. Gern vergleicht Weinberg den Zweiten Weltkrieg mit dem Ersten Weltkrieg, aber im Hitlerkrieg übertraf das Ausmaß der Zerstörungen alles vorher Dagewesene. Der Jude aus Hannover behandelt auch die „Heimatfront“ und die waffentechnische Entwicklung, in der das NS-Reich immer stärker zurückblieb. Der „Kalte Krieg“, der erst 1990 ein plötzliches Ende fand, erscheint als unmittelbare Fortsetzung des Zweiten Weltkriegs. In Weinbergs seit 1979 erarbeitetem Standardwerk mit 1174 Seiten sind ungezählte Quellen aus amerikanischen, britischen und deutschen Archiven benutzt worden.

David Hes aus Papenburg studierte von 1916 bis 1919 am Lehrerseminar für Religions- und Volksschullehrer in Köln. Er studierte dann von 1920 bis 1928 in Hamburg, Berlin und Rom, wobei er sich das Studium selbst verdiente. Er lernte nebenher acht Sprachen. 1928 wurde Hes Rechnungsprüfer in Hamburg. Im November 1933 wanderte er mit seiner Frau Cilly nach Palästina aus. 1934 gehörte er zu den Begründern der religiösen Siedlung Kiryat Shmuel bei Haifa. Er wurde bald Mitglied des Stadtrates von Haifa. 1948 war es Hes, der die Proklamation des jüdischen Staates in Haifa verlas. Von 1948 bis 1949 leitete David Hes die Personalabteilung im Arbeits- und Bauministerium. Ab 1949 war er Abteilungsleiter am staatlichen Rechnungshof. Hes trat dafür ein, dass sich auch die orthodoxen Mädchen zur Armee meldeten. Eine Tochter von Hes war die erste Offizierin des jungen Staates. Als David Hes am 9. November 1969 in Jerusalem starb, gaben Tausende dem sozial denkenden Juden aus Niedersachsen das letzte Geleit.²⁶

Eva Basnitzki wurde 1933 in Jever geboren. Nach in Deutschland überstandem Dritten Reich folgten mehrere Arbeits- und Lernjahre in verschiedenen europäischen Ländern. 1955 wanderte sie nach Israel aus und lebte zunächst in einem Kibbuz. Dieses Gemeinschaftsleben tauschte sie 1959 gegen eine Dorfexistenz bei Jerusalem und gründete gleichzeitig eine Familie. Seit 1977 arbeitet sie als Journalistin in englischer und deutscher Sprache in Israel und im Ausland. Seit 1979 schreibt sie Gedichte, die auch schlecht und recht veröffentlicht werden. Zwei Beispiele²⁷:

Morgenandacht in Jerusalem

Schritte eilen durch Prophetengassen der Mauer zu. Tief im Tal rufen Kirchenglocken aus Nebelschwaden. Scharf kreuzen sich die Stimmen der Minarette im ersten Morgenlicht. Das Gebet steigt mit den Tauben in den frühen Tag. Jetzt schaut die Sonne über den Berg und der Olivenbaum erwacht.

Der 9. November

Gotteshäuser brennen, Flammen knistern im Heiligtum. Horden toben sich aus. Die Kinder Gottes sind allein in ihrer Angst. Wo ist Deine Hand? Nicht alle Gotteshäuser brennen, nicht alle Kinder kauern vor Entsetzen in der Nacht und rufen vergeblich nach ihrem Vater. Es ist still. Über dem toten Gotteswort steht nur ein weißer Rauch im fahlen Morgenlicht.

26 Uwe Eissing, *Die jüdische Gemeinde Papenburg-Aschendorf im Spiegel der Zeit*, Papenburg 1987, S. 206 f.

27 Eva Basnitzki, *Windfurchen*, Jerusalem 1986, S. 5 u. 15

„Hitlerjunge Salomon“

Ein Jude aus Niedersachsen verdient besondere Beachtung: Shlomo (*Salomon, Sally*) *Perel* wurde 1925 in Peine geboren. Sein Vater, ursprünglich Kaiserlich-russischer Hof-Klarinetist, besaß ein kleines Schuhgeschäft. Der Ewige war das Zentrum des Familienlebens. Sallys Entfernung aus seiner Schule war ein traumatisches Erlebnis. Im Jahre 1935 floh die Familie Perel nach Lodz. Für die vielen Volksdeutschen hier war das Flüchtlingskind ein junger Jude, für die Polen ein Deutscher. Der Vater sagte nach dem Kriegsausbruch 1939 zu Salomon und seinem älteren Bruder Isaak: „Wir sind schon zu alt um erneut wegzulaufen, aber ihr seid jung und müßt euch retten.“ Der Vater gab ihm den altbiblischen Priestersegen und sagte: „Sally, vergiß nicht, wer du bist.“ Und die Mutter sagte: „Sally, du sollst leben.“ Dieses Abschiedswort wurde fortan die Quelle seiner Lebensenergie.

Salomon schlug sich in östlicher Richtung bis Grodno durch, wo er in einem russischen Waisenhaus unterkam. Zwei verlorene Jahre folgten. Immerhin lernte er Russisch. Mit Postkarten erreichte er die Eltern im Ghetto Lodz. Als die Deutsche Wehrmacht aber im Sommer 1941 schlagartig Grodno einnahm, floh Sally in Richtung Minsk. Schließlich hieß es: „Hände hoch!“ Da hörte er in seinem Herzen die Stimme seiner Mutter: „Mutig sein!“ Die Angst verflog; der Lebenswille wurde zu einem Orkan. Salomo erklärte geistesgegenwärtig: „Ich bin Volksdeutscher. Ich heiße Josef Perjell.“ Diese Erklärung rettete ihm das Leben.

Der fließend deutsch sprechende „Volksdeutsche“ avancierte schnell zum Maskottchen der 1. Panzerjägerkompanie der 12. Panzerdivision, die ihn nach Strich und Faden verwöhnte. Bald wurde er als Dolmetscher eingesetzt. Und ein Offizier sorgte dafür, dass der kleine „Jupp“ aus den gefährlichen Weiten des Ostens herauskam. Er wurde 1942 nach Braunschweig auf eine Gewerbeschule geschickt, wo er zum Werkzeugmacher ausgebildet wurde. Automatisch wurde er in den Bann 468 der Hitlerjugend eingegliedert, die ihn als „tapferen Mitkämpfer, der sein Leben für unser Vaterland eingesetzt hat“ feierte. Der junge „Held der Ostfront“ durfte sogar im H.J.-Heim woh-

nen. „Jupp“ identifizierte sich bald mit der NS-Ideologie. Er lauschte begeistert den fanfarenumtönten Sondermeldungen. „Jupp“ vergaß seine Herkunft aber nicht, auch wenn er mit den anderen Hitlerjungen stramm durch die Straßen marschieren musste und zu singen hatte: „Wenn’s Judenblut vom Messer spritzt, dann geht’s nochmal so gut.“ Im rasekundlichen Unterricht der Schule wurde Jupp als Beispiel für den sog. „ostbaltischen Rassetyp“ vorgestellt, der trotz seiner Hakennase doch „sehr förderungswürdig“ sei. Die Wände waren mit Judenbildern dekoriert. Ständig hörte Sally mit blutendem Herzen: „Das jüdische Blut muß vernichtet werden!“

Stets dachte er an seine Eltern. Weihnachten 1943 fuhr der HJ-Scharführer deshalb, von Sehnsucht getrieben, nach Lodz, das nun Litzmannstadt hieß. Jeden Tag fuhr er mehrmals mit der Straßenbahn durch das sonst nicht zugängliche Ghetto, blickte auf die nahe, frühere Wohnung der Eltern und hoffte, dass er durch Zufall Vater oder Mutter sehen würde. Er sah viele Elendsgestalten, aber die Eltern bekam er nicht (mehr) zu Gesicht. Er überlegte nun sogar, ob es nicht besser wäre, unter Juden zu leben. Geteiltes Leid sei doch halbes Leid. Aber er fuhr wieder nach Braunschweig, wo er weiter indoktriniert wurde: „Die Fahne ist mehr als der Tod.“ Bei mehreren Einsätzen nach Luftangriffen, besonders in Hannover, rettete er Verschnittene. Das sah er als seine Menschenpflicht an. Als das „Großdeutsche Reich“ sich dem Zusammenbruch näherte, wurde dem unechten Hitlerjungen noch eine Panzerfaust in die Hand gedrückt und der Kampf für den „Endsieg“ befohlen. Aber schnell zogen die Amerikaner in Braunschweig ein und die schizophrene Doppelidentität war, wenigstens vordergründig, beendet. Das ganze Ausmaß des Holocaust erfasste er erst jetzt. Er ging 1948 nach Israel. Alpträume suchten ihn heim. Der häufigste war eine Szene auf dem Appellplatz des Braunschweiger HJ-Heims: Die Hitlerjugend entlarvte den Judenjungen und hängte ihn am Fahnenmast auf. In Israel hielt „Sally Perel“ immer wieder aus eigenem Erleben Vorträge über die Schrecken der NS-Herrschaft. 1980 fuhr Sally Perel auf Einladung der Stadt Peine erstmals wieder in die niedersächsische Stadt, in der er „glückliche Kinderjahre“ verbracht hatte und die, wie er sagt, „noch ein Stück von mir ist“.

Er schrieb nach 40 Jahren seinen Lebensbericht nieder. Hier geht es zunächst um Selbsttherapie: Sally wollte den Hitlerjungen Josef loswerden. Auf dieser Grundlage wurde das Wunder seines Überlebens durch die CCC-Filmkunst Artur Brauner und die Les Films de Losange (Regie Agnieszka Holland) verfilmt. 1990 wurde der Film in Paris uraufgeführt. Im Januar 1992 erhielt der

Film „Hitlerjunge Salomon“ in den USA die hohe Auszeichnung des Golden Globe. Der „Oscar“ war dem Film schon zugesagt, aber er wurde der Jury nicht eingereicht.¹ Blickt Sally Perel heute auf das HJ-Passbild, sagt er: „Das ist Jupp. Ich liebe ihn, denn er hat mir das Leben gerettet.“² Bei seinen Besuchen in Braunschweig traf sich der ehemalige HJ-Scharführer mit alten Kameraden aus der Hitlerjugend, die er als Opfer umfassender Indoktrinierung ansieht. Immer wieder sprach der Zeitzeuge in Niedersachsen über seine traumatische und problematische Lebensgeschichte, über sein mehrjähriges Leben in verschiedenen Welten, besonders vor jungen Menschen, die tief beeindruckt waren. Er bat: „Fragt uns – wir sind die Letzten!“ 1999 sprach er in Lüneburg sogar unter Polizeischutz, weil eine Gewaltdrohung eingegangen war. In Lüneburg sah er sich das Haus an, in dem 1945 Heinrich Himmler seine Zyankalikapfel zerbissen hatte. In Israel war Perels Konsequenz aus dem Holocaust die Hinwendung zur Friedensbewegung, die um die Rechte der Palästinenser ringt. Am 21.4.2000 feierte er in Givataim bei Tel Aviv mit Kindern und Kindeskindern seinen 75. Geburtstag. (Im obigen Text sind nicht nur Perels Buch, sondern auch persönliche Ausführungen Perels verarbeitet worden.)

1 Hinweis S. Perels am 7.10.1999

2 vgl. Sally Perel, Ich war Hitlerjunge Salomon, Berlin 1992

Niedersächsische Jüdinnen und Juden in der Finsternis der Shoa

Oft lässt sich das Geschick einzelner jüdischer Niedersachsen unterm Hakenkreuz genauer beschreiben. Von solchen individuellen Schicksalen Beispiele.

Schon 1933 wurde der 63-jährige jüdische Fahrradhändler *de Jong* aus dem Emsland in das Lager Börgermoor geschleppt. Er hatte vor der NS-Machtergreifung eine Differenz mit dem örtlichen Nazichef gehabt: Dieser hatte bei de Jong ein Motorrad auf Raten gekauft, aber der Nazi hatte 1½ Jahre lang nichts abbezahlt, sodass der Jude ihn schließlich mit Erfolg verklagte. Wegen dieser Sache kam der Jude sofort nach der Machtergreifung ins Lager mit der Begründung, er habe den „Roten“ umsonst Fahr- und Motorräder überlassen. Um den Juden vollends zugrundezurichten, machte ihm ein SS-Mann¹ den Vorschlag, er solle seine Frau mit einem entsprechenden Zettel ersuchen, einem SS-Mann ein Motorrad zu übergeben. Dieser wolle im Gegenzug für seine Freilassung sorgen. De Jong aber weigerte sich, da man das als Bestechungsversuch auslegen könne. Schließlich gingen zwei SS-Männer ohne einen solchen Zettel zur Frau des Händlers und behaupteten, sie kämen im Auftrag ihres Mannes und sie solle ihnen ein Motorrad übergeben. In der Nacht kamen die beiden dann mit dem Motorrad in Börgermoor an. Sie wurden pro forma festgenommen und erklärten im Verhör, der alte Jude habe ihnen ein solches Angebot gemacht, um auf diese Weise in Freiheit zu kommen. Der arme Kerl wurde sofort aus seiner Baracke geholt und in den Arrest-Bunker gebracht. In den folgenden sechs Wochen wurde er jeden Tag misshandelt. Wenn der berüchtigte SS-Mann Kern den Arrest-Bunker betrat, musste de Jong bereits auf den Knien liegen und ein Lied singen, das mit den Worten begann: „Ich bin ein Jude, kennt ihr meine Nase.“ Es folgte ein einstudiertes, obszönes Gebet und dann wurde der alte Jude, der nur alle zwei Tage Verpflegung bekam, gefragt: „Was hast du heute zu essen bekommen?“ Das Opfer des Rassismus musste dann folgenden Text vortra-

1 Wolfgang Langhoff, *Die Moorsoldaten*, 2. Auflage, München 1946, S. 147-149

gen: „Ich habe keinerlei Beschwerden über die Ernährung. Sie ist reichlich und ausgezeichnet. Heute morgen habe ich Milch-Kaffee mit Zucker und Brot mit Butter und Wurst erhalten. Gestern mittag gab es eine Bouillon und ein ausreichendes Eintopfgericht mit viel Fleisch.“ Brachte der arme Mensch trotz Benutzung eines entsprechenden Zettels die Sätze nicht fließend und schnell zusammen, holte der SS-Sadist einen jungen Ostjuden, drückte ihm einen zackigen Wurzelstock in die Hand und befahl: „Isidor der alte Jid hat heute wieder einmal nichts gelernt. Gib ihm die tägliche Abreibung. Los, gib's ihm, aber feste.“ Der junge Jude befolgte voll Angst den furchtbaren Befehl.

Dr. jur. *Walter Gutkind*, geboren 1880 in Braunschweig, war seit 1928 Oberverwaltungsgerichtsrat in Braunschweig. 1935 wurde er trotz des Eintretens des Gerichtspräsidenten für ihn entlassen. 1938 gelang die Auswanderung nach England. Gutkind starb 1971 in Guildford, England.²

Walter Mangold, geboren 1892 in Braunschweig³, war ab 1918 Generaldirektor der Louis Wolff AG Neuß und ab 1924 Geschäftsführer der Frigorifo and Meatworks Products of America and Frigomeat GmbH Hamburg sowie Hauptaktionär mehrerer Lebensmittel-Importgesellschaften. 1935 ff. wurden ihm seine Firmen und Beteiligungen abgenommen. 1938 floh er über Belgien nach Frankreich.

Die Goslarer, hochgeschätzte Klavierlehrerin *Lucie Lebach*, geboren 12.5.1900, stammte aus einer Familie, die seit 1892 in Goslar ein Manufakturgeschäft führte.⁴ Sie konnte nach England gelangen. Aber ihre Brüder Alfred und Kurt wurden in Auschwitz ermordet, auch ihr Bruder Ernst, der sich noch 1939 von seiner „arischen“ Frau hatte scheiden lassen, um dieser die ständigen Anpöbeleien zu ersparen. Die 77-jährige Mutter ging in There-seinstadt zugrunde.

Dr. *Ernst Katzenstein*, geboren 1898 in Bodenwerder, war 1924 bis 1933 Rechtsanwalt in Hameln und Hannover. 1933 wanderte er nach Palästina aus. Ab 1949 kümmerte er sich intensiv um die sog. Wiedergutmachung für

2 Joseph Walk, *Kurzbiographien zur Geschichte der Juden 1918-1945*, München-New York-London-Paris 1988, S. 132

3 Walk, a.a.O., S. 253

4 Hinrich Bergmeier und Günther Katzenberger, *Kulturaustreibung. Die Einflußnahme des Nationalsozialismus auf Kunst und Kultur in Niedersachsen*, Hannover 1993, S. 124 f.

viele frühere niedersächsische Bürger mosaischen Glaubens oder jüdischer Abstammung.⁵

Grete Samson aus Aurich hatte in den Dreißiger Jahren im Jüdischen Krankenhaus Berlin Krankenschwester gelernt. Als 1943 ihre Deportation bevorstand, versteckte die Berliner Polizistenfamilie Klosska die Jüdin etwa ein halbes Jahr lang. Die „arische“ Familie wusste, was sie damit auf sich nahm. Grete Samson hielt sich stets in dem gleichen Zimmer auf und wurde von Angst fast verzehrt. Schließlich wich sie mit falschen, von dem Polizisten besorgten Papieren nach Beuthen, Oberschlesien, aus. Aber bald rief hier die Polizei an: „Sie verstecken Juden! Wir kommen!“ Grete verschwand und übernachtete in einem Hotel. Dabei benutzte sie ihre unechten Papiere. Die Polizei verhaftete sie mitten in der Nacht. Man brachte sie ins nahe Auschwitz. „Jeder Tag da war die Hölle.“ Als sich die Russen Auschwitz näherten, schleppte man sie im Rahmen der damaligen Todesmärsche nach Bergen-Belsen. Bald bekam sie Typhus. Als die Briten einzogen, lag sie wie tot unter einem der vielen Leichenhaufen hier. Als sie aber englische Worte hörte, konnte sie sich bemerkbar machen und überlebte. Bald machte sie sich beim Roten Kreuz als Dolmetscherin nützlich. Als sie nun einmal in einem deutschen Kino saß, wurde die bildschöne Jüdin von zwei deutschen Männern vergewaltigt. Diese Unmenschen erklärten, sie hätten ein Recht dazu, da Grete Samson eine Nummer auf dem Arm trage. 1947 gelangte Grete Samson in die USA und heiratete einen polnischen Juden, der ebenfalls den Holocaust überlebt hatte. Später fragten ihre beiden Söhne nach der Bedeutung der Nummer auf ihrem Arm. Sie antwortete nur: „Ich war unter bösen Menschen, die mich nicht als einen Menschen, sondern wie eine Nummer behandelten.“ Einer ihrer Söhne, Arzt in Boston, lernte deutsch und trat einer Vereinigung von „Tätern und Opfern“ des NS-Regimes bei und begegnete so z.B. Martin Bormann junior. Bald entstanden Freundschaften und gegenseitige Besuche. Opferkinder und Täterkinder suchten Gräben zu überwinden. Grete Samson fährt noch Jahr für Jahr nach Berlin, um die genannte Polizistenfamilie zu besuchen.

Der aus Jever stammende Jurist *Ernst Löwenstein*⁶ hatte 1920 bis 1928 auf seine Zulassung als Rechtsanwalt beim Oberlandesgericht Oldenburg warten müssen. 1938 ins KZ Sachsenhausen geschleppt, nahm er in 14 Tagen

5 Walk, a.a.O., S. 187

6 Thorsten Mack, *Der Oldenburger Rechtsanwalt Ernst Löwenstein, 1881-1974* = Oldenburger Jahrbuch 95, 1995, S. 149-165

12 Pfund ab. Nach 1945 wurde er in Oldenburg nicht wieder warm. Nach jahrelangem Ringen um Entschädigung für das erlittene Unrecht übersiedelte er in die USA.

Günther Goldschmit aus der ältesten jüdischen Familie Oldenburgs überlebte das KZ Sachsenhausen und emigrierte mit seiner Familie nach Kuba, England und den USA. Martin Goldschmit, sein Sohn, schilderte 1999 in dem Film von Farschid Ali Zahedi, „Enthüllung eines Geheimnisses“ (Produktion: Werkstattfilm) seine Suche nach den Spuren seiner Familie. Dieser Film entstand im Rahmen eines Forschungsprojektes über die „Arisierung“ des jüdischen Eigentums in Oldenburg an der Carl von Ossietzky-Universität Oldenburg.

Der späteren *Sophie Nussbaum* aus Emden gelang die Flucht in die Niederlande. Ab 1942 lebte sie hier im Untergrund. 18 mal musste sie fluchtartig ihr Quartier wechseln. Stets erfüllte sie schreckliche Angst, dass man sie verraten könnte. Als sie bei einem Bauern bei Venlo untergekröchen war, kam die Befreiung. Bald war sie von Frankreich aus 12 Tage lang auf einem winzigen Schiff mit 700 Juden unterwegs nach Palästina. Die Briten griffen das Schiff an. Aber sie kam ins Land der Heiligkeit. Sie heiratete einen Vetter des Osnabrücker Malers Felix Nussbaum. Die beiden legten einen Bauernhof an. Später besuchten sie mehrmals Niedersachsen. 1998 erklärte sie: „Ohne Frieden haben auch unsere Enkel keine Zukunft in Israel.“

Fritz Levy, 1901 in Jever geboren, wurde 1938 ins KZ Sachsenhausen geschleppt. Er kam nach vier Monaten wieder frei und floh voll grausiger Erlebnisse nach Shanghai, der einzigen fernen Stadt, die noch ohne besondere Visa für Juden zu erreichen war. Unter trostlosen Umständen überlebte Fritz Levy, erreichte San Francisco und kehrte 1950 nach Jever zurück. Aber hier konnte der psychisch schwer mitgenommene Jude nicht wieder Fuß fassen. Der letzte Jude von Jever fühlte sich bald missachtet, gedemütigt und verfolgt. Tätliche Angriffe auf den „Schandfleck Jevers“ folgten. Der verwirrte Mensch bezeichnete sich manchmal als „Geheimtäter, Viehlosoph, Stabsdirektor und Berufsverbrecher“. Einige Niedersachsen, wie z.B. Pastor Enno Ehlers, suchten auf den armen Kerl einzugehen. Wie Friedrich der Große, war dieser überzeugt: „Seit ich die Menschen kenne, liebe ich die Hunde.“ 1981 trat er die Flucht nach vorn an und kandidierte als Einzelbewerber für den Gemeinderat in Jever. Mit 553 Stimmen wurde er sogar in den Rat gewählt. Aber bald zog er sich mehr und mehr zurück. 1983 beging das psychisch schwer belastete Opfer des NS-Regimes Freitod. 1994 schuf

Elke Baur nach Befragung von Bekannten Levys, z.B. von Frau Else Schwarz, Oldenburg, den Dokumentarfilm „Fritz lebt – Geheimtäter und Viehphilosoph“, der besonders 1999 in Oldenburg aufgeführt wurde.

Hermine (später Mirjam) Silberbach, geboren 1925 im oldenburgischen Westerstede, freute sich als Kind über die winzige, aber vollständige Privatsynagoge im Wohnhaus ihres strenggläubigen Großvaters. Sie erlebte dann mit, wie ihr orthodoxer Vater nach der Reichspogromnacht 1938 übel zugerichtet aus Buchenwald zurückkam. Er erlag noch 1938 einem aus dem KZ mitgebrachten Lungenleiden. Ende 1939 entkam Hermine nach Palästina und trat hier in eine religiös geprägte Haushaltungsschule in Jerusalem ein. In den ersten Kriegsjahren konnte ihr ihre Mutter über das Internationale Rote Kreuz noch schreiben, beruhigend, beschönigend. Bald verschwand ihr Bruder Oskar spurlos in Sklavenarbeit und ihre Mutter wurde nach Riga in den Tod deportiert. Hermine Silberbach lebte dann äußerst dürftig bei einer Tante in Tel Aviv, die sehr auf den rechten Umgang des jungen Mädchens achtete, das nun in einem Kindergarten arbeitete. Hier verliebte sich Werner Schragenheim in das jüdische Mädchen aus Niedersachsen. Er war zum Entsetzen der Tante nicht orthodox, da seine strenggläubigen Eltern ihn als Kind mit bester Absicht zum Synagogenbesuch gezwungen hatten. 1948, im Gründungsjahr des Staates Israel, heirateten die beiden trotz der allgemein äußerst kümmerlichen Verhältnisse. Beide dachten hin und wieder an Niedersachsen und fuhren dann 1953, gewissermaßen vorführend, wieder nach Deutschland – bei völligem Unverständnis ihrer Freunde. In Niedersachsen überlegten sie bei manch einem Menschen: „Was mag der vor 1945 gemacht haben?“ 1956 kamen die beiden nach seiner mutigen Loslösung von seiner Militärverpflichtung tatsächlich für immer zurück, wobei sie für ihren Neuanfang vom Nullpunkt aus die gesetzlich festgelegten Starthilfen nutzten. Auf dieser Grundlage erwuchs in Hannover ein erfolgreiches, kaufmännisches Lebenswerk. Die beiden Rückwanderer wurden in der damaligen jüdischen Gemeinde Hannover nicht gerade begeistert aufgenommen. Doch als Mirjam Schragenheim sich in der Chewra Kadischa um rituelle Beisetzung verstorbener Glaubensschwestern und -brüder kümmerte, wuchs ihr Ansehen in der Gemeinde. Sie gehörte auch der christlich-jüdischen Gesellschaft an und trat für einen Dialog der abrahamitischen Religionen ein. In Westerstede nahm sie wieder die Verbindung zu ihren Jugendfreundinnen auf. Mit ihrem Mann

kam sie auch zu Klassentreffen. 1995 wurde sie abgerufen und von Landesrabbiner Dr. Brandt beigesetzt.⁷

Die 1930 in Wilhelmshaven geborene, heutige *Ingrid Willing* hatte eine jüdische Mutter, eine geborene ter Berg, aus alter, bis 1730 in Ritterhude nachweisbarer jüdischer Familie, die aus Groningen/Holland stammte. Ihr nominell christlicher Vater war bei der Kriegsmarine, in deren Rahmen er erst mit 27 Jahren seine Beziehung nach Taufe seiner Gefährtin und seiner Tochter im Jahre 1932 legalisieren konnte. 1935 musste ihr Vater wegen der jüdischen Herkunft seiner Ehefrau den Dienst quittieren. Er machte so einen Fuhrbetrieb auf, dem aber bald wegen jüdischer Versippung die Konzession entzogen wurde. 1937 bis 1942 gehörte Ingrid⁸ in Wuppertal zu den treuesten Besuchern eines freikirchlichen Kindergottesdienstes. Als 1938 die Synagoge zerstört wurde, sagte ihre Mutter: „Wir gehören auch dazu, und du darfst es niemand sagen.“ Ihre Verwandten wurden deportiert. 1943 wurde ihre Mutter durch eine Denunziation enttarnt. Aber sie kam mit 50 RM Geldstrafe davon. Kurz darauf vernichtete der Bombenkrieg alle Papiere. In den beiden letzten Kriegsjahren lebte die als evangelisch geltende Familie zurückgezogen in einem einsamen Forsthaus bei Duderstadt. Der Förster war Nazi. Ihr Vater galt als wehrunwürdig, da er sich strikt weigerte, sich von seiner jüdischen Frau scheiden zu lassen. Er kam bei der Reichsbahn unter. Ingrid besuchte eine Zwergschule, deren einziger Lehrer ein strammer Nazi war. Am 1. April 1945 wurde Ingrid mit zwei anderen evangelischen jungen Menschen in einer Diasporagemeinde auf dem westlichen Eichsfeld konfirmiert. Ihre Mutter erkannte nach Kriegsende, dass sie als einzige von ihrer großen Familie, also von den ter Bergs und den Simons das NS-Regime überlebt hatte. In der evangelischen Kirche hatte sie keine Heimat gefunden. Als Ingrid als junges Mädchen ein mittelalterliches Christusbild über ihr Bett hängte, rief die Mutter außer sich: „Nimm das weg.“ Die Mutter starb mit 46 Jahren am gebrochenen Herzen. Ingrid heiratete einen bewusst katholischen Mann. Als die Kinder aus dem Gröbsten herauswaren, suchte sie vergeblich einen Gesprächspartner zur Aufarbeitung ihrer Erlebnisse unter dem Hakenkreuz und im Blick auf ihr religiöses Suchen. Die angesprochenen Geistlichen verstanden nichts vom Judentum. 1971 fuhr sie mit einer christlichen Gruppe ins Heilige Land. In der Wüste ging ihr hier auf: „Hier ist mein Volk hindurchgezogen. Hierher gehöre ich.“ Mit leidenschaftlichem

7 Informationen von Werner Schragenheim, Hannover, Februar 2000

8 Informationen von Ingrid Willing, Hannover, Juli 2000

Eifer befasste sie sich mit der jüdischen Überlieferung, wobei ihr Schalom Ben Chorin durch seine Bücher und durch persönliche Kontakte beistand. Ingrid Willing besuchte dann in Hannover den Religionskurs der Synagoge und sah plötzlich zu ihrer großen Freude ihren Sohn neben sich. Auch ihre Schwiegertochter, Pastorentochter, ging zum Judentum über. So hatte sie bald auch zwei jüdische Enkel. Ihr Mann übte verständnisvolle Toleranz. Gegen Ende des 20. Jahrhunderts wurde Ingrid Willing ein wichtiges Mitglied der von Frauen gegründeten Liberalen Jüdischen Gemeinde in Hannover und öffnete sich auch dem christlich-jüdischen Dialog: „Wir haben dieselben Wurzeln.“

Der 1893 in Osnabrück geborene *Otto Meyer* war als kenntnisreicher Kunsthändler bis 1935 im väterlichen Geschäft in Osnabrück tätig. 1937 gelangte er in die Niederlande. 1947 wurde er Direktor des bedeutenden Jüdischen Museums in Amsterdam, wo er 1964 starb.⁹

Die im Tagebuch der Anne Frank immer wieder vorkommende Frau van Dan hieß eigentlich *van Pels* und stammte aus Osnabrück. Die van Pels hatten eine Fleischerei und hatten so Vater Frank als Gewürzhändler kennengelernt.

In diesem Rahmen gehört auch der Lebensbericht des letzten Rabbiners von Göttingen (1935-1938) *Hermann Ostfeld* (geb. 1912), jetzt Zvi Hermon¹⁰, der sich in Israel um die Reform des Gefängniswesens bemüht hat.

Marion Blumenthal-Lazan, geboren 1934 in Hoya, überlebte das Lager Westerbork, das KZ Bergen-Belsen und den Todeszug nach Auschwitz. Seit 1948 lebt sie in Hewlett-New York. Seit ca. 1985 berichtet sie vor jungen Menschen und vor Erwachsenen über ihre Shoa-Erfahrungen. Sie schrieb darüber ein Buch „Vier kleine Kiesel. Die Geschichte der Familie Blumenthal aus Hoya.“

Die spätere Sozialarbeiterin und Schriftstellerin *Recha Freier* wurde am 29.10.1892 in Norden als Tochter des Lehrers Manasse Schweitzer geboren. Schon als Kind wurde sie angeblich mit dem Antisemitismus konfrontiert, als ein Schild im Nordener Stadtpark dekretierte: Für Hunde und Juden verboten. 1896 zog sie mit ihren Eltern nach Schlesien. Sie heiratete einen Rab-

9 Joseph Walk Kurzbiographien zur Geschichte der Juden 1918-1945, 1988, S. 266

10 Vgl. Zvi Hermon, Vom Seelsorger zum Kriminologen. Rabbiner in Göttingen, Reformator des Gefängniswesens und Psychotherapeut in Israel. Ein Lebensbericht, Hildesheim 1990

biner. 1932 ff. wurde Recha Freier die Begründerin der „Jugend-Alijah“, also der organisierten Einwanderung¹¹ von Jugendlichen nach Palästina. 1940/41 floh sie mit ihrer Tochter über Wien und Griechenland ins Heilige Land, wo sie bald ein landwirtschaftliches Ausbildungszentrum für schwierige Kinder gründete.¹² Im Alter baute sie zusammen mit dem Komponisten Roman Haubenstock-Ramati das „Testimonium“ auf, das Kompositionen anregt, in denen Leiden und Kampf des jüdischen Volkes musikalischen Ausdruck finden. Beziehungen zur Musik bestehen auch in ihren Gedichten.¹³ 1975 wurde sie Ehrendoktorin der Universität Jerusalem. 1981 empfing sie den Israelischen Staatspreis.¹⁴

Im Steintorviertel in Hannover wohnte die jüdische Familie Unger, die schon vor dem Ersten Weltkrieg nach Hannover gekommen war. Der Vater war Schneider, die Mutter Friseurin. Die Tochter Anni machte eine kaufmännische Ausbildung. Am 27. Oktober 1938 wurden Anni und ihr Vater von zwei SA-Männern abgeholt, um mit 482 weiteren niedersächsischen Juden polnischer Abstammung nach Polen abgeschoben zu werden. Noch am Abend wurden die Männer von den Frauen getrennt. Deutsche warfen den Frauen Mist in die Eimer mit dem Trinkwasser. An der deutsch-polnischen Grenze irrten die Abgeschobenen zwei Tage zwischen deutschen und polnischen Uniformierten umher. Die antisemitisch geprägten Polen wollten sie nicht ins Land lassen. Schließlich trieb man die Männer in Niemandsland in einen Wald, wo Vater Unger nach wenigen Tagen starb. *Anni Unger* wurde zusammen mit anderen Frauen im Pferdestall eines verfallenen Ritterguts untergebracht, wo sie den Winter 1938/39 überlebte. Doch mit ihrem Charme kam Anni Unger aus dieser finsternen Ecke heraus. Sie fuhr wieder nach Hannover, ließ Verwandte in England für sich bürgen und rettete sich nach London. Kurz darauf konnte sie sogar ihren Verlobten nachholen. Nach dem Krieg zogen sie zusammen in die USA, wo Anni Unger 1973 starb. Die drei Brüder ihres Vaters, deren Frauen und Kinder aber sind in Vernichtungslagern umgebracht worden.

Henny Simon, vorher *Markiewicz*, geborene *Rosenbaum*, wurde im September 1941 in das Judenhaus in der Ohestraße in Hannover gepresst. Mit ande-

11 Recha Freier, *Let the children come. The early History of Youth Aliyah*, London 1961

12 Shlomo Erel, *Neue Wurzeln. 50 Jahre Immigration deutschsprachiger Juden in Israel*, Geringen 1983

13 Recha Freier, *Auf der Treppe*, Hamburg 1975. *Fensterläden*, Hamburg 1979

14 Walter Zadek ed., *Sie flohen vor dem Hakenkreuz*, Reinbek bei Hamburg 1981, S. 93-99

ren Hannoverschen Juden verschleppte man sie dann nach Riga, wo sie bald zu den wenigen Überlebenden gehörte. Im August 1944 kam sie ins KZ Stutthof bei Danzig. Im folgenden Winter musste sie mit anderen in einem Zelt auf Waldboden hausen. Im Januar 1945 musste sie an einem achttägigen Todesmarsch in Richtung Bromberg teilnehmen. Die Russen befreiten sie mit über 1000 anderen Frauen. Zusammen mit *Putti Israel*, der früheren Sekretärin der jüdischen Gartenbauschule Ahlem, suchte sie sich im fremden Land durchzuschlagen. In Bromberg schlief sie in einer blitzartig verlassenen deutschen Wohnung erstmals seit Jahren wieder in einem richtigen Bett. Beinahe wäre sie noch von betrunkenen Sowjets als Deutsche vergewaltigt und erschossen worden. Dann musste sie auf einem polnischen Bauernhof arbeiten. Im Zug nach Warschau wurde sie von Sowjets als Deutsche bedrängt: Zum Erweis ihrer jüdischen Identität sollte sie jiddisch sprechen, was sie nicht konnte. Aber sie brachte wenigstens das Schma Israel zusammen. Das überzeugte die Sowjets. Am 14. Juli 1945 meldete ihr polnischer Freund Aaron: „Die Juden werden erschossen.“ Sofort setzten sie und Aaron sich mit Pferd und Wagen in Richtung Deutschland in Bewegung. Bei Lodz hielt sie ein polnischer Polizist an, der Deutsche suchte. Das Paar kam vorübergehend ins Gefängnis. Am 25. August heiratete sie ihren Beschützer Aaron. In einem Zug nach Kattowitz wurden die beiden wieder aufgegriffen. Aber die Soldaten bekamen Wodka und ließen das Ehepaar in Ruhe. Über Prag kamen die beiden nach Wien und konnten schließlich am 8. September 1945 in Nürnberg Rosh ha Schanah feiern. In Dortmund fand Henny noch Verwandte. In Hannover gingen die beiden sogleich zu ihrer alten Putzfrau, die stets zu ihrer Familie gehalten hatte. Von der UNRRA bekamen sie Verpflegung. 1946 wurde ihr Sohn Jakob geboren. 1947 fand Aaron ein ausgebranntes Haus in der Leinestadt und brachte es wieder in Ordnung. Aber im November 1949 gelangte die kleine Familie mit einem US-Truppentransporter in die Vereinigten Staaten. 1950 kauften sie eine Farm, auf der schwere, wenig bringende Arbeit fällig war. 1976 starb Aaron. 1981 heiratete Henny Bob Simon. Henny Simon schloss ihren Bericht in Hannover mit den Worten: „Amerika war gut zu mir. God bless America.“

Lore Oppenheimer aus Hannover, Überlebende des Ghettos Riga, hatte sich in den USA geschworen, ihren Kindern all’ das Furchtbare nicht zu erzählen. Die Kinder spürten allerdings, dass da ein Geheimnis in der Familie war. Schließlich stieß Lore Oppenheimer zu dem „Verein der Überlebenden aus dem Rigaer Ghetto“, Society of Survivors of the Riga Ghetto, und wurde bald Vorsitzende der ca. 500 Mitglieder. Diese sammelten viel Geld, das der

Berliner Judenforscher Wolfgang Scheffler erhielt, der sich 1992 vertraglich verpflichtet hatte, binnen zwei Jahren die Geschichte des Rigaer Ghettos zu erforschen und zu publizieren. 1996 verklagte ihn Lore Oppenheimer auf Rückzahlung von 161.700.-- DM. Er konterte: „Das Buch wird fertig.“

Die Geschwister *Ursula und Ruth Jacobs*, früher Schülerinnen der Bürgerschule 34 am Altenbekener Damm, wurden 1941 nach Riga deportiert und umgebracht. 1995 wurde ihre ehemalige Schule in Geschwister Jakobs-Schule umbenannt.

Ludwig Unterholzner, Musikreferent und später 2. Feuilletonist im Verlag Madsack, hielt bis 1938 aus. Verleger Dr. Madsack bescheinigte ihm am 22.9.1938, Unterholzner habe „das deutsche Kultur- und Geistesleben in jeder Hinsicht überschaut“, auch verfüge er über „eine außerordentlich klare und gepflegte Schreibweise und eine sehr lebendige Art der Darstellung“¹⁵. Er gelangte in die USA, wo er Opernchef wurde. Er starb 1992. Seine in sieben Bänden gesammelten Musikkritiken aus seinen Hannoverschen Tagen schenkte seine Witwe, Mrs. Underwood, 1999 dem Verlag Madsack.

Der 1882 in Hannover geborene *Rudolf Herzberg*, Vorstandsmitglied der Jüdischen Gemeinde Hannover, Vorsitzender des Landesverbandes Hannover des Centralvereins Deutscher Staatsbürger jüdischen Glaubens, ließ die vom Vater übernommene Lederwarengroßhandlung zurück und entkam über Kuba in die USA, von wo er nach Südafrika gelangte, wo er 1975 in Kapstadt starb.

Der vom Protestantismus zum Katholizismus übergetretene, fast zwei Meter große, begeisterte SA-Mann *Günther Fleischel* in Hannover entdeckte unmittelbar nach dem Tod seines Vaters, des Berliner Theodor Fontane-Verlegers Fleischel, mit Entsetzen, dass er Jude im Sinne der NS-Vorstellungen war. Das empfand er als die „Schande seines Lebens“. Der 32-jährige trat notgedrungen aus dem NSKK, dem Nationalsozialistischen Kraftfahrerkorps, aus, aber sein Herz gehörte weiter dem „Führer“. 1937 wurde der Handelsvertreter verhaftet und wegen Rassenschande zu dreieinhalb Jahre Zuchthaus verurteilt. Er hatte sich auf Geschäftsreisen gelegentlich „arischen“ Frauen gewidmet und ein Kollege, der um Fleischels Judesein vom Hörensagen wusste, hatte ihn denunziert. Fleischel saß im Zuchthaus Hameln ein, dessen saubere, straffe Ordnung er lobte. 1940 schrieb er seiner Mutter,

15 Hannoversche Allgemeine Zeitung, 29.7.1999

es sei „ungeheuer“, was „unsere Armee“ in Frankreich leiste. „Könnte man doch dabei sein. Es ist oft zum Verzweifeln, dass man ausgeschaltet ist.“ Nach Verbüßen seiner Strafe, 1941, lebte er in einem „Hannoverschen Judenhaus in der Herschelstraße 31, stets bereit, dem NS-Regime zu dienen. Er verband sich mit einer jungen Hannoverschen Jüdin.

Nach seiner Deportation nach Riga am 15.12.1941 sorgte der hitlertreue Jude als „Gruppenältester“ der aus Hannover stammenden Ghetto-Insassen im „Hannover-Hof“ für straffe Ordnung. Als fast omnipotenter „Gehilfe des Kommandanten“ kontrollierte er die müden Arbeitskolonnen, die abends zurückkamen. Wenn einer etwas an Nahrungsmitteln bei sich hatte, nahm er diese der Elendsgestalt ab, schlug sie und machte Meldung bei der SS, was oft den Tod des Juden bedeutete. Seine hübsche Ehefrau erschien bei offiziellen Anlässen wie eine Diva. Im Februar 1942 wurde der hitlertreue Jude überdies Gruppenältester der Wiener und Berliner Juden im Ghetto Riga. Der law and order-Mann gründete das Jungmännerheim „Herrenhausen“ mit bescheidener Beköstigung. Er erlaubte in seinem Zimmer Andachten für Juden katholischer Konfession. In allen seinen Aktivitäten wurde Fleischel vom Vertrauen der SS getragen.

Als Fleischel im September 1943 an Krebs gestorben war, wurde der Sarg wie bei einem Staatsbegräbnis durch die Ghettostraßen getragen, gefolgt von der schönen, schluchzenden Witwe, schwarz gekleidet und tief verschleiert. Der Ghetto-Kommandant, SS-Obersturmbannführer Kurt Krause, ließ sogar drei Salven über dem Grab des charakterlosen Juden abfeuern, in einem Jahr, in dem aus Munitionsknappheit dieser Brauch bei deutschen Gefallenen schon in Abgang gekommen war, wie z.B. bei der Beisetzung meines Vaters in Rinteln im Juni 1943. Der Hannoversche Historiker Herbert Obenaus hat das Leben des Juden aus der SA im 8. Jahrbuch für Antisemitismusforschung umfassend dokumentiert, wobei die erhaltene Häftlingsakte des Zuchthauses Hameln gute Dienste geleistet hat.

Herschel Grynszpan, geboren am 28.3.1921 in Hannover als Nachkomme russisch-polnischer Juden besuchte die rabbinische Lehranstalt Frankfurt am Main.¹⁶ 1936 verließ er Deutschland. Er schlug sich dann in Brüssel durch und gelangte nach Paris, wo er bei seinem Onkel Abraham Grynszpan wohnte und sich wie viele andere deutsche Juden vergeblich um eine ständige Aufenthaltserlaubnis bemühte. Als Ende Oktober 1938 die NS-Regie-

16 Friedrich Karl Kaul, Der Fall des Herschel Grynszpan, Ost-Berlin 1965

rung 15.000 aus Polen stammende Juden, auch seine Familie, über die polnische Grenze treiben ließ, erfuhr Herschel durch eine Postkarte seiner Schwester, was die Nazis seinen Angehörigen angetan hatten. Mit 10 Reichsmark in der Tasche waren sie bei Neu-Bentschen mit Peitschen über die Reichsgrenze getrieben. Herschel ging in seiner Verzweiflung zur deutschen Botschaft und gab auf den ihm unbekanntem Botschaftssekretär vom Rath Schüsse ab, die bald zu dessen Tod führten. Die Reichspogromnacht war die Folge. Der Attentäter erklärte dem vernehmenden Kriminalkommissar¹⁷, „er habe einen Rache- und Protestakt gegenüber einem Vertreter Deutschlands“ gewollt, aber er habe niemand töten wollen. Er habe „weder aus Haß, noch aus Rache, sondern aus Liebe“ zu seinem Vater und zu seinem Volk gehandelt, „die unerhörte Leiden ausstehen“. US-Juden sammelten Geld für die Verteidigung des „Kindes“. In Deutschland begann eine Jagd auf alles, was Grynspan hieß. Selbst die Witwe des 1926 verstorbenen Bruders der Mutter Herschels wurde in Hannover in „Schutzhaft“ genommen. Die Nazis suchten Hintermänner des Attentats zu finden. Der vorzüglich französisch sprechende NS-Rechtsanwalt Prof. Dr. Grimm suchte sich in Paris in die Vernehmungen einzuschalten, was ihm tatsächlich gelang. Er berichtete darüber an Goebbels. Nach Kriegsausbruch meldete sich Herschel freiwillig zur französischen Armee, aber er musste im Gefängnis bleiben. Im Juni 1940 wurde er kurz vor dem Einmarsch der Wehrmacht aus dem Gefängnis Bourges entlassen. Schnell schnappte man den armen Kerl. So wurde er im Juli 1940 ins Berliner Gestapogefängnis eingeliefert. Am 18.1.1941 kam er in das KZ Sachsenhausen und erhielt die Häftlingsnummer 35 181. Er wurde als Prominenter behandelt, musste so keine Zebra-Kleidung tragen und durfte Kalfaktorendienste tun.¹⁸

Im Sommer 1941 erhielt die Reichsanwaltschaft beim Volksgerichtshof vom Reichsjustizministerium zwei Bände Strafakten mit der Weisung, Anklage gegen Grynspan zu erheben. Ende 1941 befahl Hitler, den Mordprozess durchzuführen. Der Reichspropagandaminister schaltete sich ein. In dem anlaufenden Monsterprozess sollte das „Weltjudentum“ auf der Anklagebank sitzen: Die Tötung von 1938 sollte als Signal des Weltjudentums zum Kriegsbeginn gegen NS-Deutschland umgefälscht werden. So sei das französische Volk in den Krieg gehetzt worden. Überhaupt sei die Vernichtung des Judentums die Voraussetzung für die kommende europäische Neuordnung.

17 Kaul, a.a.O., S. 100

18 Kaul, a.a.O., S. 116

Das Propagandaministerium mühte sich, „die propagandistische Linie“ des Schauprozesses festzulegen. Auch Gauleiter E. W. Bohle, Leiter der Auslandsorganisation der NSDAP sollte als „sachverständiger Zeuge“ in dem Prozess über die Rolle des Weltjudentums bei der Verfolgung Auslandsdeutscher sprechen, um das Thema zu verbreitern. Am 22.1.1942 fand beim Staatssekretär des Justizministeriums, Freisler, eine Besprechung über die Durchführung des Mammutprozesses statt. Nun hatte der vernehmende Regierungsassessor Jagusch in die Akten eine Schauermär von vermeintlich homosexuellen Beziehungen zwischen Grynszpan und vom Rath gebracht, die dann auch versehentlich in die Anklageschrift eingeflossen war, die schließlich routinemäßig dem Angeklagten zugestellt worden war. Wenn Grynszpan diese Schauermär irgendwie aufgegriffen hätte, wäre der nationale Märtyrer eines damals todeswürdigen Verbrechens bezichtigt worden. Dieser starken Belastung des Verfahrens ungeachtet, fand am 7.1.1942 im Volksgerichtshof eine Art Generalprobe der Hauptverhandlung des geplanten Schauprozesses statt, in dem sogar der Tübinger evangelische Theologieprofessor Gerhard Kittel, durch judenfeindliche Werke ausgewiesen, über die Bedeutung des Besuches der Talmud-Schule in Frankfurt am Main gehört werden sollte. Aber schließlich entschied Hitler wegen des Homosexualitäts-Komplexes gegen die Durchführung des Prozesses. Am 28.1.1945 kam Grynszpan in den Arrestbau des Zuchthauses Brandenburg. Er überlebte das NS-Regime und lebte noch 1959 unter falschem Namen mit zwei Kindern in Paris.

Oskar Schindler in Hildesheim

Spätestens seit Thomas Keneallys Bestseller-Biographie „Schindlers Liste“ und Steven Spielbergs Film-Welterfolg mit dem gleichen Titel ist Oskar Schindler¹ zu heldischer Berühmtheit gelangt. In jedem neueren Lexikon, in Büchern, zahllosen Abhandlungen und Artikeln wird er als Retter von 1.300 Juden vor den Gaskammern von Auschwitz kritisch gewürdigt und dankbar gefeiert. In Israel gilt er als Hasidei Unmot Ha-olam, als großer nichtjüdischer gerechter Goy, von denen nach jüdischem Glauben immer nur 36 unter den Völkern existieren. In der Ehrenallee des bedeutenden jüdischen Holocaust-Dokumentationszentrums Yad Vashem Jerusalem erinnert eine Gedenktafel an Schindler und seine mutige Leistung. Demgegenüber wachsen auch die Zweifel an seinem humanitären Charakter. Unter den geretteten Juden von damals sind manche, die ihn einen Opportunisten nennen und behaupten, die Rettung der 1300 Juden habe er zur eigenen Selbstsicherung betrieben. Dieter Trautwein zitiert in seinem Oskar-Schindler-Buch Gerettete mit der Frage: „War er ein Engel, der sich als Opportunist verkleidet hatte? Ein Opportunist, der sich als Engel ausgab?“

Am 28. April 1908 wurde Schindler in der mittelgroßen Industriestadt im mährischen Bergland des heutigen Tschechien geboren. Noch unter dem österreichischen Kaiser Franz Joseph I. Die Schindlers waren aus Wien zugewandert. Vater Schindler betrieb eine Landmaschinenfabrik und Oskar sollte sie einmal erben, aber dazu kam es nicht, weil das Unternehmen bankrott ging. Die Schindler waren streng katholisch, und Oskar blieb dieser Konfession bis zum Lebensende in Hildesheim treu. Heribert Heinrichs (Universität Hildesheim) berichtet über Schindler, wie dieser in seiner Hildesheimer Zeit die großen kirchlichen Kunstdenkmäler der Stadt außerordentlich verinnerlichte. Schindler schätzte besonders die heute zum Weltkulturerbe zählenden Kirchen, also den Dom und St. Michael. Aber auch St. Andreas, St. Lamberti, St. Jakobi, St. Godehard, St. Magdalenen, Hl. Kreuz

1 Das folgende Kapitel beruht auf Informationen von Prof. Dr. phil. Heribert Heinrichs, Hildesheim, die zum Teil auf Mitteilungen von Dr. med. Heinrich Staehr zurückgehen

standen ihm nicht nur historisch, künstlerisch sondern auch aus seinem katholischen Glauben heraus nahe. Heinrichs berichtet, wie Schindler 1972 mit einer Gruppe von Freunden den Tausendjährigen Rosenstock an der Apsis des Hildesheimer Domes besuchte. Jemand erzählte bei dieser Gelegenheit die alte Legende, dass derjenige noch mindestens 9 Jahre lebt, der vor diesem Rosenstock einen Augenblick lang innehaltend ein andächtiges Dankgebet zum Himmel schickt. Schindler bemerkte dazu: „Das wollen wir jetzt tun und unserem Herrgott danken. So einen Rosenstock hätte so mancher im letzten Kriege gebraucht. Gerade meine jüdischen Mitarbeiter hätten diese 9 Jahre bitter nötig gehabt.“

Dem aufkommenden Nationalsozialismus des Sudetenlands unter dem radikalen Anführer Konrad Henlein wandte Schindler sein Interesse begeistert zu. Besonders nach dem Münchener Abkommen am 30.9.1938 und der Zerschlagung der Resttschechei durch Hitler im April 1939 finden wir Schindler auf der Seite der großdeutschen Reichsidee der Nazis. In dieser Zeit wurde er Parteimitglied. Schon einige Zeit vorher trat er als Agent in die Dienste der Abwehrspionage von Admiral Canaris, nachdem er bereits 1936 eine mehrmonatige Ausbildung für eine Tätigkeit in der Abwehr durchlaufen hatte. Schindlers Frau Emilie geb. Pelzl hat davon berichtet, wie sich in ihrer Wohnung in Mährisch-Ostrau sich Spione, Agenten und Spitzel regelmäßig trafen. Schindler wird sogar in Zusammenhang gebracht mit den polnischen Uniformen, für jene Deutsche, die unmittelbar vor Ausbruch des Krieges den deutschen Rundfunksender Gleiwitz überfielen. Frau Emilie Schindler hat jedenfalls berichtet, dass in ihrer Wohnung in Mährisch-Ostrau (Parkstraße 24) polnische Uniformen gelagert waren. Im Oktober 1939 finden wir Schindler in Krakau, wo er nach Hitlers Sieg über Polen wirtschaftliche Chancen für sich witterte und eine wirtschaftliche Plattform für eigene Kriegsgewinne suchte.

Schindler war also von Anfang an alles andere als ein untadeliger Held, Antinazi, geschweige denn Widerstandskämpfer. Im besetzten Polen machte er sich mit Raffinesse und Hinterlist an den Aufbau einer gewinnbringenden Existenz auf Kosten enteigneter jüdischer Betriebe. Und das umso leichter, als ihm – immer noch für die Abwehr tätig – die Treuerhänderschaft für jüdisches Industrie-Eigentum übertragen wurde. Mit Gaunerei, schwarzhändlerischem Geschick und Bestechung gelang ihm schnell, sich die völlig heruntergekommene jüdische Fabrik Record im Krakauer Stadtteil Zablocie anzueignen. Er nannte sie sofort DEF (Deutsche Emaillefabrik). Jüdische Zwangs-

arbeiter und -Arbeiterinnen warb er skrupellos an. Diese kosteten ihn beinahe nichts. Er ließ sie bei der SS aus: Männer für 6 bis 7,50 Reichsmark pro Tag, Frauen für 5 RM. Und dass er sogar anfangs jüdische Kaufleute aus Gewinnsucht geschlagen habe, erwähnte Michael Garde gegenüber Ignatz Bubis und Dieter Trautwein.

Im Frühjahr 1943 vollzog sich bei Schindler eine überraschende Wandlung in der Beurteilung seines eigenen, mit jüdischen KZ-Insassen betriebenen Emaille-Betriebs und seines verantwortungslosen wirtschaftlichen Stils in Zusammenarbeit mit der SS. Die 1943 vollzogene weltanschaulich-moralische Kehrtwendung führte dann später zu dem lebensgefährlich-mutvollen Entschluss, von seinen Arbeitsjuden so viele wie möglich vor den Gaskammern von Auschwitz zu bewahren und seine Emaillefabrik nach und nach zu einem „Konzentrationslager humaner Form“ zu entwickeln.

Nach Argentinien floh Schindler nach Kriegsende mit seiner Frau Emilie. Vorher hatte er bei München ohne Erfolg eine Hühnerfarm betrieben. In Argentinien versuchte er sich mit einer Nutriafarm. Aber seine gezüchteten Nutriafellwolle waren denen aus freier Wildbahn unterlegen. Zurück in die Bundesrepublik ohne seine Frau, war er zunächst Handelsvertreter, bis er in Hanau eine Betonfabrik gründete und nach ihrem Konkurs in Rheinland-Pfalz eine Pantoffelfabrik versuchte. Alles ohne Erfolg. Schulden quälten ihn. Seit 1960 bekam er von der Bundesrepublik einen kleinen Ehrensold monatlich. Zu wenig zum Leben, zuviel zum Sterben. Für die ihm in diesen Jahren verliehenen Orden (Bundesverdienstkreuz und Päpstlicher Sylvesterorden) als Dank für seine Rettungstaten konnte er sich nichts kaufen, wie er seinem Hildesheimer Freundeskreis klagte. Seine geretteten „Schindlerjuden“ – in alle Welt verstreut – waren nach dem Krieg noch kaum in der Lage, ihn zu unterstützen. Als dann die Filmproduktion Metro-Goldwyn-Mayer ihm für die Rechte an seiner Lebensgeschichte im Jahre 1966 50 000 Dollar zahlte, ging es ihm eine Zeitlang besser. Aber nicht lange genug. Er konnte mit Geld nicht umgehen, und war bald wieder ein armer Mann.

Oskar Schindler war als Judenretter kein Held ohne Fehl und Tadel. Er lebte stets exzessiv: trank, war ein Frauenheld, betrieb mit Hintermännern Schwarzhandel im besetzten Polen, lebte in krimineller Kumpanei mit SS-Schergen wie dem berüchtigten SS-Kommandanten Amon Göth. Zudem beutete Schindler in seiner Fabrik jüdische KZ-Insassen des Arbeitslagers Plaszow rücksichtslos aus. Er verstand es, nach und nach immense Reichtümer anzuhäufen.

Seine kriminellen, großen wirtschaftlichen Erfolge in Krakau hat er seinem Hildesheimer Freundeskreis einmal so erklärt: „Fleiß, Ausdauer, Glück und Leistung waren das in Krakau nicht. Es war der Krieg mit allen seinen dämonischen Möglichkeiten.“

Wie kam Schindler nach Hildesheim? Auslöser für seine Übersiedlung war das Ehepaar Dr. med. Heinrich und Annemarie Staehr. Der Medizinaldirektor Dr. Staehr leitete in Hildesheim eine Bundesbehörde, die sich gutachterlich um die nach dem Kriegsende eingeklagten Spätschäden ehemaliger KZ-Insassen kümmerte. Dr. Staehr schilderte seine Arbeit so: „Ich habe über viele Jahre die deutschen Vertrauensärzte kontrolliert und deren Gutachten überprüft.“ Dr. Staehr hatte sich seit 1949 in Hildesheim wissenschaftlich mit den körperlichen und seelischen Folgen von KZ-Haft beschäftigt. In Hildesheim verfasste er die „Blaue Broschüre“, ein Leitfaden für Ärzte, die KZ-Folgekrankheiten zu begutachten hatten. Er war deshalb beruflich häufig in Israel. Und hier lernte seine Frau Annemarie im Jahre 1967, während er zwei Juden im Hinblick auf Spätschäden untersuchte, am Strand von Tel Aviv Oskar Schindler kennen. Es entwickelte sich schnell eine intensive Freundschaft zwischen Schindler und dem Hildesheimer Ehepaar. Häufige Aufenthalte Schindlers in Hildesheim waren die Folge. Schließlich luden die Staehrs ihn ein, ganz nach Hildesheim zu ziehen und in ihrem Haus in der Göttingstraße Wohnung zu nehmen. Dies geschah dann im Januar 1971.

In Hildesheim führten die Staehrs ihn in ihren Freundeskreis ein. Über manche Begegnungen mit Schindler in diesem Kreis hat Heribert Heinrichs in Vorträgen über Schindlers Hildesheimer Zeit Mitteilung gemacht. Es gibt eine Reihe von Auffassungen über das Schlüsselerlebnis, das Schindler zur völligen Kehrtwendung in seiner Haltung zu den Juden veranlasste: Er erzählte seinen Hildesheimer Freunden mehrfach von einem grauenhaften Erlebnis im Konzentrationslager Plaszow. Hier erlebte er, wie eine jüdische Mutter, ihr 10-jähriges Töchterlein an der Hand haltend, von einem Aufseher grundlos erschossen wurde. Der unermessliche Schrei des zehnjährigen Töchterchens sei ihm damals durch Mark und Bein gegangen. Dieser furchtbare Schrei habe ihn zeitlebens nicht mehr losgelassen. Dieser Schrei sei so verzweifelt und ausweglos gewesen, dass er unmittelbar in ihm eine totale Abkehr von den mörderischen Praktiken des Antisemitismus der Nazis vollzog. Aus einem Saulus wurde schlagartig ein Paulus. Der Schrei des Kindes hat ihn nie mehr verlassen, und noch wenige Tage vor seinem Tode im Hildesheimer St. Bernward-Krankenhaus am 9. Oktober 1974 erinnerte er

sich mit tränenerstickter Stimme an diesen ungeheuerlichen Vorgang. Und Dr. Staehr zitierte dann 1993 seinen Mitbewohner und Freund Oskar Schindler: „Da schrie nicht nur ein Kind, da schrie nicht irgend jemand, da schrie nicht nur das kleine jüdische Mädchen, da schrie für mich die Kreatur an sich, die Menschheit überhaupt!“ Die Hildesheimer Freunde erinnerten Schindler nach seinem furchtbaren Bericht an Edward Munchs vor rund 100 Jahren entstandenes Werk „Der Schrei“ und an Picassos Gemälde „Guernica“ mit dem Aufschrei der gesamten Menschheit gegen die Bombardierung dieser Stadt Guernica im Spanischen Bürgerkrieg durch ein Geschwader der Legion Condor. Hier fühlte sich Schindler uneingeschränkt verstanden.

Freilich existieren noch andere Schlüsselerlebnisse. Dieter Trautwein nennt in seinem Buch „Oskar Schindler, immer neue Geschichten“ beispielsweise die gewaltsame Auflösung des Warschauer Ghettos, die Errichtung des Konzentrationslagers Plaszow durch Amon Göth und einen Bericht, den Henry Rosner als entscheidendes Ereignis bezeichnete: „Zwei jüdische Mädchen waren aus dem Lager Plaszow nach Krakau entflohen.“ Amon Göth schickte zwei jüdische Polizisten hinterher und drohte: „Wenn ihr sie nicht findet, werden zehn vom jüdischen Ordnungsdienst gehängt.“ Die Mädchen wurden gefunden. Alle Frauen wurden zur Hinrichtung befohlen. Schindler kam dazu und sah, wie Göth die beiden Mädchen erschoss. Schindler erbrach sich.

Vom Frühjahr 1943 an stand Schindler also auf der anderen Seite und war Antinazi. Als sich die Ostfront im Herbst 1944 dem Schauplatz grässlicher Untaten in den Vernichtungslagern Polens näherte, hielt Schindler seine Stunde für gekommen. Jetzt schlug er in Berlin vor, seine Krakauer Emaillefabrik in eine solche für Kartuschen und Granathülsen umzuwandeln und sie ins mährische Brünnlitz zu verlegen. Er machte in Berlin klar, dass seine Maschinen leicht auf Kartuschenproduktion umzustellen seien. Und so gelang ihm der Umzug in seine Heimat Brünnlitz in einen dort leerstehenden Industriebetrieb, den seine Frau Emilie aufgespürt hatte. Umzug nach Brünnlitz also! Vorher entstand die berühmte „Liste“ mit den Namen jener jüdischer Zwangs-Arbeiter, die er mitnehmen durfte. Es standen schließlich 1.300 Namen von jüdischen Männern, Frauen und Kindern auf „Schindlers Liste“. Sie lebten nun unter seinem Schutz und Frau Emilies ernährungsmässiger und hygienischer Betreuung die letzten Monate des Krieges in der Brünnlitzer Fabrik unter erträglichen Bedingungen.

Seinem Hildesheimer Freundeskreis hat Schindler, wie Heribert Heinrichs mitteilt, mehrmals den Tag des Kriegsendes im Mai 1945 geschildert. Damals überreichten ihm seine Häftlinge einen Ring, der aus von den Häftlingen gespendetem Zahngold geschmiedet war. Unter den jüdischen Arbeitern befand sich nämlich ein Goldschmied namens Licht. Dieser gravierte in hebräischer Sprache folgenden Text in den breiten Ring: „Wer auch nur ein einziges Leben rettet, rettet die ganze Welt.“ Oskar Schindler hat diesen kostbaren Ring später verloren. Seine Hildesheimer Freundin und Betreuerin seiner letzten Lebensjahre, Annemarie Staehr, ließ im Jahre 1972 bei einem Hildesheimer Juwelier diesen Ring für ihren Freund Oskar zum Geburtstag neu schaffen.

Schindler ließ, ehe er und seine Frau Emilie am 8. Mai 1945 flohen, noch einmal alle Insassen ihrer Brünnlitzer Fabrik in der großen Werkshalle versammeln. Er wollte Abschied nehmend zu ihnen ein letztes Mal sprechen. Heribert Heinrichs erinnert sich, wie Schindler im Hause des Hildesheimer Apothekers Joe Bady (Neustädter Apotheke) seine Brünnlitzer Abschiedsrede dem Freundeskreis in Teilen noch einmal wiedergab. Schwerpunkt darin war die Bitte an seine Arbeiter, jetzt nicht ungerecht und unmenschlich zu werden. Also nicht zu handeln im Sinne von: „Aug’ um Auge, Zahn um Zahn.“ Der alliierte Befehlshaber Montgomery habe dazu aufgerufen, die besiegten Deutschen human zu behandeln und zwischen Schuldigen und Schuldlosen zu unterscheiden. Und dies noch: Er selbst sei jetzt der Gejagte. Da waren die Zuhörer (einschließlich der SS-Wachmannschaften) in Schindlers Fabrikhalle in Brünnlitz überwältigt und tief erschüttert. Die SS verließ auf leisen Sohlen geschlagen den Raum. Sie machte sich davon, ehe die Russen herankamen. Die nun freigewordenen Lagerinsassen blieben zurück und waren von nun an Herren ihrer Entschlüsse: 1.300 Juden waren vor der Vernichtung durch die Nazis gerettet!

Schindler, der mehrfach an Lehrveranstaltungen von Prof. Heinrichs in der Hildesheimer Hochschule teilnahm und in Seminaren mitdiskutierte, sagte dort einmal den Studenten dem Sinne nach: „Das Wichtigste in unserem Leben ist Humanität – damit wir im entscheidenden Augenblick wissen, wohin der Weg führen muss. Das Schicksal mischte meine Lebenskarten höchst problematisch. Ich spielte sie auf. Manchmal mit Trümpfen und manchmal als Verlierer. Aber in entscheidungsvoller Zeit, im Jahr 1943, hatte ich begriffen, worauf es ankam.“

Von Oskar Schindler existieren einige Tonbandaufzeichnungen. Beispielsweise diejenige von einer Tagung 1967 im Frankfurter Dominikanerkloster. Darin erzählt er eine exemplarische Begebenheit, die wir nachfolgend textlich zitieren:

„Die Feigheit des Herzens war nicht so allgemein. Es gab immer wieder Leute, die Mut hatten, zu helfen. Man musste sie nur ansprechen. Man musste das Risiko eingehen, dass sich eine Situation ergibt bei einer Flasche Wein, bei einer Flasche Schnaps, um den Menschen überhaupt kennenzulernen, inwieweit er überhaupt belastbar ist mit Dingen, die gegen den Strom schwimmen, mit Dingen, die also nicht dem Gesetz im Augenblick entsprechen. Und wenn man solche Leute angesprochen hat, und man hat den Kontakt gefunden, und man hat ihnen klargelegt, dass es eine Menschenpflicht gibt wie bei Albert Schweitzers ‚respektvoller Kreatur‘, dass es unmenschlich ist, Frauen und Kinder zu ermorden, die ja keinerlei Kriegsschuld haben. Man hat allmählich mit dem Mann Kontakt gefunden, dann hat man auch bald seine Hilfe gefunden.

Ein einzelnes Beispiel:

Diese zwei Waggon Häftlinge, die fuhren ungefähr 14 Tage über Freiwaldau, Troppau, Jägerndorf, Böhmisches-Tribau. In allen Stationen: keine Firma, kein Lager wollte Juden aufnehmen. Das waren kranke Juden aus Gureschau – das gehörte zu Auschwitz. Wer will kranke Juden sich ins Bett legen? Wer will das machen? Die anderen waren froh, die Juden abstoßen zu können, also die Häftlinge.

Da habe ich einen Eisenbahn-Stationsvorstand zu einem kleinen Betrug verleitet. Mit drei Liter Wodka. Da habe ich gesagt: ‚Da hast ‚ne Aktentasche voll Schnaps. Der Waggon wird heute nicht mehr rangiert!‘ Und ich hatte Zeit, solange zu telefonieren, bis ich die Freigabe des Krankentransports bekam. Man wollte die 16 Toten gleich im Kesselhaus verbrennen. Da habe ich gesagt: ‚Wir haben hier kein Krematorium.‘ Wir haben – und das ist der einzige Fall im Großdeutschen Reich in diesem letzten, grausamen Krieg – 16 Juden rituell beerdigt, mit Rabbiner und allem. Bei Deutsch-Bylau neben dem katholischen Friedhof hat uns der Bürgermeister ein Stück Erde gegeben, und wir haben die Juden dort rituell beerdigt. Mindestens so das Gebet gesprochen wie zu normalen Zeiten. Das kann mir keiner nachmachen! Das ist einmalig, und darauf bin ich stolz, dass ich das geschafft habe, neben einem Gottesacker der Katholiken ein Stück Land zu bekommen für den damaligen Staatsfeind Juden. Für tote, verhungerte Juden!

Alles war für Hunde, Zigeuner und Juden verboten. Nirgends durften sie mehr sitzen. Ja, wenn man da a bisserl Herz hat und a bisserl Sinn für Menschentum und Empfinden hat, und wenn man da nicht Widerstand ergreift, wenn man da nicht versucht, etwas gegen den Strom zu schwimmen, dann ist man kein Mensch! Es war nicht immer leicht! Die andere Lösung war die bequemere. Ich konnte mit einer Million Dollar in der Schweiz sitzen und hätte gesagt: ‚Bedauere, meine Juden sind in Auschwitz umgekommen.‘ Aber was ist schon das Leben? Und was ist schon die Million Dollar, wenn man 1.300 Menschen hat, die einem vertrauen, die einem 5 Jahre vertraut haben!“

Aus Oskar Schindlers Besitz wurde 1999 auf dem Dachboden jenes Hildesheimer Hauses, in dem Schindler vier Jahre lang bei Dr. Heinrich und Annemarie Staehr gewohnt hatte, von deren Sohn ein abgenutzter Samsonitekoffer entdeckt. Dieser Koffer enthielt auch das Original der berühmten „Liste“, die 1944 für den Umzug der Schindler-Fabrik von Krakau nach Brünnlitz von dem Buchhalter Itzak Stern aufgestellt und getippt worden war. Hier sind die 1.300 jüdischen Namen verzeichnet, die von Schindler unter Einsatz seines Vermögens und unter Gefährdung seines Lebens vor der Vernichtung bewahrt wurden. Einige Briefe im Koffer belegen auch die oben geschilderten Lebensumstände Schindlers nach dem Kriege. Sie zeigen, wie sich der Kriegsgewinnler von Krakau später im Wirtschaftswunderland nicht mehr zurecht fand. Sie bieten Einblick in Schindlers verheerende Armut und seine inständigen Bitten um Unterstützung. Weitere Unterlagen dokumentieren freilich auch die von dankbaren, geretteten „Schindler-Juden“ eingerichteten „Oskar Schindler Survivor Funds“. Neben Fotos von dem gut aussehenden Mann beweisen einige Verzehrquittungen seine Vorliebe für Alkoholika.

Wie man auch immer Schindler² beurteilt, Dieter Trautwein³ drückt sein Dilemma klar aus: „Aber wie hätte er seine Juden dem mörderischen Rudel der Wölfe entreißen können, wenn er nicht mit den Wölfen geheult hätte?“ 1999 wurde der Hildesheimer Nachlasskoffer zur dauernden Aufbewahrung ins größte Holocaust-Archiv Israels, Yad Vashem in Jerusalem, verbracht. Dort bleibt seine mutvolle Tat nun für alle Zeiten in den Materialien des „Hildesheimer Koffers“ aktenkundig und überprüfbar.

Emilie Schindler kam im höchsten Alter nach Deutschland zurück und starb im Herbst 2001.

2 Erika Rosenberg, Ich, Oskar Schindler, 2000

3 Dieter Trautwein, Oskar Schindler ... immer neue Geschichten, Frankfurt am Main 2000

Joachim Jeremias

Ein Dankeswort zum 100. Geburtstag am 20. Sept. 2000

Sein Leben

Am 20. September 1900 wurde Joachim Jeremias in einer Pastorenfamilie in Dresden geboren. Tiefsten Eindruck machten auf ihn die Jahre von 1910 bis 1915, in denen sein Vater lutherischer Propst in Jerusalem war. Diese Jahre schenken ihm eine innige Vertrautheit mit Geschichte, Kultur, Archäologie, Geologie und Geographie des Heiligen Landes. Schon 1922 promovierte er mit einer unter dem Einfluss von Gustaf Dalman entstandenen Arbeit „Jerusalem zur Zeit Jesu“ zum Dr. phil.. Dieses Werk wurde später unter starker Nutzung von Talmud und Midrasch weiter ausgebaut (3. Aufl. 1962). Im gleichen Jahr wurde er Repetent für Neues Testament in Herrnhut. Die Frömmigkeit der Brüdergemeinde stand seinem eigenen Glaubensleben nahe. 1923 promovierte er in Leipzig zum lic. theol.. 1924 wurde er als Dozent an das Herder-Institut in Riga berufen. 1925 habilitierte er sich in Leipzig mit seinem Werk „Golgatha“, das die Geschichte des Leeren Grabes Jesu darstellt. Ab 1925 war er für drei Jahre Privatdozent in Leipzig. 1926 veröffentlichte er „Das Gebetsleben Jesu“ (ZNW 25, 1926, S. 123-140). Diese knappe, aber gehaltvolle Arbeit war schon bezeichnend für den Arbeitsstil des Forschers. Bereits 1928 ging er als außerordentlicher Professor nach Berlin. 1929 folgte der junge Gelehrte einem Ruf als ordentl. Professor für Neues Testament an die Universität Greifswald. 1930 erschien „Jesus als Weltvollender“. 1932 behandelte der junge Professor „Die Passahfeier der Samaritaner und ihre Bedeutung für das Verständnis der alttestamentlichen Passahüberlieferung“. J. Jeremias hatte mehrmals an der urchristlichen Passahfeier der heute noch existierenden Samaritaner auf dem Berge Garizim teilgenommen, auch mit einem frühen Tonbandgerät versehen.

1935 folgte er einem Ruf nach Göttingen, wo er dann mehr als drei Jahrzehnte hindurch im Segen wirkte. Ungezählte künftige Pastoren lehrte er, die biblischen Texte mit methodisch geschulter Wissenschaftlichkeit zu interpretieren, was die unabdingbare Voraussetzung zu einer Predigt ist, die nicht nur beteuert, dass die Hauptsache die Hauptsache bleiben muss. In der NS-

Zeit bewahrte das Mitglied der Bekennenden Kirche manche jungen Menschen vor dem Massenrausch, der in Theologie und Kirche eine „Entjudung“ des Christentums verlangte und nach einem arischen Jesus rief. Sein Göttinger Kollege Hirsch war der theologische Bannerträger der sog. „Deutschen Christen“. Im Krieg war Joachim Jeremias Sanitäter im Göttinger Lazarett und konnte sich so weiter den Studierenden zuwenden. Den Studierenden schärfte er ein: *Nulla dies sine linea*, Kein Tag ohne Schriftstudium. Mir persönlich ist ein Votum unvergessen: „Das Wichtigste in der Wissenschaft ist, seine eigenen Produkte rücksichtslos abzutöten, wenn man merkt, daß es nichts ist.“

Joachim Jeremias betrieb neutestamentliche Forschung nicht um der Forschung willen, sondern als Dienst am Evangelium. So blieb er der kirchlichen Arbeit nahe, der er auch durch gut fassliche Vorträge diente. Sein gutes Verhältnis zum Judentum wurde durch einen Besuch Martin Bubers betont. Seit 1956 war J. Jeremias Vorsitzender der Septuaginta-Kommission der Akademie der Wissenschaften in Göttingen. Die griechische Übersetzung des Alten Testaments benutzt an manchen Stellen die älteste, überhaupt erreichbare hebräische Vorlage, auch wenn sie manchmal griechische Begriffe einträgt. Und im Neuen Testament wird die altbiblische Überlieferung oft nach der Septuaginta zitiert.

Zum 60. Geburtstag, 1960, wurde Joachim Jeremias durch die Festschrift „Judentum, Christentum, Kirche“ erfreut, die W. Eltester herausgab (2. Aufl. 1966). 1968 bis 1971 war er als Nachfolger seines Freundes Hermann Dörries Abt von Bursfelde (Nicolaus Heutger, Bursfelde, 2. Aufl., Hildesheim 1975, S. 71). 1970 gaben E. Lohse, C. Burchard und B. Schaller eine Festschrift zum 70. Geburtstag des großen Forschers heraus: „Der Ruf Jesu und die Antwort der Gemeinde“. Im gleichen Jahr promovierte ein katholischer Theologe über ein wichtiges Thema aus Jeremias' Lebenswerk: R. J. Braus, *Jesus as Founder of the Church according to Joachim Jeremias*, Diss. Rom 1970. Joachim Jeremias (vgl. Jörg Jeremias, Art. Joachim Jeremias, in: Friedrich Wilhelm Bautz ed., *Biographisch-Bibliographisches Kirchenlexikon III*, Herzberg 1992, Sp. 51-53) wurde von vier Universitäten durch ihren Ehrendoktor geehrt, von St. Andrews, Leipzig, Uppsala und Oxford. Joachim Jeremias wurde am 6. September 1979 in die Ewigkeit abgerufen. Sein Kollege Eduard Lohse, damals Hannoverscher Landesbischof, würdigte sein Lebenswerk (ZNW 70, 1979, S. 139 f., auch: Nachruf auf J. Jeremias = Jahrbuch der Akademie der Wissenschaften zu Göttingen 1979, S. 49-54; dazu

Carsten Colpe, Joachim Jeremias zum Gedächtnis = Zeitschrift des Deutschen Palästina-Vereins 96, 1980, S. 88 f.).

Sein Werk

Joachim Jeremias war Vorkämpfer einer Biblischen Theologie. Er steht so in der Theologiegeschichte neben Adolf Schlatter. Als Hochschullehrer war er geschickt und zugänglich. In Göttingen las er meistens im Auditorium Maximum. 1935 betonte er in seinem Buch „Die Abendmahlsworte Jesu“, das Abendmahl sei im Rahmen eines Passahmahles eingesetzt worden. Jesus habe seinen Tod als das auf Vergebung der Sünden möglichst vieler zielende Sterben des „Leidenden Gottesknechtes“ verstanden, mit dem der neue Gottesbund in Kraft trete. Fleißig arbeitete J. Jeremias auch an Kittel-Friedrichs „Theologischem Wörterbuch zum Neuen Testament“ und an der „Religion in Geschichte und Gegenwart“, RGG, 3. Aufl., Tübingen 1957 ff. mit. 1947 wurde erstmals sein Buch „Die Gleichnisse Jesu“ gedruckt, dessen 10. Auflage 1984 herauskam. Als Taschenbuch erreichte das Werk seine 10. Auflage 1988. 1948 erschien seine Arbeit „Unbekannte Jesusworte“ (3. Aufl. 1963, TB 1980). Der Ertrag an außerbiblisch überlieferten, echten Jesusworten hält sich freilich in höchst bescheidenen Grenzen. 1959 veröffentlichte Joachim Jeremias „Die Bergpredigt“. Diese Arbeit erschien 1970 in 7. Auflage und erlebte zahlreiche Übersetzungen. Die in der Bergpredigt zusammengefassten Jesusworte gehören zum Kern der Überlieferung von Jesus von Nazareth.

Schon früh erkannte der große Forscher die hohe Bedeutung der Höhlenfunde von Qumran (Joachim Jeremias, Die theologische Bedeutung der Funde am Toten Meer, Göttingen 1962). Sein Sohn Gert teilte diese Begeisterung, besonders in seiner Arbeit „Der Lehrer der Gerechtigkeit“, 1963. Seit 1949 war Joachim Jeremias Mitherausgeber der ZNW, der Zeitschrift für die Neutestamentliche Wissenschaft. Ab 1950 gehörte er auch zu den Herausgebern der „Beiträge zur Förderung christlicher Theologie“. Ebenfalls seit 1950 gab er zusammen mit seinem Tübinger Kollegen Otto Michel die Monographienreihe „Wissenschaftliche Untersuchungen zum Neuen Testament“ (WUNT) heraus. Jeremias arbeitete auch an der Reihe „Das Neue Testament Deutsch“ (NTD) mit. In seinem Kommentar zu den Pastoralbriefen (NTD Bd. 9, 1. Aufl. 1935, 12. Aufl. 1985) kam er zu einer originellen Sekretärs-hypothese, um die paulinischen Anklänge zu erklären. Darin ist ihm niemand gefolgt. Eine schöne Frucht seiner innigen Vertrautheit mit dem Land der

Heiligkeit ist sein Buch „Heiligengräber in Jesu Umwelt“, Göttingen 1958. Auf Sachüberreste im Heiligen Land weisen auch seine Arbeiten über die Wiederentdeckung des einzig im Johannesevangelium erwähnten Bethesda und über Mönchshöhlen hin.

In seinen Arbeiten „Die Kindertaufe in den ersten vier Jahrhunderten“, Göttingen 1958 – „Nochmal: Die Anfänge der Kindertaufe“, Theologische Existenz 101, München 1962, setzte er, besonders mit Hilfe der oikos-Stellen der Apostelgeschichte („er und sein ganzes Haus ließen sich taufen“), die Anfänge der Kindertaufe ganz früh an. 1962 erschien „Das Vater-Unser im Lichte der neueren Forschung“, 4. Aufl. 1967.

Der Cantus firmus seines Lebenswerkes war die Bemühung um den historischen Jesus („Das Problem des historischen Jesus“ = Calwer Hefte 32, 7. Aufl. Stuttgart 1973, zahlreiche Übersetzungen). Immer wieder betonte er: „Allein das Wort des Menschensohnes kann unserer Verkündigung Vollmacht geben.“ Freilich wussten die meisten seiner Hörer schon damals, dass einzig dem Gesamtzeugnis des Neuen Testaments theologische Verbindlichkeit eignen kann. Besonderen Wert legte Jeremias auf das sprachliche Herausarbeiten der ipsissima vox Jesu, also der ureigensten Worte Jesu. Dass auch sog. Gemeindebildungen eine aramäische Urform haben können, kam ihm nie in den Sinn. Überzeugend arbeitete Jeremias – auch von seiner überragenden Kenntnis des Judentums her – heraus, dass die entscheidend wichtige Botschaft vom Sühnetod Jesu (Markus 10, 45) bereits von Jesus selbst stammt und nicht erst in der frühen Gemeinde entstanden ist („Der Opfertod Jesu Christi“, 1963, 2. Aufl. 1966). Der Hauptunterschied zu seinen wissenschaftlichen Kontrahenten lag darin, dass Jeremias mit Recht die Anfänge des Christentums konsequent vor dem Hintergrund des palästinischen Judentums, des Frühjudentums, sah, während manch ein anderer das frühe Christentum als eine fast synkretistische Religion verstand, wobei einer mehr oder weniger greifbaren Gnosis ein hoher Rang beigelegt wurde. 1966 brachte der Neutestamentlicher einen Aufsatzband „Abba, Studien zur neutestamentlichen Theologie und Zeitgeschichte“ heraus. Der gottinnige Jesus hatte den Ewigen Abba, Pappa, genannt. Aber nicht nur er, wie Jeremias meinte, sondern auch z.B. der Beter und Wundertäter Choni/Onias (ca. 90-68 vor Chr.).

1971 wurde in Gütersloh der 1. Teil seiner Neutestamentlichen Theologie „Die Verkündigung Jesu“ veröffentlicht (4. Aufl. 1988). Dieses Werk wurde ins Chinesische, Englische, Französische, Italienische, Japanische, Katalanische, Koreanische, Portugiesische und Spanische übersetzt. Dieses Werk ist

als Gegen-Entwurf zu Bultmanns Theologie des Neuen Testaments zu verstehen, in dem die Verkündigung Jesu einzig zu den Voraussetzungen der neutestamentlichen Theologie gezählt wird. Erst nach Jeremias' Tod erschien 1980 sein umfangreiches Werk „Die Sprache des Lukas-Evangeliums. Redaktion und Tradition im Nicht-Markusstoff des dritten Evangelisten“, ein Meisterwerk neutestamentlicher Philologie.

Es ging im Lebenswerk von Joachim Jeremias vor allem um die Rekonstruktion der Verkündigung Jesu. In der Verkündigung Jesu sah er den zentralen Inhalt des neutestamentlichen Glaubensgutes, während manch ein anderer Forscher dem genau bekannten Weltapostel Paulus höchste Bedeutung beilegte. Joachim Jeremias war ein Forscher „zum Himmelreich gelehrt“, aus dessen nachgelassenem Schatz auch heute noch Neues und Altes (Mt. 13, 52) zu heben ist.

Akademische Lehrveranstaltungen Nicolaus Heutgers

Bearbeitet von Ursula Heutger

Promotionsvortrag Universität Münster, S.S. 1960: Das älteste Mönchtum im Lichte der Ausgrabungen und Entdeckungen

Lehrauftrag Hochschule Hildesheim, S.S. 1973/2 st.: Die Weltreligionen und das Christentum im Gespräch

Lehrauftrag Hochschule Hildesheim, W.S. 1973/74: Jüdischer Glaube und jüdisches Leben besonders im Zeitalter Jesu von Nazareth

Lehrauftrag Hochschule Hildesheim, S.S. 1974: Die Welt des Alten Testaments

Lehrauftrag Hochschule Hildesheim, W.S. 1974/75: Die großen Religionen der Menschheit – eine Einführung auf didaktischer Grundlage

Lehrauftrag Hochschule Hildesheim, S.S. 1975: Das Erste Buch Mose

Lehrauftrag Hochschule Hildesheim, W.S. 1975/76: Einführung in die Religionskunde

Gastvortrag 1976 Mahamakut-Universität Bangkok/Thailand: The Christian-Buddhist Dialogue

Lehrauftrag Hochschule Hildesheim, S.S. 1976: Das Judentum – auch Religionswissenschaftlicher Seminartag in Nienburg: Der Buddhismus in Thailand

Lehrauftrag Hochschule Hildesheim, W.S. 1976/77: Die Religionswelt Ostasiens

Lehrauftrag Hochschule Hildesheim, S.S. 1977: Kirchen, Gemeinschaften und Sekten – dazu Kirchengeschichtliches Kompaktseminar: 850 Jahre Kloster Walkenried

Lehrauftrag Hochschule Hildesheim, W.S. 1977/78: Einführung in die Kirchengeschichte

Lehrauftrag Hochschule Hildesheim, S.S. 1978: Die Welt des Alten Testaments – dazu Kompaktseminar in Nienburg: Juden in Niedersachsen

Lehrauftrag Hochschule Hildesheim, W.S. 1978/79: Die Religionen der Dritten Welt – dazu Kirchengeschichtlicher Seminartag im Dom zu Braunschweig: Das mittelalterliche Gotteshaus

Lehrauftrag Hochschule Hildesheim, S.S. 1979: Die Welt des Neuen Testaments – dazu Kirchengeschichtliches Kompaktseminar im Kloster Walkenried: Das Klosterwesen und Kirchengeschichtliche Exkursion Hirsau, Beuron, Reichenau, Fürstentum Liechtenstein u. Zillis

Lehrauftrag Hochschule Hildesheim, W.S. 1979/80: Klassische Geschichten der Bibel in unterrichtspraktischer Sicht

Lehrauftrag Hochschule Hildesheim, S.S. 1980: Das Judentum in Geschichte und Gegenwart – auch Besuch mit Studierenden der Aachener Zisterzienser-Ausstellung „Ordensleben zwischen Ideal und Wirklichkeit“

Lehrauftrag Hochschule Hildesheim, W.S. 1980/81: Das Augsbürgische Bekenntnis im Rahmen der Reformationsgeschichte

Lehrauftrag Hochschule Hildesheim, S.S. 1981: Die Welt des Alten Testaments

Lehrauftrag Hochschule Hildesheim, W.S. 1981/82: Die Religionen der Dritten Welt

Lehrauftrag Hochschule Hildesheim, S.S. 1982: Die Welt des Neuen Testaments – dazu Exkursion: Lutherstätten in der „DDR“

Lehrauftrag Hochschule Hildesheim, W.S. 1982/83: Der Islam – Lehre und Macht einer Weltreligion

Lehrauftrag Hochschule Hildesheim, S.S. 1983: 500 Jahre Martin Luther: Der Mann – Das Werk – Die Wirkung. Auch: Wochenend-Seminar: Das Klosterwesen

Vortrag Mittelalter-Weltkongress 1983 in der Western Michigan University Kalamazoo The Cistercian monasteries of Lower Saxony in the time of Reformation

Lehrauftrag Hochschule Hildesheim, W.S. 1983/84: Das Judentum in Geschichte und Gegenwart. Auch: Kirchengeschichtliches Wochenend-Seminar: 450 Jahre evangelisches Pfarrhaus in Niedersachsen

Lehrauftrag Hochschule Hildesheim, S.S. 1984: Die Religionswelt Ostasiens. Auch: kirchengeschichtliches Wochenend-Seminar: Aus Hildesheims Kirchengeschichte

Vortrag Mittelalter-Weltkongress Kalamazoo 1984: Daily life in medieval Cistercian monasteries of Lower Saxony

Lehrauftrag Hochschule Hildesheim, W.S. 1984/85: Die großen Religionen der Menschheit – Ein Überblick

Lehrauftrag Hochschule Hildesheim, S.S. 1985: Der Islam. Auch: Wochenend-Seminar: Sekten

Vortrag Mittelalter-Weltkongress 1985: 850 years monastery of Amelungsborn

Lehrauftrag Hochschule Hildesheim, W.S. 1985/86: Das Judentum. Auch: Wochenend-Seminar: Die Frau in der Bibel

Lehrauftrag Hochschule Hildesheim, S.S. 1986: Die Frau in den Religionen der Erde. Auch: Kirchengeschichtliches Kompaktseminar: Mönchtum und Ordenswesen

Lehrauftrag Hochschule Hildesheim, W.S. 1986/87: Die nichtchristlichen Religionen unter besonderer Berücksichtigung der Religionswelt Ostasiens. Auch Wochenend-Kompaktseminar: Luther

Lehrauftrag Universität Hildesheim, S.S. 1987: Der Islam. Auch: Kirchengeschichtliches Kompaktseminar: Die Kreuzzüge im Licht der Altertumswissenschaft des Heiligen Landes

Lehrauftrag Universität Hildesheim, W.S. 1987/88: Das Judentum. Auch: Wochenend-Seminar: Paulus

Lehrauftrag Universität Hildesheim, S.S. 1988: Sekten. Auch: Wochenend-Seminar: Das tägliche Leben im alten Israel

Lehrauftrag Universität Hildesheim, W.S. 1988/89: Der Islam. Auch: Kirchengeschichtliches Wochenend-Seminar: Die Kirchen und das Dritte Reich. Christentum und Nationalsozialismus

Vortrag New Melleray Abbey Dubuque 1990: Saint Malachy.

Vortrag Universität Vechta 1990: Die stauferzeitliche Münzprägung der Reichsabtissinnen

Vortrag Universität Vechta 1990: Frühformen der Ökumene: Simultane Stifte in Westfalen in der Barockzeit

Vorträge Mittelalter-Weltkongress Kalamazoo 1991: 1. Altenberg – a treasure house of Cistercian Art – and the efforts of the Altenberger Domverein 2. Synagogues in Lower Saxony

Vortrag Numismatik-Weltkongress Brüssel 1991: New light on Jewish Coins of the Second Temple period

Lehrauftrag Universität Osnabrück-Vechta, W.S. 1991/92: Die Geschichte der deutschen Juden

Lehrtätigkeit Staatsuniversität von Illinois 1992 u. 1993: Treasures of Medieval Art in Northern Germany

Lehrauftrag Carl von Ossietzky – Universität Oldenburg, W.S. 1993/94 2 st.: Geschichte der Juden in Deutschland

International Congress on Medieval Studies 1993, Western Michigan University Kalamazoo: The Filiation of the Monastery of Altenberg.

New Melleray Abbey O. Cist. Gastvortrag: Monastic Research in Europe.

Lehrauftrag Oldenburg, S.S. 1994, 2st.: Jüdische Lebenswelten. Leidvolle Geschichte und lebendige Gegenwart

29. International Congress on Medieval Studies 1994, Western Michigan University Kalamazoo: History and piety at the monastery of Medingen

Lehrauftrag Universität Oldenburg, W.S. 1994/95, 2 st.: Jüdische Spuren in Niedersachsen

30. International Congress on Medieval Studies 1995, Western Michigan University Kalamazoo: The Monastery of Loccum in the Light of new research.

Lehrauftrag Universität Oldenburg, S.S. 1995: Das Land der Heiligkeit: Einführung in die Biblische Landes- und Altertumskunde (unter besonderer Berücksichtigung der israelischen Ausgrabungen und Entdeckungen)

Lehrauftrag Universität Oldenburg, W.S. 1995/96: Geschichte der Juden in Deutschland

Gastprofessur Universität Dorpat/Tartu, Estland, Februar bis April 1996: 1. Konfessionskunde 4 st., 2. Ordensgeschichte 2 st., 3. Staat und Kirche in

Geschichte und Gegenwart unter besonderer Berücksichtigung des NS-Regimes und des Bolschewismus, z.B. im Baltikum 2 st.

Lehrauftrag Oldenburg, S.S. 1996: Die Juden als Minderheit in der europäischen Geschichte.

Lehrauftrag Oldenburg, W.S. 1996/97: Die deutsch-jüdische Symbiose: Der vielfältige Beitrag der Juden zur Kultur des deutschen Sprachraumes

Lehrauftrag Oldenburg, S.S. 1997: Gottes Minorität in unserem Land. 900 Jahre Juden in Niedersachsen im Lichte neuer Forschungen

Wiss. Hochschule Vechta Gastvortrag 1997: Die „neue Frömmigkeit“ (Devotio moderna) unter besonderer Berücksichtigung der Reformklöster Niedersachsens.

Lehrauftrag Oldenburg, W.S. 1997/98: 1600 Jahre Geschichte der Juden in Deutschland.

Lehrauftrag Oldenburg, S.S. 1998 Die deutsch-jüdische Symbiose 1848-1933. Der jüdische Beitrag zur Kultur des deutschen Sprachraumes

Wiss. Hochschule Vechta Gastvortrag 1998: Die Nachgeschichte des Tempelherrenordens

Lehrauftrag Oldenburg, W.S. 1998/99: Die Geschichte der Juden in Niedersachsen im Lichte der neueren Forschung.

Lehrauftrag Oldenburg, S.S. 1999: Die Juden in der europäischen Geschichte.

Lehrauftrag Oldenburg, W.S. 1999/2000: Das deutsch-jüdische Kulturerbe. Der vielfältige Beitrag der jüdischen Deutschen zur Kultur des deutschen Sprachraums.

Lehrauftrag Oldenburg, S.S. 2000: Der Tod war ein Meister aus Deutschland. Die Shoa und die Nachgeschichte des Holocaust.

Universität Bremen Gastvortrag 2000: Deutsch-jüdische Publizistik

Internationale Akademie für Philosophie im Fürstentum Liechtenstein Gastvortrag 2000: Der Anteil der Juden an der neueren Philosophie im deutschen Sprachraum

Lehrauftrag Universität Oldenburg, W.S. 2000/2001: 1700 Jahre Geschichte der Juden in Deutschland.

Lehrauftrag Universität Oldenburg, S.S. 2001: Die Juden als Minderheit in der europäischen Geschichte

Lehrauftrag Universität Oldenburg, WS 2001/2002: Die Bilanz der deutschen Judenheit: Der vielfältige Beitrag der Juden zur Kultur des deutschen Sprachraumes unter besonderer Berücksichtigung der Literatur und der Musik

Bibliographie

Bearbeitet von Ursula Heutger

1955

Frühe Arbeiten vor 1955 bei Friedrich Busch, Schaumburgische Bibliographie, Hildesheim 1964, Register Heutger

Möllenbeck – ein evangelisches Kloster = Quatember, Jahrg. 1954/55, 3. Heft, S. 159 f.

Side – ein Pompeji des Ostens = Die Umschau in Wissenschaft und Technik, 55. Jahrg. 1955, S. 630

1956

Die Bursfelder Reform = Quatember, 21. Jahrg., Kassel 1956/57, S. 210-215

1959

Das Nachleben der alten monastischen und stiftischen Formen in nachreformatorischer Zeit in den welfischen Landen und in der Grafschaft Schaumburg, Diss. Theol. (Masch.Schr.) Münster 1959

1961

Evangelische Konvente in den welfischen Landen und der Grafschaft Schaumburg, Hildesheim 1961, 190 Seiten (Besprechungen: Archiv für Liturgiewissenschaft 9, S. 318; Jahrbuch für Liturgik und Hymnologie, 1963, S. 218; Theologische Literaturzeitung 88, 1963, Sp. 358; Cistercienser-Chronik 70, 1963, S. 40 f.; Archiv für Kirchengeschichte, Wien 1963, Heft 1; Zeitschr. der Savigny-Stiftung für Rechtsgeschichte, Kanonistische Abteilung, Bd. 81, 1964)

1961-1995 ungezählte Sonntagsbetrachtungen in der Weser-Beilage der Zeitung „Die Harke“, Nienburg

1962

Das Stift Möllenbeck an der Weser, Hildesheim 1962, 107 Seiten – 1. Ausgabe (Besprechungen: Hans Liermann in Zeitschr. für Ev. Kirchenrecht 16, 1971, S. 97-100; Engel in Nieders. Jb. für Landesgesch. 35, 1963, S. 263 f.)

1963

Politische Hintergründe des sächsischen Kampfes gegen Heinrich IV. = Heimatland Hannover, 1963, S. 203-206

Loccumer Grabschriften aus nachreformatorischer Zeit = Jahrbuch der Gesellschaft für niedersächsische Kirchengeschichte, 61. Bd. 1963, S. 135-141

1964

Die Kreuzkirche in Nienburg, Festschrift zur Einweihung, Langen 1964

Evangelische Kirchenkunst in Niedersachsen = „Heimatland“ Hannover, 1964, S. 169-179

1965

Von vielen Aufsätzen gibt es Nachdrucke oder Vorformen. Hier wird einzig der authentische Text nachgewiesen

1966

Vatikanische Briefmarken – Kunst und Geschichte, Göttingen 1966, 70 Seiten
Besprechung von E. Stiller, Die Unabhängigkeit des Klosters Loccum von Staat und Kirche nach der Reformation, in: Niedersächsisches Jb. für Landesgesch. 38, 1966, S. 266

Besprechung von E. Kittel ed. Kloster und Stift St. Marien in Lemgo, in: Niedersächsisches Jb. für Landesgesch. 38, 1966, S. 263 f.

Kloster und Stift Leeden = Jb. des Vereins für Westfälische Kirchengeschichte 59/60, 1966/67, S. 83-92

Die evangelischen Stifter Niedersachsens in ihrer jüngsten Entwicklung = „Niedersachsen“, 1966, S. 162-170

1967

Eine Kirchenordnung der lutherischen Gemeinde Altena aus dem Jahre 1626 = „Der Märker“, 16. Jahrg. 1967, S. 140

Die ev. Kirche im Landkreis Nienburg, in: Der Landkreis Nienburg, Oldenburg 1967, S. 42-51

Besprechung von H. W. Krumwiede (ed.), Vorchristlich-christliche Frühgeschichte, in: Niedersächsisches Jb. für Landesgesch. 39, 1967, S. 359

1968

Das Kloster Amelungsborn im Spiegel der zisterziensischen Ordensgeschichte. Mit einem Vorwort von Prof. D. Dr. Christhard Mahrenholz, Hildesheim 1968, 103 Seiten (Besprechungen: *Analecta Cisterciensia* XXIV, 1968 fasc. 2, S. 303; *Zeitschr. für ev. Kirchenrecht* 16, 1971, S. 321-324; Hermann Engfer in: *Die Diözese Hildesheim in Vergangenheit und Gegenwart*, 1969, S. 137; Georg Schnath in *Niedersächsisches Jb. für Landesgesch.* 41/42, 1969/70, S. 272)

Evangelische und simultane Stifter in Westfalen. Mit einem Anhang Zu Luthers Stellung zum Klosterwesen nach 1521, Hildesheim 1968, 167 Seiten (Besprechungen: Ottokar Israel in *Niedersächsisches Jb. für Landesgesch.* 41/42, 1969/70, S. 269 f.; Hans Liermann in: *Zeitschr. für ev. Kirchenrecht* 16, 1971, S. 229-232; *Osnabrücker Mitteilungen* 76, 1969, S. 251; *Westfälische Forschungen* 29, 1978, S. 278; *Cîteaux – Commentarii Cistercienses* 20, 1969, S. 381)

Johannes Buxtorf in *Basel = Judaica*, 23. Jahrg. 1968, S. 69-81

1969

Die evangelisch-theologische Arbeit der Westfalen in der Barockzeit, Hildesheim 1969, 176 Seiten (Besprechungen *Hospitium Ecclesiae*, *Forschungen zur bremischen Kirchengeschichte* 6, 1969, S. 149 f.; Joh. Wallmann in: *Histor. Zeitschr.* 212 (Heft 2), S. 430 f.; Wenschkewitz in: *Osnabrücker Mitteilungen* 81, 1974, S. 229 f.; *Lippische Mitteilungen aus Geschichte und Landeskunde* 39, 1970; „Westfalen“ 48, 1970 (1971), H. 1/4, S. 277 f.; *Neues Westfälisches Schrifttum*, Münster 1971, S. 28 f.)

Bursfelde und seine Reformklöster in Niedersachsen. Mit einem Vorwort von Paulus Volk, OSB 1. Aufl., Hildesheim 1969, 118 Seiten

Bischof Benno II. von Osnabrück und seine Stellung im Investiturstreit = *Jahrbuch der Gesellschaft für Niedersächsische Kirchengeschichte* 67, 1969, S. 107-114

Die Münzprägung der Abtei Bursfelde = *Geldgeschichtliche Nachrichten*, 4. Jahrg. 1969, S. 142 f.

Ende 1969 bis Ende 2000: Numismatische Rundschau in jeder Ausgabe der Zeitschrift *money trend*, zunächst Vaduz/Fürstentum Liechtenstein, später Wien/Österreich

1970

Kloster Amelungsborn in der deutschen Literaturgeschichte = Kerygma und Melos, Festschrift für Prof. D. Dr. Christhard Mahrenholz, 1970, S. 512-517
 Die Universität Rinteln als Stätte des konfessionellen Ausgleichs = Jahrbuch der Gesellschaft für Niedersächsische Kirchengeschichte 68, 1970, S. 147-152
 Besprechung von O.K. Roller, „Münzen, Geld und Vermögensverhältnisse in den Evangelien“ in: Geldgeschichtliche Nachrichten, 5. Jahrg. 1970, Nr. 17, S. 46

1971

Loccum – Eine Geschichte des Klosters, Hildesheim 1971, 156 Seiten (Besprechung von Hermann Josef Roth in Historische Zeitschrift 216, 1973, S. 218 f.)

Archäologische Entdeckungen in Israel = Deutsches Allgemeines Sonntagsblatt 46, (14.11.) 1971, S. 15

1972

Zusammen mit Frithjof Bestmann: Das Stift Bassum im Rahmen der niedersächsischen Kirchengeschichte, Hildesheim 1972, 164 Seiten (Besprechungen Hospitium Ecclesiae, Forschungen zur Bremischen Kirchengeschichte 9, Bremen 1975, S. 137 f.; Archiv für Liturgiewissenschaft 16, 1974, S. 701; Zeitschrift für ev. Kirchenrecht, Bd. 21, 1976, S. 110-112; Zeitschr. für Schleswig Holst. Kirchengesch., 1973, S. 94 f.)

Historische Weserstudien, Hildesheim 1972, 158 Seiten. Enthält u.a. Evangelische Kirchenkunst in Niedersachsen, Marklohe an der Weser und Das elfhundertjährige Stift Wunstorf.

Besprechung von W. Schäfer „Kleine Verdener Stiftsgeschichte“ in: Niedersächsisches Jahrbuch für Landesgeschichte, 44, 1972, S. 415

1973

Bruno Quaet-Faslem in Niedersächsische Lebensbilder 8, Hildesheim 1973, S. 187-191

1974

Grenzraum der Numismatik: Orden und Siegel = Berichte aus allen Gebieten der Geld- Münzen- und Medaillenkunde, 14. Jahrg. 1974, S. 2079-2081

Besprechung von Klages-Heinemeyer, „Jeremia“ in: Zeitschr. für Religionspädagogik, 29. Jahrg. 1974, S. 188

1975

Bursfelde und seine Reformklöster, 2. Erweiterte Auflage, mit Beiträgen von Hanns Lilje, Götz Harbsmeier und Paulus Volk, Hildesheim 1975, 147 Seiten (Besprechung Zeitschrift für Kirchengeschichte 88, 1977, S. 104 f.

Meron – eine Stätte jüdischer Volksfrömmigkeit = Judaica 31. Jahrg., Zürich 1975, S. 65-70

Heilig-Jahr-Gepräge = Geldgeschichtliche Nachrichten, 10. Jahrg. 1975, S. 323

In Israel schreien die Steine ... Neue Ausgrabungen und Entdeckungen im Hl. Land = Judaica 31. Jahrg., Zürich 1975, S. 147-150

Zukunft für unsere Vergangenheit, Hildesheim 1975, 206 Seiten. Enthält u.a. 950 Jahre Nienburg, Die Bau- und Kunstdenkmale der Stadt Nienburg, Die Bau- und Kunstdenkmale des Stiftes Obernkirchen, Die Bau- und Kunstdenkmale der Stadt Bassum und Riddagshausen in der Zisterzienserkunst (Besprechung Heimatland, 1976, S. 262 f.)

Einführung in die Münzkunde (Taschenbücher für Geld, Bank und Börse Bd. 68) Frankfurt am Main 1975, 120 Seiten (Besprechung Münzen-Revue Basel, 1976, S. 375)

1976

Die echten Stätten des Lebens Jesu = „Im Lande der Bibel“, Berlin 1976, (Heft 2), S. 19-21

Medicina in nummis = Zürcher Münzbote 5, 1976, S. 14-17

1977

Zusammen mit Günther Klages: Weltreligionen und Christentum im Gespräch, Hildesheim 1977, 261 Seiten. Mit einem Beitrag von Prinzessin Poon Pismai Diskul, Präsidentin des Buddhistischen Weltbundes (Besprechungen Neue Unterrichtspraxis, Hannover 1977, S. 261f.; Zeitschr. für Religionspädagogik, Dortmund 1977 (4), S. 128; H. Angermeyer in: Günter Brakelmann und Peter Stolt ed., Wissenschaft und Praxis in Kirche und Gesellschaft, 68. Jahrg., Göttingen 1979, S. 366)

850 Jahre Kloster Walkenried. Mit Beiträgen von Hanns Lilje u.A., Hildesheim 1977, 163 Seiten (Besprechungen Edmund Mikkers in: Cîteaux, Com-

mentarii Cistercienses XXIX, Achel 1978 (Fasc. 3-4), S. 343 f.; Peter von Tiling in: Zeitschrift für ev. Kirchenrecht, 31. Bd., Tübingen 1986, S. 490-492)

1978

Niedersächsische Juden, Hildesheim 1978, 103 Seiten (Besprechungen Hans-Joachim Schoeps in: Zeitschr. für Religions- und Geistesgeschichte XXXI, 1979 (H. 3), 291 f.; International Survey of Jewish Monuments, University of Illinois at Urbana Champaign VI, 1983 Nr. 2; vgl. auch Helmut von Jan in Alt-Hildesheim 50, 1979, S. 112 f.)

Aus Niedersachsens Kulturerbe, Hildesheim 1978, 190 Seiten. Enthält u.a. Domstift Bremen, 800 Jahre St. Marienberg in Helmstedt, Hölty und Mariensee und Josua Stegmann.

Caesaraea und Akko. Zwei Küstenstädte im Heiligen Land = „Im Lande der Bibel“, 1978 (Heft 1), S. 3-5

Die Samaritaner = „Im Lande der Bibel“, Berlin 1978 (Heft 2/3), S. 20-23

Herder in Niedersachsen, 2. Aufl., Hildesheim 1978, 114 Seiten

1979

Praktische Münzkunde, Göttingen (Goltze) 1979, 240 Seiten (Besprechungen Die Welt-Konjunktur, Zürich Sept. 1981, S. 15; „Die Münze“, 11. Jahrg., Braunschweig 1980, Heft 1, S. 22)

Besprechung von Bolz-Klages „Religiöser Gruppenprotest“ in: Zeitschr. für Religionspädagogik, 1979, S. 140

Kultur und tägliches Leben im 14. Jahrhundert, Festvortrag zur 600-Jahrfeier der St. Marienkirche in Hess. Oldendorf 1977 = Schaumburger Heimat 10, Rinteln 1979, S. 62-66, Neudruck Museumsverein Hameln, Jahrbuch 1999, S. 77-81

Artikel „Kemnade“ und „Schinna“ in: Ulrich Faust ed. Germania Benedictina, Bd. VI, Norddeutschland, St. Ottilien 1979, S. 267-269 u. 454-456

1980

Die lukanischen Samaritanererzählungen in religionspädagogischer Sicht = „Wort in der Zeit“, Festgabe für Karl Heinrich Rengstorf zum 75. Geburtstag, ed. Wilfrid Haubeck und Michael Baumann, Leiden (Brill) 1980, S. 275-287
Silberne Konfirmation, Predigt über Psalm 18,30 = Homiletische Monatshefte, 55. Jahrg., Göttingen 1979/80, Heft , S. 364-366

Besprechung von Rolf Rendtorff ed., Arbeitsbuch Christen und Juden, 1979, in: „Friede über Israel“, Zeitschr. für Kirche und Judentum 1980, S. 93

Zisterzienserklöster in der Zeit der Reformation = Die Zisterzienser. Ordensleben zwischen Ideal und Wirklichkeit = Schriften des Rheinischen Museumsamtes Nr. 10, Bonn 1980, S. 255-266, vgl. auch 622 u. 627 (Ausstellung im Krönungssaal des Rathauses in Aachen, vgl. dazu Analecta Cisterciensia XL, Rom 1984, S. 23)

Besprechung von „Anne Frank“, Heidelberg 1979 in: Friede über Israel, 1980, S. 139

Volkstrauertag-Predigt über Weisheit 3, 1-6 u. 9 = Homiletische Monatshefte, 55. Jahrg., Göttingen 1979/80 (Heft 12), S. 526-528

Schöpfungsglaube und Naturwissenschaft. Didaktische Perspektiven. Mit Beiträgen von Franz Kardinal König, Erzbischof von Wien, und Prof. Dr. Joachim Illies, Direktor der Limnologischen Flußstation des Max Planck-Institutes Schlitz, Gießen (M. G. Schmitz) 1980, 56 Seiten

Die niedersächsischen „Löser“ = „Niedersachsen“, 80. Jahrg. 1980, S. 157

1981

Auf den Spuren der spanischen Silberflotten. Schatzsuche damals und heute = Damals. Zeitschrift für Geschichtliches Wissen, 13. Jahrg. 1981, S. 345-359

Ostern im alten Niedersachsen = „Heimatland“, 1981, S. 56 f.

Abtseinführung in Bursfelde = Erbe und Auftrag, Benediktinische Monatschrift, 57. Jahrg., Beuron 1981, S. 394 f.

Jubiläums-Konfirmation, Jesaja 46,4 = Homiletische Monatshefte, 56. Jahrg. 1981, S. 469 f.

Des Schaumburger Landes Erster Missionar (i.e. Sensemann) = Schaumburg-Lippische Heimat-Blätter 32, 1981, Nr. 3

Weihnachten im alten Niedersachsen = „Niedersachsen“, 81. Jahrg. 1981, S. 161

Predigt über Jesaja 61, 1-4, 9-11 = Homiletische Monatshefte, 57. Jahrg. 1981/82, S. 98-100

1982

Der frühere Besitz der niedersächsischen Benediktinerklöster in staatlicher Sonderverwaltung = Erbe und Auftrag, Benediktinische Monatschrift, 58. Jahrg., Beuron 1982, S. 66-70

1100 Jahre Bücken. Das Stift Bücken in Geschichte und Kunst, Hildesheim 1982, 64 Seiten und 80 Tafeln. (Besprechungen: Ortwin Rudloff in: *Hospitium Ecclesiae*, Forschungen zur Bremischen Kirchengeschichte 13, Bremen 1982, S. 279 f., Angelus A. Häußling OSB in: *Archiv für Liturgiewissenschaft*, 26. Jahrg., Regensburg 1984 (Heft 3), S. 398)

Predigt über Jesaja 49, 1-6 = *Homiletische Monatshefte*, 57. Jahrg. 1982, S. 453-455

800 Jahre Kloster Heiligenrode (Festvortrag) = *Erbe und Auftrag*, *Benediktinische Monatsschrift*, 58. Jahrg., Beuron 1982, S. 319-322

St. Peter in Salzburg, 1400-jähriges Bestehen = *Lutherische Monatshefte*, 21. Jahrg. 1982, S. 615, auch: *Erbe und Auftrag*, 58. Jahrg. 1982, S. 462-464

Exkursion zu den Lutherstätten in der „DDR“ = *aktuell – Hochschule*, Hildesheim 1982, Nr. 3, S. 19

1983

Münzen im Lukasevangelium = *Biblische Zeitschrift* ed. Josef Schreiner und Rudolf Schnackenburg, Paderborn 1983 (Heft 1), S. 97-101

Die Münzprägung der niedersächsischen Benediktinerabteien = *Erbe und Auftrag*, 59. Jahrg., Beuron 1983, S. 147 f.

Die Münzen der Erzbischöfe von Bremen = *money trend*, 15. Jahrg., Vaduz 1983, Nr. 6, S. 17 u. 19

Auf benediktinischen Spuren in Niedersachsen = *Erbe und Auftrag*, 59. Jahrg., Beuron 1983, S. 234-236

Predigt zum Schulanfängergottesdienst (Mk 10, 13-16) = *Homiletische Monatshefte*, 58. Jahrg. 1982/83, S. 415-417

Der Münzfund von Badbergen = „Niedersachsen“, 1983, S. 74

Not- und Belagerungsmünzen = *Neuer Zürcher Münzbote*, Zürich 1983, Nr. 3

Die Kirche St. Cosmae et Damiani zu Exten = *Schaumburger Heimat* 14, Rinteln 1983, S. 28-36

Alte Spardosen und Geldbeutel = *Neuer Zürcher Münzbote*, Zürich 1983, Nr. 4

Bismarck-Medaillen = *money trend*, 15. Jahrg., Vaduz 1983, Nr. 11, S. 28 f.

Einleitung zum Reprint von Alexander Missong, Die Münzen des Fürstenhauses Liechtenstein (Topos-Verlag), Vaduz 1983, S. IX-XLIII
(Besprechung: *Münzen-Revue*, 16. Jahrg. 1984, S. 218)

Fritz Heller, Der Gründer des Nienburger Museums = 75 Jahre Museumsverein für die Grafschaften Hoya, Diepholz und Wölpe, Nienburg 1983, S. 12-15
 Das Zisterzienserkloster Walkenried im Lichte der neueren Forschung = Cistercienser Chronik, 91. Jahrg. 1983, S. 63-65
 Die Zisterzienser in Kalamazoo (Kongreßbericht) = Cistercienser Chronik, 91. Jahrg. 1983, S. 74 f.
 Münzfunde in Niedersachsen = Heimatland, 1983, S. 178 f.
 Kloster Marienwerder = Heimatbuch 1, Menschen und Landschaft um Hannover, Hannover 1983, S. 11-16
 Luthers Stellung zum Islam = Zeitschrift für Religions- und Geistesgeschichte XXXV, Köln 1983 (Heft 4), S. 359-362

1984

Schaumburger Mordkreuze = Schaumburger Heimat, Bd. 15, Rinteln 1984, S. 75-77
 Ein Meisterwerk benediktinischer Kunst: Das Evangeliar Heinrichs des Löwen = Erbe und Auftrag, 60. Jahrg., Beuron 1984, S. 150 f.
 Die Münzprägung der Abtei Corvey = Erbe und Auftrag, 60. Jahrg., Beuron 1984, S. 139-141
 Paulus auf Malta im Lichte der maltesischen Topographie = Biblische Zeitschrift, Paderborn 1984, S. 86-88
 Falschmünzer im alten Niedersachsen = Walkenrieder Hefte ed. K.H. Spieß, Hamburg 1984, Heft 5, S. 50-52, auch: Numismatisches Nachrichtenblatt 35. Jahrg., Speyer 1986, S. 84 f.
 Predigt über 1. Petr. 2, 2-10, Homiletische Monatshefte, 59. Jahrg., 1983-84, S. 389-392
Aus Hildesheims Kirchengeschichte, Hildesheim, August Lax, 1984, 88 Seiten (Besprechung Archiv für Liturgiewissenschaft, 27. Jahrg., Regensburg 1985 (Heft 3), S. 450 f.
 Die schauburgischen Geldzeichen und Medaillen = Schaumburg-Lippische Heimat-Blätter, 35. Jahrg. 1984, S. 183-188; 36. Jahrg. 1985, S. 13
 Zum 100. Geburtstag Rudolf Bultmanns = Neue Deutsche Hefte, 31. Jahrg., Berlin 1984 (Heft 3), S. 536-542
 Besprechung von G. Klages-K. Heinemeyer, Religion: Orientierung und Praxis, Hildesheim 1982, in: „Religion heute“, 1984, Heft 2
 Die Zisterzienser-Sektion Kalamazoo 1984 = Cistercienser Chronik, 91. Jahrg. 1984, S. 74-77
 Die Zisterze Marienrode = Cistercienser Chronik, 91. Jahrg. 1984, S. 11-16

1985

- Bassum – das älteste Stift Deutschlands. Alt-Hannoverscher Volkskalender, 113. Jahrg., Sulingen 1985, S. 88-91
- Prokuratoren-Münzen auf dem Turiner Grablinnen = Biblische Zeitschrift, Paderborn 1985, S. 105 f.
- Predigt über Matth. 28, 1-10 = Homiletische Monatshefte, 60. Jahrg. 1984/85, Heft 6, S. 242-244
- Artikel Christoph Scheibler in: Robert Stupperich ed., Westfälische Lebensbilder XIII, Münster 1985, S. 45-55
- Notes on Cistercian Architectural Remains and daily life in Lower Saxony = E. Rozanne Elder ed., Goad and Nail = Studies in Medieval Cistercian History X, Kalamazoo 1985, S. 148-150
- Möglichkeiten geschichtlicher Annäherung = „Friede über Israel“ – Zeitschrift für Kirche und Judentum, 68. Jahrg., Hannover 1985, S. 68 f.
- Jugend unterm Hakenkreuz = Schaumburger Heimatblätter, Rinteln 8.6. u. 15.6.1985 (Beilage zur Schaumburger Zeitung, Erinnerungen an die Jahre 1942-1945)
- 850 Jahre Kloster Amelungsborn, in: Berthold Ostermann und Dieter Schrader ed., Beiträge aus dem Kloster Amelungsborn II, Arnsberg 1985, S. 71-76
- Advents-Ansprache über Psalm 24, 7-10 = Homiletische Monatshefte, 61. Jahrg. 1985/86, Heft 1, S. 28 f.
- Predigt über Rö 8, 31 b - 39 zum Altjahrsabend = Homiletische Monatshefte, 61. Jahrg. 1985/86, Heft 2, S. 61-63
- Kalamazoo (Kongreßbericht) = Cistercienser Chronik, 92. Jahrg. 1985, S. 113 f.
- Amelungsborn (850-Jahrfeier) = Cistercienser Chronik, 92. Jahrg. 1985, S. 111 f.
- Die niedersächsischen Kirchen und die Juden = „Friede über Israel“, 68. Jahrg., Hannover 1985, S. 153 f.
- Katharina von Hoya, Äbtissin von Wienhausen = Die Diözese Hildesheim in Vergangenheit und Gegenwart, 53. Jahrg., Hildesheim 1985, S. 49-52

1986

- Münzen und Medaillen auf deutsche Universitäten = money trend, 18. Jahrg., Vaduz 1986, Heft 2, S. 29 f.
- Die Münzen König Edwards VIII. = money trend, 18. Jahrg., Vaduz 1986, Heft 3, S. 26 f. u. 62

Reste des Jüdisch-Deutschen im heutigen Niedersachsen = „Friede über Israel“, 69. Jahrg., Hannover 1986, S. 17

Die Natur in den nichtchristlichen Religionen = Neue Deutsche Hefte, 1986, S. 3-7

Königliche Gräber in Jerusalem = „Bibel und Kirche“, 41. Jahrg., Stuttgart 1986, S. 85 f.

Mönchtum und Ordenswesen, Bericht über ein Wochenend-Seminar = aktuell, Hochschule Hildesheim 2/1986, S. 38

Die Anfänge des Klosters Derneburg in Holle = Egon W. J. Perkuhn, Unter der Eiche von Holle I, Hildesheim 1986, S. 49-53

Jüdische Sachüberreste in Niedersachsen = „Friede über Israel“, 69. Jahrg., Hannover 1986, S. 162-164

Kloster Wennigsen – Kunst und Geschichte = Armin Mandel ed., Heimatbuch 4, Menschen und Landschaft um Hannover, Hannover 1986, S. 103-106

1987

Leben um zu lernen: Gasthörer an der Hochschule Hildesheim = aktuell, Hochschule Hildesheim 1/1987, S. 18 f.

Geld in altbiblischer Zeit = Bernd Jörg Diebner ed., Dielheimer Blätter zum Alten Testament, Nr. 23/24, 1987, S. 186-190

Notes on the 850th Anniversary of Amelungsborn = John R. Sommerfeldt ed., Erudition at God's Service, Cistercian Studies 98, Kalamazoo 1987, S. 323-325

Das KZ Bergen-Belsen = „Friede über Israel“, 70. Jahrg., Hannover 1987, S. 59 f.

Zisterzienser-Nonnen im mittelalterlichen Niedersachsen = Cîteaux = Commentarii Cistercienses, Achel 1987 (fasc. 3/4), S. 193-200

Erziehung im Alten Israel = Karl Heinemeyer ed., Theologische und religionspädagogische Beiträge – Günther Klages zum 65. Geburtstag gewidmet, Hildesheim 1987, S. 176-182

Kirche und Stift Bassum, 2. Aufl., München-Berlin 1987 = Große Baudenkmäler Heft 224, zusammen mit Rudolf Fantini, Barbara von Wallenberg-Pachaly und Herbert Köhler

Glaube wider den Augenschein = Besprechung von Heinemeyer-Klages „Prophetie im Unterricht“ in: Lutherische Monatshefte, 26. Jahrg., Hannover 1987, Nr. 8

In der Heimat des Oliver Plunkett = Kirchenzeitung, 42. Jahrg., Hildesheim 1987, Nr. 29, S. 5

Christliche Bildwerke mit jüdischem Bezug in Niedersachsen = „Friede über Israel“, 70. Jahrg., Hannover 1987, S. 157 f.

Das Stift Möllenbeck an der Weser. Kanonissenstift, Windesheimer Chorherrenstift, Evangelisches Stift, 2. Völlig neu bearbeitete Auflage, Hildesheim 1987, 287 Seiten (Besprechungen: Deutsches Archiv für Erforschung des Mittelalters, Bd. 44, 1988, S. 321. Jahrbuch der Gesellschaft für Niedersächsische Kirchengeschichte, 87. Bd. 1989, S. 266. Zeitschrift für ev. Kirchenrecht, 37. Bd., Tübingen 1992, S. 440 f.)

1988

Niedersächsische Münzfunde aus dem Mittelalter = Alt-Hannoverscher Volkskalender, 116. Jahrg., Sulingen 1988, S. 62-64

Evangelische Klöster = Lutherische Monatshefte, 27. Jahrg., Hannover 1988, S. 91 f.

Der Tempelbezirk in Jerusalem = „Bibel und Kirche“, 43. Jahrg., Stuttgart 1988, I, S. 24-27

Das Papiergeld Israels = money trend, 20. Jahrg. 1988, Heft 5, S. 90 f.

Die evangelischen Christen und Marienrode = Wilfried Meyer ed. Marienrode, Gegenwart und Geschichte eines Klosters, Hildesheim 1988, S. 40-42
500 Jahre Hallenkirche St. Lamberti in der Hildesheimer Neustadt, Hildesheim 1988, 120 Seiten (Besprechung: Alt-Hildesheim, Bd. 59, Hildesheim 1988, S. 140)

Die Münzprägung der alten Benediktinerabtei Hersfeld = „Erbe und Auftrag“, 64. Jahrg., Beuron 1988, S. 481 f.

Die evangelischen Klöster und Stifte in Niedersachsen = „Quatember“, 52. Jahrg. (Heft 3), Hannover 1988, S. 146-148

Die Bassumer Münzprägung = „Heimatblätter“, Beilage der Kreiszeitung Syke, Nr. 8, 9.4.1988

Kalamazoo – Kongreßbericht = Cistercienser-Chronik 1988, Heft 1-2, S. 55-57

Riddagshausen – Zisterziensermuseum = Zisterzienser-Chronik 1988, Heft 1-2, S. 59 f.

Das Zisterzienserkloster Walkenried im Lichte der neueren Forschung = Heimatblätter für den Süd-Westlichen Harzrand, Heft 44, Osterode 1988, S. 44-47
Hermann Guthe – ein Pionier der biblischen Archäologie = Bernd Jörg Diebner ed., Dielheimer Blätter zum Alten Testament Nr. 25, Dielheim 1988, S. 144-147

1989

Holocaust und Niedersachsen = „friede über Israel“, 72. Jahrg. (Heft 1), Hannover 1989, S. 14-16

Kloster Lamspringe = „Erbe und Auftrag“, 65. Jahrg., Beuron 1989, S. 240-242

Aus der Geschichte der evangelischen Kirchenchöre in Hildesheim bis 1945 = Niedersächsischer Kirchenchorverband, 100jähriges Bestehen, 1989, S. 38-41

Die niedersächsischen Pastoren und die Juden = „friede über Israel“, 72. Jahrgang (Heft 3), Hannover 1989, S. 123-127

Überkommene Synagogen und Synagogenreste in Niedersachsen = „friede über Israel“, 72. Jahrgang (Heft 4), Hannover 1989, S. 174f.

Richardis von Stade, Äbtissin von Bassum = Erbe und Auftrag, 65. Jahrg., Beuron 1989, S. 487-489

Riddagshausen-Tochterkloster Amelungsborns = Berthold Ostermann und Dieter Schrader ed., Beiträge aus dem Kloster Amelungsborn, Bd. 5, Lengerich/Westfalen 1989, S. 95-106

1990

Bilanz des Lionsclubs Hildesheim = „Lion“, 34. Jahrg. 1990, S.196 f.

Die Evangelischen Klöster und Stifte in Niedersachsen = „Lion“, 34. Jahrg. 1990, S.238 f.

Das evangelische Pfarrhaus in Niedersachsen als Beispiel für die Bedeutung des Evangelischen Pfarrhauses, Frankfurt am Main – Bern – New York – Paris 1990, 292 Seiten (Besprechungen: Ortwin Rudloff, *Hospitium Ecclesiae*, Forschungen zur Bremischen Kirchengeschichte, Bd. 18, 1991, S. 180 f.. Eberhard Winkler, *Theologische Literaturzeitung*, 117. Jahrg. 1992, Nr. 1, S. 63. „Documents“, 1991, Nr. 3)

900 Jahre Bernhard von Clairvaux = Norbert Orthen ed., St. Mariä Himmelfahrt, Altenberg, Festschrift 1990, S. 60-66

Die Münzprägung des Deutschen Ordens = Deutsche Ostkunde, 36. Jahrg. 1990, S. 115–123

Die Königin der Instrumente – Predigt zur Orgel-Einweihung = Homiletische Monatshefte, 66. Jahrg. 1990/91, Heft 3, S. 138 f.

Besuch in Schulporfte, Walkenrieds Tochterkloster = Heimatblätter für den Süd-Westlichen Harzrand, Bd. 46, Osterode 1990, S. 44-46

Riddagshausen – Epochen der Klostergeschichte = Braunschweigische Heimat, 74. Jahrg., Braunschweig 1990, S. 71-76

1991

Die Heilige Emma = Alt-Hannoverscher Volks-Kalender, 119. Jahrg. 1991, S. 60 f.

Lag ba-Omer in Meron = Der Landesverband der Israelitischen Kultusgemeinden in Bayern, Nr. 47, Mai 1991, S. 5 f.

Jüdische Friedhöfe in Niedersachsen = „Friede über Israel“, 74. Jahrg. 1991, S. 62-64

Luder (Luther) von Braunschweig = Deutsche Ostkunde, 37. Jahrg. 1991, S. 80 f.

Abt Bertold von Loccum = Deutsche Ostkunde, 37. Jahrg. 1991, S. 154 f.

Ordnung der Einführung einer Kapitularin im Stift Bassum = Konrad Ameln u. A. ed., Jahrbuch für Liturgik und Hymnologie, 1990/91, S. 166 f.

Rinteln als Hochschulstadt = Friedhelm Hesse ed., Schaumburger Heimat, Heft 17/18, Rinteln 1990/91, S. 57-67

Kirche und Pfarrhaus in Deckbergen = Friedhelm Hesse ed., Schaumburger Heimat, Heft 17/18, Rinteln 1990/91, S. 109-114

800 Jahre Johanniter in Niedersachsen, Festschrift zum 40. Jubiläum der Johanniter-Hilfsgemeinschaft Hannover, Hannover 1991, 48 Seiten

Neues Licht auf jüdische Münzen der Zeit des Zweiten Tempels = Der Landesverband der Israelitischen Kultusgemeinden in Bayern, Nr. 50, Dez. 1991, S. 2

Kongreß-Bericht Kalamazoo 1991 (Zisterziensersektion) = Cistercienser Chronik, Bd. 98, Jahrg. 1991, Heft 3-4, S. 161-163

Der biblische Granatapfel im Lichte des neuen Jahrhundertfundes = August Strobel ed., Jahrbuch des Deutschen Evangelischen Instituts für Altertumswissenschaft des Heiligen Landes, 3. Jahrg., Fürth i.B. 1991, S. 87-90

1992

Walther Rathenau – ein preußischer Jude = Der Landesverband der Israelitischen Kultusgemeinden in Bayern, Nr. 51, Febr./März 1992, S. 27 f.

Das Jahr des Herrn im alten Niedersachsen – Festbuch der St. Lamberti-Kirche zu Hildesheim, Hildesheim 1992, 100 Seiten

Golden Globe für „Hitlerjungen Salomon“ = „Friede über Israel“ 1, 1992, S. 17 f.

Große Bauten des Deutschen Ordens = Deutsche Ostkunde, 38. Jahrg. 1992, S. 3-9

Qumran = lutherische monatshefte, 31. Jahrg., Hannover 1992, S. 229 f.

Das Felsengrab des Hohenpriesters Kaiphas: Neue Funde im Heiligen Land bestätigen die biblische Geschichte = lutherische monatshefte, 31. Jahrg., Hannover 1992, S. 520 f.

Artikel Lebuin, in: Biographisch-Bibliographisches Kirchenlexikon Bd. IV, Herzberg 1992. Sp. 1177

Johannes Bugenhagen = 450 Jahre Reformation in Hildesheim = Beilage der Hildesheimer Allgemeinen Zeitung vom 27.8.1992 S.2

Das Jüdische Museum in Braunschweig = „friede über Israel“, 75. Jahrg. 1992, S. 112 f.

Die Münzgeschichte der Abtei Echternach = Institut Monétaire Luxembourgeois Bulletin trimestriel, Sept. 1992, S. 19

Der Deutsche Orden im Sturm der Reformation = Deutsche Ostkunde, 38. Jahrg. 1992, S. 167-169

1993

Marienburg = „Lion“, Jahrg. 1993, S. 26 f.

Deutsche Universitäts-Münzensammlungen = money trend, 25. Jahrg. 1993, Heft 2, S. 36

Niedersächsische Brakteaten = „Geschichte“, 19. Jahrg. 1993, Nr. 2, S. 44-46

Das englische Treasure-Trove-Gesetz = money trend, 25. Jahrg. 1993, Heft 4, S. 77

Zisterziensisches Wirken in Niedersachsen, Hildesheim – Oppermann, 1993. In: Kommission Antiquariat Hieronymus, Ludwigsburg, 132 Seiten (Besprechungen: Bulletin du C.E.R.C.O.R., Centre Européen de Recherches sur les Congrégations et Ordres Religieux, Saint-Etienne, Juli-Dez. 1993 = Nr. 22, S. 52. Jahrbuch der Gesellschaft für Niedersächsische Kirchengeschichte, 91. Bd. 1993, S. 319. „Niedersachsen“, 94. Jahrg. 1994, S. 100. „Erbe und Auftrag“, Heft 4, Beuron 1993, S. 353. Ernst Henze – Abt des Klosters Amelungsborn – Kloster Spuren = Lutherische Monatshefte, 1994, Heft 1, S. 42. Cistercienser-Chronik, 101. Jahrg. 1994, Heft 1/2, S. 62) Die Qumrantexte und das junge Christentum = Lutherische Monatshefte, 32. Jahrg. 1993, Heft 5, S. 39 f.

Artikel Marsilius von Padua in Traugott Bautz ed., Biographisch-Bibliographisches Kirchenlexikon, Bd. V, Herzberg 1993, Sp. 889

Schüler im Dritten Reich = „Geschichte im Westen“, 8. Jahrg., Heft 1, Köln 1993, S. 71-76

Bernward, der Künstlerbischof von Hildesheim = „Lion“ 1993, Heft 7/8, S. 14 f.

Schicksale niedersächsischer Juden unterm Hakenkreuz = „friede über Israel“, 76. Jahrg., Heft 2, Hannover 1993, S. 88 u. 105 f.

Im Heiligen Land schreien die Steine! = „Lion“, 1993, Heft 10, S. 22 f.

Artikel Jacques de Molay, August Neander, Johann Oldecop und Otfried von Weißenburg, in: Traugott Bautz ed., Biographisch-Bibliographisches Kirchenlexikon Bd. VI, Herzberg 1993. Spalten 35-38, 518-520, 1176 f. u. 1334 f.

Jugend im Dritten Reich = Walter Kempowski ed. Das Echo Bd. IV, München 1993, S. 164-169

Eintreten niedersächsischer Pastoren für bedrängte Juden 1933-1935 = „friede über Israel“, 76. Jahrg., Heft 3, 1993, S. 151 f.

Die geistlichen Ritterorden einst und jetzt = Nova Militia, Loccum 1993, Heft 3, S. 75-78

New Light on Jewish Coins of the Second Temple Period = Séminaire de Numismatique Marcel Hoc ed., Proceedings of the XIth International Numismatic Congress, Brussels 1991, Bd. I, Louvain-Le-Neuve 1993, S. 175 f.

1994

Wienhäuser Klostermuseum eingeweiht = „Heimatland“, Hannover 1994, S. 126 f.

Numismatische Rundschau, jeden Monat in Numismatik Spezial, Wien 1994-1996

(Historische) Wert-Papiere = Nostalgie-Revue, 17. Jahrg. (Nr. 186), Heft 2 1994, S. 15-18

Isenhagen 750 Jahre = Cistercienser-Chronik, 101. Jahrg. 1994, S. 51-53

Treffen der Freunde des Klosters Loccum = Cistercienser-Chronik, 101. Jahrg. 1994, S. 53 f.

500 Jahre Äbtissin-Würde in Medingen = Cistercienser Chronik, 101. Jahrg. 1994, S. 15-18

Artikel Petrus Venerabilis u. Potamiaina in Traugott Bautz ed. Biographisch-Bibliographisches Kirchenlexikon Bd. VII, Herzberg 1994, Sp. 382 f. u. 863 f.

Die Filiation der Zisterzienserabtei Altenberg = Festschrift zum 100-jährigen Jubiläum des Altenberger Domvereins, Bergisch Gladbach 1994, S. 23-30

Das Nonnenkloster Nendorf im Landkreis Nienburg = „Erbe und Auftrag“, 70. Jahrg., Beuron 1994, S. 231 f.

Liechtenstein-Numismatik 1984-1994 = money trend, 26. Jahrg. 1994, Nr. 7/8, S. 12 f.

Münze oder Medaille? = „Niedersachsen“, 94. Jahrg. 1994, Heft 3, S. 154

Die Münzen Liechtensteins = Festschrift zur 1. Internationalen Münzenbörse im Fürstentum Liechtenstein, 1994

Artikel Reu, Reuter, Sabas d.Ä., Jacobus Sackmann, Caspar Sagittarius II, in: Traugott Bautz ed. Biographisch-Bibliographisches Kirchen-Lexikon Bd. VIII, Herzberg 1994, Sp. 74-76, 102 f., 1135 f., 1163 f., 1176 f.

100 Jahre Cistercienser Chronik: Kloster Langwaden = Cistercienser Chronik, 101. Jahrg. 1994, Heft 3-4, S. 147-149

„Gott wird Mensch“ = Nova Militia, Heft 3, Loccum 1994, S. 1 f.

Judentum – Mutter des Christentums = „friede über Israel“, 77. Jahrg. (Heft 4) 1994, S. 164 f.

Die Deutsch-Ordens-Kommende Lucklum = Braunschweigisches Landesmuseum, Informationen und Berichte 1-2, Braunschweig 1994, S. 14-18

1995

Äbtissin-Einführung in Fischbeck = „Heimatland“, 1995, Heft 1, S. 7 f.

Unternehmen Bernhard: Das größte Fälschungsunternehmen aller Zeiten = „Numismatik Spezial“, 3. Jahrg., Heft 1/2, Wien 1995, S. 18 f.

Besuch im Kloster Etal = „Erbe und Auftrag“, 71. Jahrg., Beuron 1995, S. 161-163

Numismatischer Besuch in Hersfeld = „Numismatik Spezial“, 3. Jahrg., Heft 4, Wien 1995, S. 22

Die Münzen der Päpste = „Münzen-Revue“, 27. Jahrg., Basel 1995, Heft 4, S. 40 f. u. Heft 11, S. 26-28

Die Zisterzienser auf dem Mittelalter-Weltkongreß in Kalamazoo 1994 = Cistercienser Chronik, 102. Jahrg. 1995, Heft 1, S. 53 f.

Die Loccumer Grangie Hamelspringe = Cistercienser Chronik, 102. Jahrg. 1995, Heft 2, S. 39-42

Artikel Schedel u. Scheibler, in: Traugott Bautz ed. Biographisch-Bibliographisches Kirchen-Lexikon IX, Herzberg 1995, Sp. 26-29 u. 56-65

Artikel Ernst Sonnemann, in: Traugott Bautz ed. Biographisch-Bibliographisches Kirchen-Lexikon X, Herzberg 1995, Sp. 793

Handschriften Niedersächsischer Klöster = Helmut Gehrke u. A. ed.: Wandel und Bestand, Festschrift Bernd Jaspert zum 50. Geburtstag, Paderborn 1995, S. 151-155

Teppichmuseum Kloster Lüne = Erbe und Auftrag, 71. Jahrg., Beuron 1995, S. 423 f.

Die Münzen Bayerns – ein romantisches Sammelgebiet = „Numismatik Spezial“, 3. Jahrg., Nr. 10/11, 1995, S. 24 f.

Zusammen mit Manfred Oppermann: Festschrift 40 Jahre Lions Club Hildesheim, Hildesheim 1995, 171 Seiten (darin zahlreiche Aufsätze von N.H. z.B. über Kloster Lamspringe, Kloster Derneburg, Bernward von Hildesheim und Johann Bugenhagen, sowie Weihnachtsansprache)

Das Kloster Egestorf – Friedrichsburg = Museumsverein Hameln ed., Jahrbuch 1995, Hameln 1995, S. 62-66

St. Martin in Nienburg im Lichte neuer Forschungen = „Heimatland“, Hannover 1995, S. 181-183

Die Engel wiederentdecken = Lion 12, 1995, S. 4f.

August Neander = „friede über Israel“, 78. Jahrg., Hannover 1995, S. 185 f.

1996

Artikel Veit Stoß, Lulu von Strauß und Torney, Sturmius, Suger von Saint Denis, Symeon der Ältere und Symeon Stylites u. Thomas von Kempen = in: Traugott Bautz ed. Biographisch-Bibliographisches Kirchenlexikon XI, Herzberg 1996, Sp. 1-5, 37-39, 149 f., 236-239, 353-358 u. 1396-1398

Artikel Cistercienser im Ev. Kirchenlexikon, 3. Aufl., Bd. 4, Göttingen 1996, Sp. 1387-1389

Glaubensgespräche mit Muslimen = Nova Militia, Jahrg. 1996, Heft 2, S. 13 f.

Ostern – Fest des Lebens = Nova Militia, Jahrg. 1996, Heft 2, S. 57-59

Die 750-Jahrfeier des Stiftes Börstel = „Heimatland“, 1996 (Heft 5), S. 160 f.

Zusammen mit Ursula Heutger: Die Lutherin in hauswirtschaftlicher Sicht. Ein Beitrag zum Lutherjahr = Mitteilungen des Reifensteiner Verbandes, 47. Jahrg. (Nr. 406), Nov./Dez. 1996, S. 10 f.

Niedersächsische Klöster. Eine Festgabe zum 50. Jubiläum des Landes Niedersachsen. Hannover 1996, 118 Seiten (Besprechungen: Nova Militia 1997, Heft 1, S. 71. Jahrbuch der Gesellschaft für Niedersächsische Kirchengeschichte, Bd. 95, 1997, S. 428 f.)

Antiquariat Hieronymus, Ludwigsburg: Klöster, Stifte, Kartausen und Geistliche Gemeinschaften. Jubiläumskatalog 1996 zum 65. Geburtstag von Prof. Dr. Dr. Nicolaus Heutger

Maria – Vom jüdischen Mädchen zur Mutter des Herrn = Nova Militia, Jahrg. 1996, Heft 3, S. 1-3

Die Regierungserklärung des Herrn Jesus = Generalkapitels-Predigt über Matthäus 5,3-10 = Nova Militia, Jahrg. 1996, Heft 3, S. 12 f.

Der Segen der Taufe. Ansprache im Kloster Barsinghausen = Nova Militia, Jahrg. 1996, Heft 3, S. 67 f.

„Macht hoch die Tür“, Nova Militia, Jahrg. 1996, Heft 3, S. 86 f.

Jahrhundertfund wird sichtbar (i. e. Hildesheimer Silberfund) = „Niedersachsen“, 96/97. Jahrg., Dez. 96/97, S. 283

Die häufigsten Fälschungen von Reichsgoldmünzen = money trend, 1996, Heft 12, S. 62 f.

1997

Philipp Melanchthon – Humanist und Reformator = Melanchthon-Gemeinde Hannover-Bult ed. Melanchthon auf der Bult, Hannover 1997, S. 10-12

Die Templer in Niedersachsen = Danielle Buschinger u. Wolfgang Spiewok ed. Die Ritterorden des Mittelalters – Les Ordres Militaires au Moyen Age, Greifswald 1996 = Wodan, Greifswalder Beiträge zum Mittelalter Bd. 67, S. 97-108

Jüdische Spuren in Niedersachsen, Münster 1997, 150 Seiten (Rez.: Aschenas, Zeitschrift für Geschichte und Kultur der Juden 10. Jahrg., Wien – Köln – Weimar 2000, Heft 1, S. 299 f.

Die Gedenkmünzen der Weimarer Republik = money trend, 1997, Heft 3, S. 92

Die niedersächsischen Brakteatenfunde aus dem 13. Jahrhundert = money trend, 1997, Heft 5, S. 106

Verprägungen und kein Ende = Numismatik Spezial 1-3, Wien 1997, S. 37 f.

Meine Zeit in der Epiphanius-Kirchengemeinde (1959-1961) = Begegnungen, Festschrift 40 Jahre Epiphanius-Kirchengemeinde Hannover, Hannover 1997, S. 24-27

Wehrmacht und Judenverfolgung = Lutherische Monatshefte, 36. Jahrg. 1997, Heft 6, S. 37, Nachdruck: Der Landesverband der Israelitischen Kultusgemeinden in Bayern, 11. Jahrg. 1997 (Nr. 73), S. 8

Die Geburt im alten Niedersachsen = „Heimatland“, 1997, Heft 3, S. 83-85

Artikel Cisterciens in: International Encyclopedia of the Church I Grand Rapids, Michigan USA 1997

Das Turiner Grablinnen = Lion, Juni 1997, S. 62 f.

Jüdischer Widerstand in der Shoa = Lutherische Monatshefte, 36. Jahrg. 1997, Heft 9, S. 36-38, auch: „friede über Israel“, Heft 2 1997, S. 64 u. 81-83

Gerhard Wolter Molanus, Abt zu Loccum, als Münzenkenner = XII. Internationaler Numismatischer Kongreß, Vortragszusammenfassungen, Berlin 1997, S. 42

Münzen auf Diana Princess of Wales = money trend, 1997, Heft 10, S. 28-32

Die Geistlichen Ritterorden in Niedersachsen. Zum 40. Jahrestag der Reaktivierung des Templerordens in Niedersachsen, Hannover 1997, 143 Seiten (Besprechung Erbe und Auftrag, Benediktinische Monatsschrift, 74. Jahrg., Beuron 1998, S. 169 f.

Fehldrucke und Specimen von Banknoten = paper money trend, 1. Jahrg. Nov./Dez. 1997, S. 9

Auf den Spuren der spanischen Silberflotten: Münzschatze auf dem Meeresgrund = money trend, 1997, Heft 10, S. 28-32

Joseph, ein Held des Alltags = Nova Militia, 1997, Heft 3, S. 2-4

Die Gottes-Familie, Predigt am 40. Jahrestag der Reaktivierung des Tempelherrenordens in der Stadtkirche in Bückeburg = Nova Militia, 1997, Heft 3, S. 13-16

Die Kommende Lietzen – ein Monument der Ordensgeschichte = Nova Militia, 1997, Heft 3, S. 75-77

Tiere in der Bibel = Nova Militia, 1997, Heft 3, S. 80 f.

Äbtissin-Einführung im Kloster Mariensee = Nova Militia, 1997, Heft 3, S. 85 f.

Kalkriese – Wo Varus seine Legionen verlor ... Lion, 1997, Nr. 12, S. 66-68

1998

Die Münzen der deutschen Kaiserzeit = money trend, 30. Jahrg., Wien 1998, Heft 2, S. 142 f.

ABC des Papiergeldes = money trend, 30. Jahrgang, Wien 1998, Heft 2, S. 164 f.

In memoriam Robert Göbl = money trend, 30. Jahrg., Wien 1998, Heft 2, S. 9

Judentum und Islam = Lutherische Monatshefte, 37. Jahrg. 1998, Heft 2, S. 30 f.

Münzrecht für die Stadt Hannover = money trend, 30. Jahrg., Wien 1998, Heft 3, S. 142 f.

Frauen auf Papiergeld = money trend, 30. Jahrg., Wien 1998, Heft 3, S. 162 f.

Die niedersächsischen Orden und Ehrenzeichen = „Heimatland“, Hannover 1998, S. 43-46

Rechtfertigung – praktisch! = Nova Militia, 1998, Heft 1, S. 74 f.

Der Münzfund von Peckatel = money trend, 30. Jahrg., Wien 1998, Heft 5, S. 10

Die niedersächsischen Schatzfunde des 12. Jahrhunderts = money trend, 30. Jahrg., Wien 1998, Heft 5, S. 61 f.

30 Jahre money trend = money trend, 30. Jahrg., Wien 1998, Heft 6, S. 1 ff.

Hochzeitsmünzen in Geschichte und Gegenwart = money trend, 30. Jahrg., Wien 1998, Heft 6, S. 66 f.

Medicina in nummis = money trend, 30. Jahrg., Wien 1998, Heft 6, S. 78-80

900 Jahre Zisterzienser, Festvortrag des Priors, Landesbischof D. Hirschler, in Loccum = Cistercienser-Chronik, 105. Jahrg. 1998, Heft 2, S. 349-351

Artikel Joseph Wilpert = Traugott Bautz ed. Biographisch-Bibliographisches Kirchenlexikon Bd. XIII, Herzberg 1998. Sp. 1345 f.

Zisterziensische Spuren in Niedersachsen (i. e. Codex Gisle, Osterode u. Walkenried) = „Heimatland“, Hannover 1998, S.129 f.; auch: Cistercienser-Chronik, 105. Jahrg. 1998, Heft 2, S. 346 f.

Der Euro in numismatischer Sicht = money trend, Wien 1998, Heft 9, S. 12 f.

Das Großherzogtum Luxemburg und seine Münzen = money trend, Wien 1998, Heft 9, S. 70-73

Die evangelischen Frauenstifte und -klöster in Niedersachsen, Braunschweig 1998, 174 Seiten (Rez.: Erbe und Auftrag, Benediktinische Monatschrift, 74. Jahrg., Beuron 1998, S. 531)

Geleitwort zu Lienhard Böhmecke, Thanatos – der Schlüssel zum Leben, Frankfurt 1998, S. 9 f.

Artikel Rasputin = Traugott Bautz ed. Biographisch-Bibliographisches Kirchenlexikon Bd. XIV, Herzberg 1998. Sp. 1389-1393

Artikel Rathenau = Traugott Bautz ed. Biographisch-Bibliographisches Kirchenlexikon Bd. XIV, Sp. 1393-1398

Über alles: Die Liebe, Predigt über 1. Joh. 4,8 = Melanchthon-Zeitung, Dez. 1998, S. 5-7

Das Recht der Schatzfunde in Deutschland = money trend, Wien 1998, Heft 10, S. 78 f.

Als alle Milliardäre waren ... Vor 75 Jahren endete die Inflation = money trend, Wien 1998, Heft 11, S. 10 f.

Bauten auf Münzen = money trend, Wien 1998, Heft 12, S. 65-67

1999

Stiftspropst Frithjof Bestmann zum 100. Geburtstag = Alt-Hannoverscher Volks-Kalender, 127. Jahrg. 1999, S. 74 f.

Besprechung von Bernd-Ulrich Hucker, „Stift Bassum“ = Alt-Hannoverscher-Volks-Kalender, 127. Jahrgang 1999, S. 75 f.

Auf dem Weg zum Heiligen Jahr 2000 – Heilig-Jahr-Prägungen in Geschichte und Gegenwart = money trend, 1999, Heft 1, S. 10-12

Niedersächsische Münzschatzfunde aus dem Dreißigjährigem Krieg = „Heimatland“, Hannover 1999, S. 8-11, auch: money trend, 1999, Heft 6, S. 64-66

Zum Goethejahr 1999: Goethe und die Münzen und Medaillen = money trend, 1999, Heft 3, S. 79-82

Klosterkammertag 1999 in Wennigsen = „Heimatland“, Hannover 1999, S. 40-42

Nachruf Fritz Hasso von der Weth = money trend, 1999, Heft 5, S. 20

Die Eckpfeiler des christlichen Glaubens = Predigt auf dem 42. Generalkapitel des Deutschen Tempelherrenordens in der Kommende-Kirche in Lage am 20.3.1999 = „Nova Militia“, Loccum 1999, Heft 1, S. 6 f.

Das Kloster Loccum im Rahmen der zisterziensischen Ordensgeschichte. Hannover (Theodor Oppermann-Verlag) 1999, 310 Seiten (Bespr. Erbe und Auftrag, 75. Jahrg., Beuron 1999, Heft 5, S. 442 f.)

Ehrfurcht vor dem Leben = Nova Militia, Loccum 1999, Heft 2, S. 18 f.

Wikinger-Schatzfunde = Nova Militia, Loccum 1999, Heft 2, S. 36 f.

Das 2. Symposium der Zisterzienser-Akademie = Nova Militia, Loccum 1999, Heft 2, S. 47-49

Neuer Münzschatz im Kloster Bersenbrück = money trend, 31. Jahrg., Wien 1999, Heft 10, S. 8, auch: Heimatland, 1999, S. 177

Tagung evangelischer Zisterzienser in Amelungsborn = „Quatember“, 63. Jahrg., Hannover 1999, S. 162-164

Numismatischer Besuch im Vatikan = money trend, 31. Jahrg., Wien 1999, Heft 12, S. 14 f.

Die Johanniter/Malteser in Geschichte und Gegenwart = Antiquariat Hieronymus, Ludwigsburg, Katalog „900 Jahre Johanniter und Malteser“, 1999, S. 2 f.

Neues aus Kloster Amelungsborn = „Cistercienser“, 2. Jahrg., Chorin 1999, Heft 8, S. 35-38

2000

Orden und Ehrenzeichen = money trend, 32. Jahrg., Wien 2000, Heft 4, S. 56 f.

Judenchristen in Geschichte und Gegenwart = „Die Zeichen der Zeit“, 3. Jahrg. 2000, Nr. 4, S. 37 f.

Das Stift Bassum in Geschichte und Gegenwart = „Quatember“, 64. Jahrg., Hannover 2000, Heft 2, S. 105 f.

Zum 100. Geburtstag von Joachim Jeremias = „Die Zeichen der Zeit“, 3. Jahrg., Hannover 2000, Nr. 9, S. 34 f.

100. Geburtstag Abt Christhards im Kloster Amelungsborn = Erbe und Auftrag, Benediktinische Monatsschrift, 76. Jahrg., Beuron 2000, S. 430-432

Abts-Investitur im Expo-Kloster Loccum = Deutsches Pfarrerberblatt, 100. Jahrg., Frankfurt/Main 2000, S. 489 f.

Rezension Michael Freiherr von Fürstenberg „Ordinaria Loci“ oder „Monstrum Westphaliae?“ – Zur kirchlichen Rechtsstellung der Äbtissin von Herford, Paderborn 1995 = Nova Militia, Loccum 2000, Heft 2, S. 37

Gerhard Wolter Molanus, Abt zu Loccum = Museumsverein Hameln, Jahrbuch 2000, S. 28-40

Das Kloster Amelungsborn: Werden – Wachsen – Wirken. Hannover (Theodor Oppermann-Verlag) 2000, 266 Seiten (Besprechung: „Heimatland“, 2001, Heft 2, S. 70)

Besprechung von Gerhard Lindemann „Typisch jüdisch.“ Die Stellungnahme der evangelisch-lutherischen Landeskirche Hannovers zu Antijudaismus, Judenfeindschaft und Antisemitismus 1919-1949, Berlin 1998 = „Kirchliche Zeitgeschichte“, 13. Jahrg., Heft 1, Göttingen 2000, S. 250 f.

Die Geldzeichen des Holocaust = Der Landesverband der Israelitischen Kultusgemeinden in Bayern, 15. Jahrg., München 2000, Nr. 84, S. 21 f.

2001

Christhard Mahrenholz und der Nienburger Raum = Alt-Hannoverscher Volks-Kalender, 129. Jahrg., Sulingen 2001, S. 82 f.

Epochen der niedersächsischen Geldgeschichte = Alt-Hannoverscher-Volks-Kalender, 129. Jahrg., Sulingen 2001, S. 65-67

Die niedersächsischen Orden und Ehrenzeichen = money trend 2001, Heft 1, S. 66-68

Der umfängliche, historische Teil in Hubertus Müller von Blumencron ed. „Die niedersächsischen Johanniter in Geschichte und Gegenwart“, Hannover 2001